This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

AP
30
N83
1760

Der Verfasser.

Der nordische Aufseher

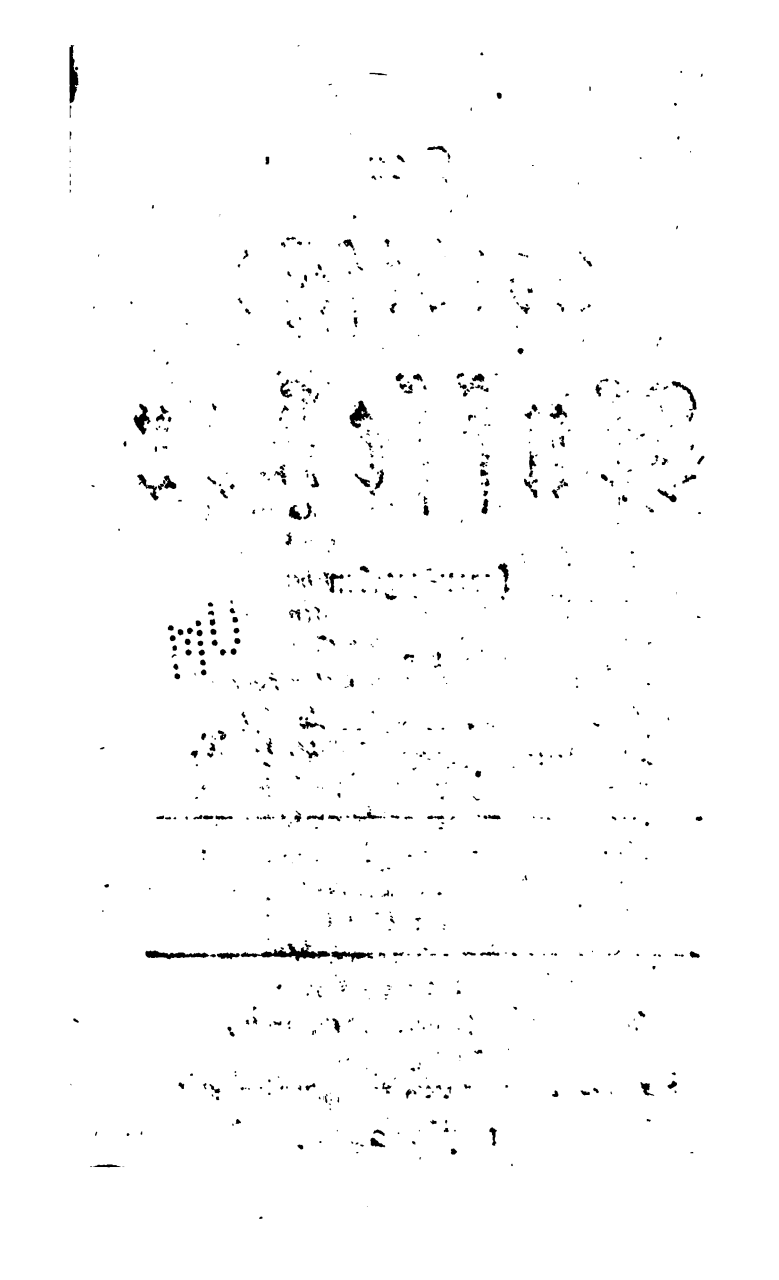
herausgegeben

von

Johann Andreas Cramer.

Zweyter Band.

Kopenhagen und Leipzig,
bey Johann Benjamin Ackermann,
1762.



Lehmann
Erzenberg
9-19-31
24532

Vorbericht.

Da die Absicht und Einrichtung dieser Blätter aus ihrem Inhalte hinlänglich beurtheilt werden kann, so ist eine Vorrede vor dem zweyten Theile so überflüßig, als vor dem ersten. Unterdeß habe ich nicht unterlassen wollen, da eine neue Ausgabe des nordischen Aufsehers in kleinerm Formate und mit kleinerm Drucke veranstaltet wird, die Besitzer dieser grössern zu versichern, daß ich und meine Freunde, ungeachtet wir eine in den Briefen über die neuste Literatur befindliche Critik über einige dieser Blätter mit aller Aufmerksamkeit gelesen und er-

wogen haben, Veränderungen darin
nen zu machen nicht für nöthig hal
ten. Kleine Verbeſſerungen des
Ausdrucks ſind zwar von keiner Be
deutung in Abſicht auf das Ganze;
ſie ſollen doch aber am Ende dieſes
Werkes, welches wir mit dem drit
ten Theile zu beſchließen denken, auch
denen, welche die gröſsre Ausgabe
haben, mitgetheilt werden.

Da die Aufmunterung zur Tu
gend und zum Geſchmacke an der
Wahrheit und an vortrefflichen
Schriften das vornehmſte Augenmerk
der Verfaſſer iſt, ſo halten ſie ſich für
belohnt genug, wenn dieſer Endzweck
auch nur bey einigen nicht ganz ver
fehlt wird.

J. A. Cramer.

Ein und ſechzigſtes Stück.

1

Der Herr iſt Gott! Von Ewigkeiten
Der Herr! Der Herr in unſern Zeiten!
Er war, er lebet, er wird ſeyn!
Was er beſchleußt, wer will es wenden?
Der Weltbau iſt in ſeinen Händen;
Wenn er ſie losläßt, ſtürzt er ein.
Noch aber wandelt ſeine Bahnen
Der Weltbau, den ſein Finger hält;
In ſeiner Allmacht Oceanen
Schwimmt auch der Tropf noch, unſre Welt.

Wie lange noch von ſeinem Echonen
Erduldet, o ihr Nationen,
Die ihr in dieſem Tropfen ſpielt?
Wie lange noch, eh er erwachet,
Allgegenwärtig und verkennet
In keinen Wundern euch gefühlt?
Wie lang ein Vater und kein Rächer,
Ertheiligt und ein Dulder doch!
Er hieng die Erd an Nichts; Verbrecher,
An Nichts auch euch! Wie lange noch?

Nicht ewig, obgleich seine Gnaden
Unendlich sind, und Myriaden
Von Jahren ihm kaum Tagen gleich.
Der Heilige läßt Ewigkeiten
Nicht schänden, auch nicht stets, ihr Zeiten
Der Nachsicht und Vergebung, euch!
Wenn die Gleichheit der Weisen
Zu kühn mit Ehrmeln sich entweiht,
Dann schilt er sie; dann ist sein Schelten
Verderbende Gerechtigkeit.

Der Rächer wachet auf zur Strafe
Zum Tödten, wie ein Held vom Schlafe,
Vom Wein erwacht, das Schwerdt ergreift,
Und würgt, daß Tausende der Krieger
Hinstürzen, ringsum um den Sieger
Zu Leichenhügeln aufgehäuft.
Schon ganze Heere sind gesunken;
Das Schwerdt, das er geschwungen hat,
Würgt noch, und starrt vom Blute trunken
Noch nicht der Ströme Blutes satt.

Noch ein Jahrhundert sprach der Rächer,
Für meinen Erdkreis voll Verbrecher,
Noch ein Jahrhundert der Geduld.

Die

Die Sünderwelt hört nicht die Stimme,
Entſetzt ſich nicht vor ihrem Grimme,
Vervielfacht ihrer Frevel Schuld.
Des Zornes Schätze ſind verſiegelt,
Noch häuft ſie Trotz und Spott auf Spott;
Und das Jahrhundert ſchießt beflügelt
Mit Greuln belaſtet auf zu Gott.

Und nun — ihr Cherubim fallt nieder;
Des Himmels Heere, bebt! Ihr Lieder,
Der Welten Harmonien, ſchweigt!
Deckt, deckt das Antlitz, o ihr Thronen!
Gott zürnt, der Richter will nicht ſchonen;
Der Richter iſt kein Gott, der leugt.
Deckt, deckt das Antlitz, o ihr Thronen,
Bebt mit der Erd und betet an!
Gott zürnt, und will nicht länger ſchonen,
Und hat Verderben angethan.

Und nun gebeut er ſeinen Waſſern;
Noch einen, einen Tag den Haſſern
Vom dem, der ein Jahrhundert gab!
Kein Tag! Der Tiefen Schlünd, ergoſſen
Nun Meer und Waſſerhimmel floſſen
Und donnerten auf ſie herab.

Vertilgt, vertilgt, ihr Weltzerſtörer
Die Freyler, wie der Herr gebot!
Sie ſind vertilgt nun, die Empörer,
Durch Einen allgemeinen Tod.

Die Rieſen ſind vertilgt. Ihr Schöpfer
Tritt in den Koth ſie, wie ein Töpfer
Auf Ton tritt, und die Erd iſt rein.
In Einen Ocean verſchlungen
Nicht mehr entweiht von Läſterungen
Werth eine neue Welt zu ſeyn.
Er ſchließt die Tiefen, und die Seen
Senkt er tief in der Erde Bauch;
Und Noah opfert; in die Höhen
Steigt nun zu Gott ein ſüßer Rauch.

Bey ſeinem ausgeſöhnten Namen
Schwöret Gott, daß ſeines Noah Saamen
Nie eine Sündfluth treffen ſoll.
Ihr Völker werdet nicht Verbrecher!
Es hat den Köcher nach der Rächer
Von tödtenden Geſchoſſen voll.
Sagts von Geſchlechten zu Geſchlechten,
Sagts Enkel euern Enkeln an,
Daß Gottes Grimm die Ungerechten,
So oft er will, verderben kann.

Er

Er trägt die Welt mit ſeinem Worte;
Er wurzelt aus aus ihrem Orte
Die Länder, wenn ſie ihn verſchmähn.
Er zürnt, und alle Himmel beben!
Sein Odem haucht und Welten leben;
Er haucht nicht mehr, und ſie vergehn.
Sagts von Geſchlechten zu Geſchlechten,
Sagts Enkel euern Enkeln an,
Daß er im Zorn die Ungerechten
So oft er will, verderben kann!

Sie ſind ſchon neuer Greuel ſchuldig.
Herr, Herr, barmherzig und geduldig
Und gnädig, langſam zum Gericht,
O ſchau nicht her, o Gott, Verſchoner,
Auf Sodoms frevelnde Bewohner,
Wend ab dein Aug und zürne nicht!
Wenn deine Flammen, Gott, entbrennten,
So möchten Fromme mit vergehn.
Weltrichter ſchone; vierzig könnten
Gerecht ſeyn, zwanzig, oder — zehn!

Ach fänd er dieſe! Doch er findet
Auch die nicht! Nun ſo glüht, entzündet
Euch, Flammen Gottes, tilgt ſie aus!
Strahlt, flammt herab; Jehovah richtet!
Zerſtört, vertilget ſie, zernichtet

Die Stadt voll Greul in Schutt und Graus.
Sagts von Geſchlechten zu Geſchlechten,
Sagts Enkel euern Enkeln an,
Daß er im Zorn die Ungerechten,
So oft er will, verderben kann!

Der Herr verbirgt zahlloſe Plagen
In ſeinen Schätzen, die zu ſchlagen,
Die ihm die Gnade nicht gewinnt.
Doch trägt er, doch verſchont er lieber,
Es brauſt ſein Sturm und fleugt vorüber,
Der Sünder zittert und entrinnt.
Und dennoch fährt er fort zu haſſen
Den, der ihn buldet, trotzt und meint:
Er werde ſtets ſich trotzen laſſen,
Weil ſeine Rache ſpät erſcheint.

Europa wandelt in dem Lichte
Der Wahrheit, ſpottet der Gerichte,
Ein Sodom! Eine Heidenwelt!
Es häuft und thürmet Sünd auf Sünde,
Dann tritt auf das Gebirg von Sünde
Der Rächer, der den Zornkelch hält.
Sieh, ruft ihm eines Donners Stimme,
Der Welt den Taumelbecher hin!
Sie trinke, daß in Blut ſie ſchwimme
Und fühle, daß ich Richter bin!

O Könige, geſetzt auf Thronen,
Zu ſegnen eure Nationen,
Ach haltet den Verderber auf!
Laßt eure Reiche ſich verhüllen
Und ſeufzen, ſeinen Grimm zu ſtillen;
Seufzt, Völker, weint zu Gott hinauf!
Umſonſt! Der Rächer würgt auf Erden,
Und ſeines Zornes Erndte ſoll,
Kein ſoll ſie abgeerndtet werden;
Denn ihrer Bosheit Maas iſt voll.

Unzählbar, ſtürmiſch, wie die Wogen
Des Weltmeers, wenn es brauſt, ſo zogen
Die Nationen aus zum Krieg.
Wie Waſſer haben ſie vergoſſen
Das Blut der Chriſten: Meere floſſen
Durch jeden wandelbaren Sieg.
Noch ſtrömts. Zwar ſinken auch die Wellen;
Der Sturm tobt ſchwächer und ſie ruhn,
(Furchtbare Stille!) mehr zu ſchwellen,
Den Abgrund tiefer aufzuthun.

Und zum Verderben aufgeriegelt
Und von der Grauſamkeit beflügelt
Durchfleugt die Heerſchlucht Reich auf Reich.
Und ihr, ihr wollt Bekenner Gottes
Genannt ſeyn? Chriſten? — O des Spottes!

Wer heuchelt solchen Heuchlern gleich?
Ach können Christen wider Christen
Die Menschlichkeit so wild entweihn,
Und gleich den Tygern in den Wüsten
Nach Raub und Blut so durstig seyn?

Die frölichsten Gefilde trauern,
Umsonst beschützen Wäll und Mauern
Die sichern Städte vor der Wut;
Ein Feuer aus der Höll entzündet,
Flammt, daß man ihre Spur kaum findet,
Bezeichnet nur durch Menschenblut.
Die Väter klagen ihrer Kinder,
Die Kinder ihrer Väter Tod;
Dann jauchzt, dann schwingt der Ueberwinder
Das Schwerdt, das mehr zu würgen droht.

Ach jauchzet nicht Triumphgesänge,
Wo eine jammervolle Menge
Die abgezehrten Hände ringt!
Erbarmet euch der Angst der Armen,
So wird sich eurer Gott erbarmen,
Der seinen Rath durch euch vollbringt!
Baut nicht Trophäen auf die Trümmern
Der Länder, deren Blut noch rauchet;
Es möchte Gott auch euch zertrümmern,
Der euch zu seinen Hammern braucht.

Doch

Doch wo ist Mitleid? Noch zu würgen,
Mehr Todtenhügel aufzubürgen,
Das ist der Wunsch; der Ruhm des Kriegs!
Noch ist das Ende nicht erschienen!
Häuft denn Ruinen auf Ruinen!
Genießt der Früchten eures Siegs!
Gott will's. Es dürstet noch nach Raube
Der Krieger, den nichts rühren kann;
Zertretne Völker flehn im Staube
Noch stets umsonst zu Gott hinan.

Wo fürchtet sich der Mensch zu wüten,
Wenn er der Welt allein gebieten
Allein will frey und furchtbar seyn?
Ihr Wellen braust nicht? Euch empöre
Kein Sturmwind und der stillen Meere
Durchstürme nur der Mensch allein!
Er, er wird toben, wird zerschmettern,
Wird quälen; plündern; — selbst den
Freund!
Ergrimmter als in Winterwettern
Die Flut! Ein unversöhnter Feind!

O Brüder all aus einem Blute
Gebohren! Tobte nur nicht, ruhte

Der Blutdunst nur in eurer Brust!
Erschrecken würdet ihr, erzittern,
Die Menschheit würde sie verbittern,
Der blutenden Triumphe Lust!
Was sind Eroberer am Tage
Des fürchterlichen Weltgerichts?
Vor Gott was sind sie, unser Plagen?
Ein Greuel seines Angesichts!

O Scandinavien erhebe
Die Hände! Bete, daß er lebe,
Dein Friedrich, seiner Völker Freund!
Nimm Weihrauch, zünd ihn an, und bitte,
Daß Gott mit Heil Ihn überschütte,
Ihn, über den kein Jammer weint!
Der Oelzweig grünt in seinen Händen!
O möchte doch der Herr Ihn weihn,
So vieler Völker Angst zu enden,
Und sie durch Ihn, wie uns erfreun!

Du strafst, Weltrichter, doch dein Will
Ist auch Erbarmen! Sey denn stille
O Schwerdt des Richters, ruh einmal!
Ach endlich fahr in deine Scheide;
Verwandle Herr in Ruh und Freude
Des Kriegs genug empfundne Quaal!

La

Laß, laß die Schwerdter nun ermüden!
Schmelzt, Völker, ſie in Sicheln um!
Euch gebe der Erharmer Frieden,
Ihn, unſers Vaters Luſt und Ruhm!

Zwey und ſechzigſtes Stück.

Man wird wenig Menſchen finden, welche nicht zuweilen die ſchon alten Klagen über die Kürze und Flüchtigkeit des Lebens erneuern, und nicht wünſchen ſollten, daß ſie es verlängern und die Zeit auf ihrer ſchnellen Flucht aufhalten könnten. Aber wie ſelten ſind nicht diejenigen, denen ſolche Klagen Ehre machen, und können wohl ſolche Wünſche bey ihnen ein Ernſt ſeyn, welche ſich in ſo vielen unbeſchäfftigten Stunden ſo oft über die unerträglich lange Dauer derſelben beſchweren, ihnen Flügel wünſchen, und es gerne ſähen, wenn zuweilen ganze Tage und ganze Wochen aus ihrem flüchtigen Daſeyn ausgetilgt werden könnten, weil ſie nicht wiſſen, was ſie mit ſich und mit ihrer Zeit anfangen ſollen?

Es

Es giebt zwar, (zur Ehre des menschlichen Geschlechtes sey es gesagt!) einige ausserordentliche Menschen, welche so begierig sind, zur Verherrlichung ihres unendlichen Urhebers und zur Beförderung der allgemeinen Wohlfarth zu leben, so sorgfältig, keine Gelegenheit, die sich ihnen anbeut, Gutes zu thun, und keine einzige von ihren Pflichten zu vernachlässigen, so erfinderisch in der Erfindung nützlicher Unternehmungen und so glücklich in der Ausführung vortrefflicher Absichten, daß sie vielmehr für die Grösse ihrer Tugend und für ihren Eifer, mit ihrem Leben zu wuchern, zu wenig Zeit zu haben scheinen. Allein so wenig sie derjenigen sind, welche so viele Talente vergraben, oder misbrauchen und vernichten, so klein ist doch die Anzahl dieser bewunderungswürdigen Menschen. Den Meisten wird sie zur Last, und ungeachtet sie ein so kostbares Gut ist, daß es selbst der Dankbare nicht wieder erstatten kann, so bieten sie es doch einem jeden zum Raube dar, sehr zufrieden und glücklich, wenn sie einen Räuber finden. Gedenken, wie der Araschnaer sagt, durch die Zeit, als durch ein Land

voll

voll wilder und öder Einöden; man möchte durchfliegen können, um desto geschwinder zu den angenehmen Ruheplätzen zu kommen, die man in der Ferne zu entdecken glaubt. Man kann also leicht begreifen, daß ein Jahr für sehr viele unter uns eine erschrecklich lange Zeit seyn müsse; daß es eine große Menge Stunden darinnen geben werde, über welche sie nicht anders als sehr verlegen seyn können.

Was soll Cidalinde mit einem ganzen Jahre anfangen? Mit acht tausend sieben hundert und sechzig Stunden? Sie muß nothwendig erschrecken, wenn sie dann denkt, wie wenig ihr zuweilen nur eine einzige Stunde wird. Ich will gar nicht sagen, daß sie für die ganze Summe zittern dürfte. Sie hat ihre Einrichtung schon so getroffen, daß die meisten, vergehen, ohne daß sie ihre Flucht einmal bemerkt. Allein so genau die Berechnung ist, die ich über ihre Zeit gemacht habe, so finde ich doch noch immer eine beträchtliche Menge von Stunden, die ihr sehr zur Last seyn müssen. Man kann sich leicht davon überzeugen, wenn man folgende sehr billige

Berech-

Berechnung nur mit einem flüchtigen Blick durchgehen will:

Zum Schlafe. Für einen zärtlichen Körper, kann nicht weniger gerechnet werden, als zehn Stunden auf Tag und Nacht. Beträgt im Jahre 3650

Zu Conferenzen mit dem Medicus. Gesundheit ist zwar ziemlich gesund; allein man hat zuweilen Vapeurs. Man fürchtet auch oft, daß man krank werden könne, wenn man es auch noch nicht ist. Auf die Woche nur anderthalb Stunden gerechnet, macht im Jahre 117

Zum Ankleiden. Nur zwo Stunden; denn sie kann diejenigen Frauenzimmer nicht ausstehn, die so viel Zeit vor dem Spiegel verderben. Macht 730

Zum Essen. Nun drey Stunden des Tags, den Caffee eingerechnet. Macht 1095

Visiten anzunehmen. Die Woche nur dreymal, und auf einen

Besuch

Besuch nur in allem zwo Stunden. Beträgt 312

Zum Spiele. Denn der Mensch muß doch eine Gemüthsergetzung haben. Nicht alle Tage versteht sich, nur dreymal in der Woche und jedesmal nur sechs Stunden, welches gedig viele Damen sehr billig finden werden. Macht in allem . 936

Zum Kirchengehn. Denn Cibelinde ist keine Heidinn. Alle Sonntage und Festtage ists nicht möglich; man hat seine Verhinderungen. Vierzigmal im Jahre und jedesmal zwo Stunden. Beträgt . 80

Zur Oper und Comödie. Man lebt in der großen Welt, und was würde diese sagen, wenn man sie keiner Loge gesehen würde? In sieben Monaten die Woche nur einmal ungefähr vier Stunden, beträgt zusammen 120

In den Wagen ein und aussteigen. Auf die Woche nur drey Stunden, beträgt 150

Den

Den Wäschenzettel täglich anzusehen. Denn Cidalinde bekümmert sich um ihre Oeconomie. Auf die Woche in allem zwo Stunden, macht 104

Zum Spazieren und Ausfahren auf dem Lande. Für fünf Monate sind auf den Monat 123 Stunden gerechnet, beträgt 615

Summa 8043

Diese von der Summe aller Stunden des Jahres abgezogen 8760

Bleiben 717 Stunden.

Wirklich sieben hundert und eilf Stunden, die alle unbesetzt sind! Was soll Cidalinde thun, sich von so viel Stunden zu entledigen? Gesetzt sie hielte den Aufseher, weil ich mir doch wohl schmeicheln darf, ein Modeblatt zu schreiben, und sie brauchte auch zum Ansehn und Weglegen jedesmal eine Viertelstunde, welches gewiß reichlich gerechnet ist: So macht doch das im ganzen Jahre nicht mehr als

unge-

ungefähr dreyzehn Stunden, und es bleiben noch immer faſt ſieben hundert volle Stunden übrig. Was ſoll ſie thun? Leſen?

Den Augen ſchadet vieles Leſen,
Und ihr Paar Augen iſt ihr lieb.
Ungedruckt.

Arbeiten? Aber Arbeiten ſchickt ſich nicht für Vornehme. Und was können Damen von einem gewiſſen Stande arbeiten, wobey ſie nicht ſitzen müſſen? Sie müſſen ſo ſchon genug ſitzen. Viel Sitzen aber macht hypochondriſch und kann die beſte Geſundheit verderben. Für ſeine Geſundheit ſoll man ſorgen. Alſo kann man leicht denken, daß man in ſieben hundert Stunden viel Langeweile haben müſſe. Man kann daraus ſehen, welche nützliche Einflüſſe alle Arten von Künſten ins menſchliche Leben haben. Denn wenn es weder Poeten, noch Componiſten, noch Kartenmacher gäbe: Wie würde eine Cidalinde mit einem ganzen Jahre auskommen können?

Unterdeß hat doch Cidalinde eine ſolche Einrichtung getroffen, daß ſie ihrer meiſten

Stunden fehlen wird, ohne
eben sehr davon beschwert zu fühlen, u
wenn nun sich ja nicht zu helfen weiß, so ku
sie mit ihrem Manne reden, oder einmal
der Gesellschaft ihrer Kinder einschlafen, o
den Schneider sprechen, oder den Kaufma
kommen und sich allerley neue Stoffe vor
gen lassen, und in die übrige Langeweile m
sie sich finden. Denn Vornehme müssen d
auch etwas zu leiden haben, ob es gleich
großes Leiden ist, wenn man nicht weiß,
man mit seiner Zeit hin soll. Aber wie
den Herr von Fortunat machen wird,
von der seinigen zu befreyen, das weiß
nicht. Ein junger Herr von drey oder v
und zwanzig Jahren darf gewiß nicht so l
geschlafen, als eine Dame. Mit acht St
den kann er sehr bequem auskommen;
wären zwar für einen von den seltnen M
schen, von denen ich im Anfange geredet
be, sieben hundert und dreyßig gewonn
aber er hat eine Last mehr. Nun darf
wohl auch nicht so viel Stunden aufs S
wenden, als Cidalinde. Denn wenn
Dame auch alle Tage noch mehr dazu best

men wollte, als dieſe thut: Es wird doch niemand die dem ſchönen Geſchlechte ſchuldige Achtung und Höflichkeit ſo weit vergeſſen, daß er ſie eine Spielerinn heißen ſollte. Eine Perſon aus unſerm Geſchlechte muß ſchon vorſichtiger ſeyn. Den Küchenzettel wird er gewiß nicht anſehen; in die Oper wird er nicht kommen, weil er kein Italieniſch verſteht; in die Kirche auch nicht, weil er nicht zum großen Haufen gehören will. Vielleicht braucht er auch eine Viertelſtunde weniger zu ſeinem Anzuge. Wenn ich alles dieſes überrechne, ſo kann er leicht tauſend leere Stunden mehr haben, als Cidalinde. Was ſoll er mit ſo vieler Zeit hin? Ein Amt hat er nicht; ſeine eignen Angelegenheiten braucht er nicht ſelbſt zu beſorgen; dafür bezahlt er ſeinen Schreiber, und auf ſeinen Gütern den Verwalter. Was bleibt ihm alſo übrig? Denken; Studiren, wird vielleicht ein beſchwerlicher Rathgeber ſagen. Aber das Denken hat ſchon lange angefangen, unter jungen Herren abzukommen, und das Studiren noch mehr. Denn wenn man reich iſt, oder einmal Kriegsdienſte nimmt: Was

braucht man viel zu wiſſen? Und dazu gehör
doch allezeit Kopfbrechen. Wie ſehr beklag
ich alſo nicht den Herrn von Fortunat we
gen des langen Jahres, wovon noch nich
einmal vierzehn Tage zurückgelegt ſind!

Als ein Ironiſte ſollte ich freylich alle
denen, die zu viel Zeit haben, ein Mitte
vorſchlagen, ſie zu verkürzen. Ich kenne abe
kein andres, als dasjenige, welches ſcho
lange vor mir mein Großoheim, der Zuſchauer
vorgeſchlagen hat. Dieſes iſt die Ausübung
der Tugend. Allein was kann ein Aufſeher
mehr thun, wenn ſie keinen Geſchmack daran
finden? Was für eine Veränderung müßte
nicht mit ihnen vorgehen? Vielleicht könnte
ſie in ihren Herzen gewirkt werden, wenn ſie
erwägen wollten, daß dieſes Jahr für al
Cidalinden und Fortunate das letzte ſeyn
könnte. Der Gedanke iſt freylich ſehr ernſt
haft; Aber wenn er mit Ernſt gedacht würde
Wie würden ſie die Zeit nicht ſchätzen lernen
Und wie gern würden ſie nicht der Ermah
nung folgen, die eines Youngs ſo würdig
iſt: Gieb ſie, wie Geld mit ſparender
Hand aus; zahle keinen Augenblick hin

ohne damit ſo viel zu erkaufen, als er werth iſt, und was er werth ſey, dgrum frage die Sterbebetten. — Ueberall herrſcht Zeitvertreib, des Menſchen höchſter Wunſch; Spielen iſt Leben: Und iſt es denn auch ein Spielwerk zu ſterben?

Drey und ſechzigſtes Stück.

Der Ackerbau belohnt, wenn man ihn zu dem Grade von Vollkommenheit zu bringen ſucht, zu dem er durch Wiſſenſchaft, Klugheit und Fleiß gebracht werden kann, mit einem ſolchen Ueberfluſſe, und es iſt theils die Bevölkerung, von welcher das Anſehn und die Sicherheit eines Staates abhängt, theils die Aufnahme aller Arten von Manufacturen und Gewerben, worauf ſich eine geſegnete und weitläuftige Handlung gründet, ſo unmöglich, wenn er entweder mit Nachläſſigkeit getrieben, oder durch unüberſteigliche Hinderniſſe in ſeiner möglichen Verbeſſerung aufgehalten wird, daß alle öffentlichen Anſtalten zur Beförderung deſſelben einen je-

ben, dem die allgemeine Glückseeligkeit nicht gleichgültig ist, eben sowohl zur Dankbarkeit verpflichten, als sie eine lebhafte Freude in ihm erwecken müssen, wenn er selbst auch an den Vortheilen, die daraus entspringen, keinen unmittelbaren Antheil haben sollte. Denn in einem gemeinen Wesen ist alles so genau mit einander verbunden; alles, es sey Vollkommenheit oder Unvollkommenheit, hat einen so ausgebreiteten Einfluß auf alle Mitglieder des Staats, daß die Glückseeligkeit des Ganzen, nothwendig Glückseeligkeit eines jeden Theiles seyn muß, wenn solches auch von unachtsamen Augen niemals bemerkt würde.

Diese Gesinnungen erwachten in mir, als ich vor einigen Tagen die vortreffliche Verordnung las, mit welcher unser ehrwerthester König den Beschluß des vorigen Jahres für seine Unterthanen so merkwürdig gemacht, und die mannichfaltigen Denkmale seiner väterlichen Liebe und Sorgfalt für ihre Glückseeligkeit durch einen neuen und billig unvergeßlichen Beweis vermehrt hat; eine Verordnung, welche den Eigenthümern in

Seeland

Gröland neue Quellen des Gewerbs eröfnet, weil ſie ihnen die Freyheit giebt, die ſchädliche Gemeinſchaft der Felder und Weiden zu treffen aufzuheben. Sie iſt in ihrer ganzen Einrichtung ſo beſchaffen, daß wir niemand zu dem Namen eines Patrioten ein Recht zu haben ſcheint, deſſen Herz, ſo bald ſie ihm bekannt iſt, nicht von neuen Empfindungen der zärtlichſten Zuneigung und Dankbarkeit gegen ſeinen König durchdrungen wird. Und niemand ſollte gewiß dankbarer ſeyn, als der Eigennützigſte, weil ihm eine ſo vortreffliche Gelegenheit angeboten wird, in ſeinen Beſitzungen neue Eroberungen zu machen. Schon mein Vergnügen iſt ſo lebhaft, daß ich nicht mehr Freude empfinden könnte, wenn ich der größte Eigenthümer in Gröland wäre. Ich bin nun aufs neue in meiner Ueberzeugung beſtärkt, daß Dänemark, ſo viel der Eifer eines Königes, als ein Vater zu regieren, und die Treue derer, die er zur Ausführung ſeiner Abſichten braucht, dazu beytragen kann, eins der glücklichſten und geſegnetſten Reiche ſeyn, und die Schuld, wenn wir das Gegentheil davon entdecken ſollten,

bloß an uns selbst, und theils an ungläcklichen Vorurtheilen, von denen wir uns nicht losreißen wollen, theils an dem Mangel unsres Eifers, unsrer Einsicht und Lust, glücklich zu werden, liegen müsse.

Weil eine Wohlthat, die die allgemeine Wohlfarth betrifft, auch von denen erkannt und gepriesen zu werden verdient, die keine Wissenschaft von den Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten unsers Landwesens haben; so werden mir meine kundigern Leser erlauben, denen, die nicht so gut, als sie, unterrichtet sind, aus einem vorzüglich schönen Schreiben über diese Materie, das man in dem ersten Theile des dänischen ökonomischen Magazins findet, theils die nöthigen Begriffe von dem, was man unter der Gemeinschaft der Felder und Uebertrifften versteht, mitzutheilen, theils einige ungemein schädliche und nachtheilige Folgen derselben kurz zu zeigen.

Es giebt in unterschiednen dänischen Provinzen dreyerley Arten gemeinschaftlicher Felder. Zu der ersten Art gehören diejenigen oft sehr großen Stücken Lands, worauf

ver-

verschiedne Dörfer ihr Vieh weiden lassen, und diese werden die eigentlichen Ueberwisser genannt. Zur andern Art gehören die, worauf die verschiednen Theilhaber eines Dorfs ihre Heerden grasen lassen können; eine dritte Art der Folleskab oder Gemeinschaft entspringt daher, daß die Felder der Bauern unter einander liegen, und keiner die seinigen von den Aeckern der andern abgesondert hat. Jede Art der Gemeinschaft hat ihre schädlichen Folgen; aber die andre und dritte Art gründen sich gewissermaassen auf die erste, ohne deren Hebung die Abschaffung der übrigen unmöglich ist.

Die nachtheiligen Folgen dieser Gemeinschaften sind beynahe unzählbar und leuchten jedem verständigen Kenner des Landwesens in die Augen. Ja es ist, sie einzusehen, nicht einmal nöthig, daß man selbst ein Landmann sey. Man braucht nur die niedrigen Leidenschaften zu kennen, von denen die meisten Menschen in ihren Handlungen regiert werden; man brauche nur zu wissen, daß sie gemeiniglich eigennützig, herrisch und eifersüchtig auf einander zu seyn, oder doch nach

bloß eigensinnigen Einfällen zu handeln pflegt, um den mannichfaltigen und sehr wichtigen Schaden zu begreifen, der aus dem gemeinschaftlichen Besitze und Gebrauche gewisser Felder nothwendig entspringen muß. Man kann sich leicht vorstellen, daß gemeinschaftliche Weiden verschiedner Dörfer oder verschiednen Theilhaber übersetzt werden. Das Gesetz verbietet es: allein wer kann immer wachen und zusehn, ob jemand mehr Vieh darauf treibe, als er nach dem Rechte sollte? Folglich graßt immer eine gröſſre Anzahl darauf, als davon erhalten werden kann. Die meisten Thiere, die auf solchen Weiden gehn, kommen entweder wegen des Mangels der nöthigen Nahrung um, oder bleiben so unansehnlich und klein, daß sie dem Besitzer mehr zur Last als zum Nutzen gereichen. Ueberdieß schicken sich auch die meisten Ueberschwemmten nicht zu Weiden, welches entweder natürliche oder künstliche Wiesen seyn sollten; als Saatland aber würden sie ihre Theilhaber reich machen. Es giebt vernünftige Eigenthümer, die dieses wohl einsehen, aber andre, die immer Freyheiten und Herrlichkei-

lichkeiten zu verlieren befürchten, und sich oft wider die nöthigsten Aenderungen setzen, blos um ihre Macht zu zeigen, die ihnen ein gemisbrauchtes Gesetz giebt, hindern alle bessern Einrichtungen, die vorgeschlagen werden mögen. Die Aecker können entweder nicht genug ausruhn, oder wegen der schlechten Umstände des Viehes durch die Düngung nicht hinlänglich verbessert werden. Kein Dorf ist vor dem andern, und kein Eigenthümer vor dem andern seiner Feldmarken mächtig: Wer kann denn die Versuche anderer Völker nachahmen, oder zur grössern Aufnahme des Ackerbaues selbst neue Versuche anstellen? Die Höltzungen müssen zugleich unendlich leiden, und wie sehr sollten sie nicht bey dem überall in Europa immer mehr einreissenden Holtzmangel geschont werden? Wenn auch einige Eigenthümer einen Wald einzäunen wollen, um den Anflug des jungen Holtzes zu befördern oder zu schützen; So werden es diejenigen hindern, die einen Antheil an der Grasung darinnen haben. Und wie schädlich ist nicht diese Gemeinschaft für die Eigenthümer in Absicht auf die Jagd, da

jeder,

jeder, der in einem Dorfe nur vier Tonnen Hartkorn besitzt, auf der gemeinschaftlichen Ueberfläche alles niederschießt, was er antrifft, und dadurch alles Wild aufreiben würde, wenn es nicht auf den Hauptgütern oder in den königlichen Holzungen gehegt würde? Die Gemeinschaft der Bauernfelder unter einander, ist vielleicht in einem noch grössern Grade schädlich. Keiner kann sein Feld nach seiner Einsicht und nach seinen besondern bäuerigern oder bessern Umständen auf die vortheilhafteste Art für sich gebrauchen, weil einer von allen abhängt, und alle von einem abhängen. Der Landmann kann nicht säen, wenn er will; er kann nicht erndten, wenn er will; seine Saat mag reif oder unreif seyn, er muß aberndten; denn die schon einen Winter und fast auch einen Sommer durch ausgehungerten Kühe sollen sich auf den Erndtefeldern, die mehr Gras als Rocken oder Gerste getragen haben, erholen und zu Kräften kommen, um auf den Winter wieder hungern zu können. Alles dieses sind große Uebel, die aus den Gemeinschaften entspringen, und ihre Anzahl ließe sich leicht vergrössern. Wenn

sie

ſe gehoben werden: Welche Vortheile müſſen nicht dadurch ſowohl alle Eigenthümer, als alle ihre Bauern gewinnen? Die Erfahrung hat es ſchon an den Gütern bewieſen, deren Eigenthümer wegen der Theilung unter einander einig werden können, und dadurch die Einkünfte derſelben faſt bis auf die Hälfte verbeſſert haben. Ueberdieß kann man ſowohl an den holſteiniſchen, als auch an einigen ſchleswigiſchen Bauern ſehen, welch ein Glück es ſey, ſeine Felder mit einer völligen Unabhängigkeit von ſeinen Nachbaren bearbeiten zu können.

Alle Vortheile nun, die auß der Aufhebung der Gemeinſchaft der Ueberdriften und andrer Felder unausbleiblich entſpringen müſſen, können nun erhalten werden, nachdem unſer ehemuyſter König die Abſonderung der Dörfer und Eigenthümer von einander in ihren Feldern durch die Theilung und Einhegung derſelben oder durch Verwechslung und Umtauſch zugelaſſen und verordnet hat. Die ſo ſchädliche Jagdgerechtigkeit auf vier Tonnen Hartkorn iſt eingeſchränkt und auf zehne geſetzt, und zugleich iſt anbefohlen, die

Mooſe

Moose und Sümpfe abzugraben, und in wirklich fruchtbares Land zu verwandeln, die Bäche zu reinigen, und dem Wasser einen freyen Lauf zu machen. Welche Summen kann nicht Seeland allein in einem einzigen Jahre durch eine so heilsame Verordnung gewinnen! So nöthig sie zur Verbesserung und Aufnahme unsers Landwesens war, mit so vieler Weisheit, und Vorsicht, allen nur einigermaassen scheinbaren Beschwerden und allen Processen vorzukommen, mit so vieler Großmuth, Gnade und Liebe gegen die Unterthanen ist sie abgefaßt. Anderwärts suchen die Beherrscher ihre Einkünfte oft mit dem Verderben und Elende eines ganzen Volkes zu vergrößern; hier sucht der Monarch die Einkünfte seiner Unterthanen zu vergrößern, ohne selbst dabey zu gewinnen zu wollen, welches doch keinem rechtschaffnen Mann unbillig vorkommen würde. Denn der König erklärt ausdrücklich, daß die Uebertroffen, die in fruchtbare Aecker verwandelt werden möchten, ungeachtet der erhöhten Nutzung derselben, dennoch in der Matrikul nicht höher angesetzt werden sollten; überdieß geschehen auch den Eigenthümern

Ver-

Verheißungen beſonderer Begnadigungen, wenn ſie wirklich Fleiß anwenden wollen, reicher und glücklicher zu werden. Er überläßt es ihnen, ſich über die Abtheilung oder die Verwechslung der gemeinſchaftlichen Felder mit einander zu berathſchlagen, und die vortheilhafteſte Art, auf die ſie vorgenommen werden kann, ſelbſt zu überlegen. Unparthepiſche und der Sache kundige Schiedsrichter ſollen allen vorkommenden Streit entſcheiden, und weil alle neuen Einrichtungen mit einiger Beſchwerlichkeit verknüpft zu ſeyn pflegen: So hat der Wohlthäter ſeiner Staaten ſelbſt die edle und liebreiche Verordnung, ſeinen Unterthanen vorzuſtellen, daß diejenige, was ihre Vorältern Nützliches im Landweſen eingerichtet hätten, auch nicht ohne Beſchwerlichkeit und Mühe eingerichtet worden wäre. Wer aus der Geſchichte oder aus eigner Kenntniß weiß, mit welcher Unfreundlichkeit und Härte in andern Ländern die ökonomiſchen Umſtände und Einrichtungen derſelben zuweilen verändert worden ſind, der muß gerührt werden, wenn er einen unumſchränkten Beherrſcher eine ſo gü-

tige

ige Sprachmeister halten, und sollten es denn nicht alle die seyn, die der König seine getreuen und treuen Unterthanen nennt? Wenn derjenige ein vortrefflicher Vater ist, der seine Kinder mit allen seinen Bemühungen glücklich zu machen sucht, unter vortrefflichen Vätern aber derjenige, als der beste genennet zu werden verdient, der, von ihr ungeartete Kinder zu haben hofft, gutmüthig genug ist, mehr ihr Rathgeber und vertraulicher Freund, als ihr Beherrscher zu seyn: Was sind wir denn nicht unserm Friedrich schuldig, und was müssen wir nicht thun, den Namen seiner Väter und ihm gleichende Unterthanen zu verdienen?

Vier und sechzigstes Stück.

Ich habe über die Betrachtung, welche die Anwendung der so kostbaren und unwiederbringlichen Zeit betrifft, unterschiedene Briefe erhalten, die ich heute meinen Lesern mittheilen will. Man wird aus den Gedanken, welche sie bey meinen Correspondenten

heuten veranlaßt haben, ſehen, daß die Bemühungen eines Moraliſten zwar ſelten den Eindruck hervorbringen, den er zu machen wünſcht; daß er aber doch nicht ganz an dem Nutzen derſelben zu verzweifeln Urſache hat, und zuweilen, beſonders unter dem Frauenzimmer, Herzen findet, auf welche ſeine in ihren Endzwecken ſo vortrefflichen Lehren die verlangte Wirkung thun. Doch ich habe keinen Raum zu einer längern Vorrede. Hier ſind die Briefe.

Mein Herr,

Ich würde in dem unruhigen und misvergnügten Zuſtande meines Herzens, worein mich Ihre Betrachtung über den Werth und die Anwendung der Zeit geſetzt hat, noch unzufriedner mit mir ſelbſt ſeyn, als ich ſchon bin, wenn ich Ihnen nicht die Wirkungen bekannt machte, die es auf mich gehabt hat, und billig auf einen jeden machen ſollte, welcher ſich noch nicht bis zu einer völligen Unempfindlichkeit gegen die Stimme der Wahrheit verhärtet hat. Zu meiner eignen Demüthigung muß ich geſtehn, daß ich mich in

Ihrer Cidalinde ſo deutlich finde, als wenn ich das Original zu Ihrem Gemälde geweſen wäre, und möchte nur dieſes kränkende Bekenntniß eine Genugthuung für alle die Zeit ſeyn, die ich ſchon in meinem Leben verloren habe! Ihre Rechnung über die Stunden einer ſo leeren und unbedeutenden Perſon, die leider! unter unſerm Geſchlechte nur allzuviele ihres Gleichen hat, erſchreckte mich eben ſo ſehr, als ſie mich beſchämte. Ich bin ſchon in meinem zwey und dreyßigſten Jahre, und ich bin verheyrathet; ich habe Töchter, die ich in der Meinung, ſie zur großen Welt geſchickt zu machen, völlig nach mir zu bilden anfieng, und in allen dieſen Jahren habe ich die einzigen würdigen Endzwecke meines Daſeyns eben ſo ſehr verkannt, als vernachläſſigt. Sie ſind alle verloren; unwiederbringlich verloren! Wie bitter iſt nicht dieſe Wahrheit, die ich nicht läugnen kann, und wie bekümmert ſie mich nicht! Ich muß Ihnen alles ſagen: ich bin unruhig, niedergeſchlagen, unglücklich, elend; nicht allein, weil ich die verfloßnen Jahre nicht zurückrufen kann, ſondern auch, weil ich nun nicht weiß, was

ich

ich mit der Zeit, die ich noch vor mir ſehe, anfangen ſoll. Ich weiß mich eben keiner Unordnungen ſchuldig, die man gemeiniglich Laſter nennt; aber ich ſehe auch in meinem Leben nicht die löblichen Handlungen, die, wie ich nun zu glauben anfange, mehr wahres Vergnügen geben müſſen, als alle die Kleinigkeiten, Eitelkeiten und Zerſtreuungen, worinnen wir von einer Thorheit zur andern flattern und fröhlicher zu ſeyn ſcheinen, als wir wirklich ſind. Ich ſchlafe nicht ſo lange mehr als ſonſt; denn die unruhigen Gedanken, die ſie in mir erweckt haben, verwandeln ſich in Träume, die mich früh genug aufwecken; aber deſto länger wird mir der Tag. Ich ziehe mich geſchwinder an; denn nun iſt mir meine Toilette verhaßt, woran ich ſonſt ſo ernſtlich berathſchlagen konnte, was für eine Blume ich in die Haare ſtecken oder wie ich meinen andern Putz nach der neueſten Mode verändern ſollte; aber auch dadurch bekomme ich eine leere Stunde mehr, die ich nicht auszufüllen weiß. Bey Tiſche bringe ich noch eben ſo viel Zeit zu, als ſonſt, weil ich nicht von mir ſelbſt abhalte. Ich

empfange; ich gehe noch Beſuche; man ſieht mich auch noch bey dem Spieltiſche; denn ich kann die Furcht, lächerlich zu werden, nicht ausſtehn; aber ich bin mir überall zur Laſt, weil mich überall der Gedanke verfolgt, daß ich meine Zeit ſehr ſchlecht anwende. Mein ganzes Haus ſieht es, daß ich übel aufgeräumt bin; meinem Manne, der ein halber Fortunat iſt, beſorge ich zur Laſt zu fallen! alles was ich thue, um mich aufzuheitern, iſt vergebens; alle Welt ſagt, daß ich bis zum Melancholiſchwerden hypochondriſch bin; aber ach! ich brauche es nicht erſt zu werden. Wenn ich keine andre Geſellſchaft habe als mich, eine verdrießliche Geſellſchaft; So will ich leſen; doch kaum habe ich ein ernſthaftes Buch in der Hand; kaum fange ich an zu leſen: So ſind die Gedanken weg, und es fehlt mir eben ſo viel Aufmerkſamkeit, als Luſt. Was ſoll ich nun thun, lieber Herr Aufſeher, und was meinen Sie zu meinem Zuſtande? Wie ſoll ich mich von meinen Unruhen befreyen, und ohne lächerlich zu werden, meine Zeit beſſer anwenden? Ich will mich nicht entſchuldigen; aber mein

werthe-

weisheste Herr, es bleibt doch auch gewiß, daß wir anders erzogen seyn sollten. Ertheilen Sie uns doch ja einige Regeln zur vernünftigen Erziehung unsrer Töchter, und geben Sie dadurch Ihren Blättern einen neuen Werth. Wenn Sie einen Rath und auch Trost für mich wissen: So werden Sie dadurch sehr verbinden

Ihre mir sich selbst äuserst misvergnügte Leserinn,

Meliſſa.

Meliſſa ist auf dem Wege, nicht allein ihre Zeit zu gewinnen, sondern auch glücklicher zu werden, wenn sie nicht die Zerstreuung, zu der gemeiniglich diejenigen ihre Zuflucht zu nehmen pflegen, welche zu glauben anfangen, daß sie Ursache haben, mit sich selbst unzufrieden zu seyn; wenn sie vielmehr eine ernstliche Untersuchung ihrer Pflichten als das erste und sicherste Mittel braucht, von ihren gegenwärtigen sehr heilsamen Unruhen befreyt zu werden. Ein Frauenzimmer, und ein Frauenzimmer von Stande hat große und wichtige Pflichten. Meliſſa wird bald mit ihrem eignen Herzen ausgesöhnt

werden, wenn sie diese Pflichten zu kennen und auszuüben sucht; wenn sie muthig genug ist, die ersten Beschwerlichkeiten zu überwinden, die sie auf ihrer neuen Laufbahn antreffen wird! Sie ist verheyrathet und zwar an einen braven Hofmann. Wie glücklich ist sie nicht vor tausend andern, daß der Gefährte ihres Lebens solches nur halb ist! Er wird ihn bessern, wenn sie sich gebessert hat. Denn was ist einer edlen und weisen Zärtlichkeit unmöglich, und wie viel kann die Tugend nicht ausrichten, wenn sie die Gestalt eines Frauenzimmers annimmt? Melissa hat Töchter. Wenn sie dieselben nicht für die grosse Welt, sondern für die künftige Welt bildet, die allein diesen Namen verdient: Mit welcher Freude wird sie nicht auf die Stunden zurücksehn, wo sie zuerst den kostbaren Werth ihrer Zeit kennen lernte! Und wie beneidenswürdig wird nicht ihr Schicksal seyn, wenn sie in den Jahren ihrer Kinder, worinnen sie dieselben zur Religion und zu einem würdigen Gebrauche ihres Lebens anführt, alle diejenigen wiedergewinnt, die sie selbst zeither verloren hat! Die Welt mag vors erste glau-

glauben, daß die Ursache von der Veränderung ihrer gegenwärtigen Lebensart Hypochondrie ist; in der Folge wird sie erstaunen, daß es Tugend war. Sie wird sie dann bewundern und tausendmal glücklicher preisen, als den in der That mehr übel aufgeräumten als lustigen Herrn, von welchem nachstehendes Schreiben kömmt.

Mein Herr,

Nach und nach werden Sie immer unerträglicher; ein Bekenntniß, das Ihnen vermuthlich nicht angenehm seyn wird, daß Sie aber, wie Sie es anfangen, wohl verdienen. So lange Sie in Ihrer Sphäre blieben, konnte ich Sie leiden, und wenn mir Ihre Moral zu trocken war, so wußte ich mir zu helfen; ich las sie nicht. Aber nun vergessen Sie sich. Denken Sie vielleicht, daß ich mich schämen werde, Ihnen zu sagen, daß ichs errathen habe, wen Sie unter dem Herrn von Fortunas meinen? Sie irren sich. Ich achte, was ein Stubensitzer von einem Gelehrten schreiben mag, zu wenig, als daß ichs Ihnen verbergen sollte, wie sehr ich Ihre Satyre verlache. Was geht Ihnen meine

Zeit an? Was haben Sie sich zu bekümmern, wie ich sie anwende? Sie können, mein sehr beschäfftigter Herr, nicht begreifen, was ich damit anfangen werde; ich, der ich jung bin, und Vermögen genug habe, mir so viel frölliche Tage zu machen, als ich will? Denken Sie vielleicht, daß ich voll Verzweiflung über meine lange Weile Ihre finstern Blätter bis zum Gähnen lesen, und wieder lesen und noch einmal lesen werde? Was sich doch ein alter finsterköpfischer Moralist einbilden kann! Sie verdienten zwar eine Begegnung, die ich nicht nennen will; aber man muß mit einem Autor Ihrer Art ein wenig Mitleiden haben. Wie kann ein Einsiedler wissen, was man in der großen Welt thut? Man muß es Ihnen aber einmal für allemal sagen, daß man in der großen Welt keine lange Weile hat. Ich bin gar nicht, ob ich gleich früher, als die Damen aufbin, mit meiner Zeit verlegen; so lange es noch Toiletten, Antichambern, Assembleen, Spieltische, Jagd und Oper, und einen Stall giebt, worinnen man zuzusehn hat, was der Engelländer und der Brillant macht. Ich könnte noch von tausend andern

Beschäff-

Beschäfftigungen reden; aber ein bürgerlicher Kopf kann sich keinen Begriff davon machen, und die Herren überweisen Gelehrten bereden sich gar leicht, daß wir in der großen Welt eben solche Grillenfänger seyn müssen, als sie sind. Aber so weit soll es mit mir nicht kommen. Also überlassen Sie mir nur meine Zeit, ohne sich über ihre Anwendung zu ängstigen; fangen Sie mit der Ihrigen an, was Sie wollen, und danken Sie mirs, daß Sie dasmal so gut davon kommen.

Anton von Frölich.

Mein Herr,

Da ich vor kurzem bey einem Herrn war, dem ich gegen eine billige Erkenntlichkeit mit meinem sauern Schweiße diene; denn ich diene meinem Nächsten gern, wenn ich keinen Schaden davon habe, und etwas ehrliches dadurch erwerben kann: So sah ich während der Zeit, daß er seinen Wechsel schrieb, ein gedrucktes Blatt auf dem Tische liegen. Die Neugierigkeit ist zwar mein Fehler nicht; das Neue ausgenommen was man auf der Börse erfährt, und als ein rechtschaffner

Kaufmann wissen muß; Da ich aber so viel Zahlen auf demselben erblickte: So nahm ichs in die Hand, weil ich immer viel mit Rechnungen zu thun gehabt habe. Ich habe niemals etwas von Ihren Blättern gehört; denn, mein Herr, ein Mann, der seinen Geschäfften nachgeht, kann sich mit dem Lesen nicht abgeben, und viel Lesen ist, mit Ihres Erlaubniß, mein Herr, in meinen Augen auch ein Müßiggang; die Connoissementer und Avisen nehmen einem so schon Zeit genug weg. In diesen schweren Zeiten hat man alle Hände voll zu thun, daß ein ehrlicher Mann nicht zurückkomme, und es ist so schwer etwas rechtes zu verdienen, daß man eben sein liebes Geld nicht für Bücher ausgeben darf. Denn, mein Herr, Bücher sind doch immer ein todtes Capital, und etwas zu thun, damit man nichts verdient, ist, verzeihen Sie mirs, mein Herr, in meinen Augen eine Thorheit. Unterdeß kann ich doch nicht unterlassen, Ihnen meine Zufriedenheit zu bezeugen, da ich sehe, daß Sie ein Freund der Arbeit und Geschäfftigkeit sind. Die Cidalinde, die Sie so hübsch heruntermachen, muß

doch

doch eine rechte Müßiggängerinn ſeyn, und wie viel muß ſie nicht jährlich ihrem Manne koſten! Gewiß, mein Herr, ich klagte auf die Eheſcheidung, wenn ich eine ſolche Verſchwenderinn zur Frau hätte. Wie könnte es denn ein ehrlicher Mann mit ihr ausſtehn! Dem Himmel ſey Dank, daß ich eine Frau habe, die jeden Dreyling dreymal umwendet, ehe ſie ihn ausgiebt. Doch genug davon! Könnten Sies, mein Herr, nicht durch Ihre Blätter dahin bringen, daß man zehn pro Cent für ſeine Capitale auf ſichre Hypothek bekommen könnte? In dieſen bedenklichen Conjuncturen, wo das Geld ſo rar wird, ſind das gewiß ſehr billige Intreſſen, und wers braucht, würde es gerne geben. Alsdann entſchlöſſe ich mich wohl, Ihre Blätter zu halten, obgleich drey Schillinge und ein Dreyling ſehr viel für ein Blatt gedrucktes Papier iſt, und ich am Ende des Jahres wohl mehr als die Hälfte daran verlieren möchte; die Renten ungerechnet. Ich bin, auf billige Bedingungen, allezeit,

Mein Herr,

Ihr dienſtbereitwilliger Diener,

Nicolaus Agio.

Fünf

Fünf und sechzigstes Stück.

Da unsre Herzen zur freudigen Unterwerfung unter alle Befehle und Führungen Gottes um so viel williger seyn müssen, je vollkommner und lebhafter unsre Ehrerbietung gegen ein Wesen ist, welches der einzige Gegenstand der äußersten Bewunderung aller seiner Geschöpfe zu seyn verdient: Es sollten wir uns oft mit Vorstellungen beschäfftigen, die in uns das ihm schuldige Erstaunen unterhalten und vergrössern können. Keine Gedanken können diesen wichtigen Endzweck glücklicher befördern, als diejenigen, welche die Betrachtung der Hoheit Gottes in jedem Verstande hervorbringen muß, der zu großen Begriffen nicht ganz unfähig ist. Wir empfinden eine natürliche Neigung in uns, dasjenige zu verehren, was in seinen Eigenschaften, Kräften und Wirkungen über uns oder über andere Gegenstände erhaben ist, die mit uns verknüpft sind. Zu welch einer tiefen feyerlichen

ihm Ehrfurcht und Anbetung wüssen wir denn uns nicht verbunden und angefeuert fühlen, wenn wir uns bestreben, Gott in seiner unendlichen Majestät zu denken! Denn was für eine Unermeßlichkeit ist es nicht, die sein Daseyn, sein Wesen, seine Eigenschaften, seine Thätigkeit, und seine Absichten über die fast unendliche Reihe seiner Geschöpfe erhebt!

Gott ist der Höchste. Welch ein Gedanke! Welch ein Reichthum großer Vorstellungen liegt in dieser einzigen Idee nicht! Er kann von keinem einzigen Wesen völlig gedacht, von keinem ganz empfunden werden. Jeder Gedanke, der sich mit ihm beschäftigt, muß, wenn er des Allervollkommensten nicht zu unwürdig seyn soll, mit dem Begriffe der Unendlichkeit verbunden seyn, und dennoch wird Er in keinem einzigen ganz gedacht. Je reiner und heller unsre Ideen werden; je mehr sie von aller Sinnlichkeit entfernt sind; je weiter sie sich über alle Sphären der Endlichkeit und Einschränkung emporzuschwingen streben, desto mehr erstaunt zwar die bewundernde Seele; desto

ge-

gewisser wird sie, daß sie den Höchsten denke; aber desto unaussprechlicher wird er auch für sie; desto mehr sieht sie, daß sie vergebens arbeitet, sich seiner Höhe zu nähern, und dennoch bleibt es ihre Schuldigkeit, von jeder neuen Stufe, die sie ihm näher gekommen ist, zu noch höhern hinaufzusteigen.

Es hat tiefsinnige Weltweisen gegeben, welche behauptet haben, daß wir nicht sowohl die wahre Existenz selbst, als vielmehr nur einen Schein davon besässen. Ein überkünstelter Gedanke, der schwer von dem Vorwurfe des Widerspruchs gerettet werden kann! Unterdeß hat er doch das Schicksal andrer Irrthümer: er ist eine halbe Wahrheit. Gott ist selbst in seinem Daseyn auf eine unbegreifliche Weise von andern Wesen unterschieden. Er ist nicht allein die Quelle aller Wirklichkeit und Dauer, welche wir in seinen Geschöpfen finden, sondern er besitzt auch eine Art des Daseyns, die mit keiner andern Wirklichkeit verglichen werden kann. Ich werde seyn, der ich seyn werde: Dieses ist sein erhabenster Name, den ihm die

Of-

Offenbarung giebt: ein Name, der in einem noch hellern Lichte glänzt, wenn sie ihn in andern Stellen auf folgende Weise umschreibt: Der da war, der da ist, der da seyn wird. Welche Geheimnisse liegen nicht darinnen! Die ersten Geister müssen darinnen ein unergründliches Meer von Gedanken finden, von denen jeder eine neue Tiefe ist.

Ich bin; allein wie lange ist es wohl, daß ich sagen kann: Ich war! Ich war vor einem Jahre, vor zehn Jahren, vor dreyßig, vor sechzig, vor achtzig Jahren. Man findet zuweilen einige, welche sagen können: Ich war vor hundert Jahren. Aber welch ein Alter! Welch eine seltne Erscheinung ist ein solcher Greis nicht! Ein Leben von noch mehr Jahrhunderten scheint so etwas Unermeßliches zu seyn, daß sogar die Offenbarung angefeindet worden ist, weil, nach ihrer Erzählung, vor den Zeiten der Sündfluth viele Menschen beynahe tausend Jahre erreicht haben. Aber welch eine unendliche Anzahl von Zeitläuften würde nicht auch ein tausendjähriger Mensch hinter dem Anfange sei-

seines Daseyns, antreffen! Die Dauer dieser Sonne mit ihren Planeten ist groß; aber der beflügelte Gedanke eilt die Gränzen derselben bald, und es mögen vielleicht schon lange vor ihrem Daseyn unzählbare andre Welten den Ruhm ihres Schöpfers verkündigt haben. Wer wagt sich mit seinen Gedanken an das Alter der Engel? Denn es sind gewiß nicht alle Geister, in Betrachtung des unveränderten Zustandes ihrer Existenz, gleich den Menschen, wie die Blumen, welche gestern aufblühten und heute verwelken. Doch wenn es auch einen Geist gäbe, dessen Daseyn mit dem Leben aller Menschen nicht ausgemessen werden könnte; so würde er doch nicht, wie Gott, von allen Zeitpuncten sagen dürfen: Ich war.

Gott ist ewig, und unveränderlich ewig; er ist der, der da ist. Unser Daseyn ist ein entlehntes Daseyn; es ist noch zu stolz gesprochen, unsre Wirklichkeit einen Tropfen aus seiner Existenz zu nennen. Die Sonnen werden in ihre ersten Finsternisse verlöschen; die Welten, worinnen wir so viel Ordnung, Uebereinstimmung, Schönheit

und

und Pracht bewundern, werden einsinken, und wir Ameisen auf einem kleinen unmuthigen Hügel könnten mit ihm auf eine kleine Zeit in Staub verwandelt; alle Geister könnten mit der ganzen Reihe der Erschaffnen in Nichts vertilgt werden, und doch gäbe es auch alsdann noch eine unendliche grenzenlose Wirklichkeit, das unermeßliche Daseyn des, der allein sagen kann: Ich bin, der ich bin.

Wir dürfen hoffen, daß Gott alle Erschaffnen im Daseyn erhalten werde; die Unendlichkeit seiner Güte verbindet uns, an ihrer Fortdauer zu zweifeln. Unterdeß existirt doch auch das beständigste und unwandelbarste Geschöpf nicht auf die Art, wie Gott existirt. Die besten werden in einem ewigen Wirbel von Abwechslung und Veränderung umhergetrieben, niemals sich selber gleich, immer entweder im Abnehmen, oder im Wachsthume. Der Mensch theilt sein Leben in Jahre, Monate, Tage, Stunden und Minuten; er denke sich aber noch kleinere Theile desselben, die vielleicht für gewisse Arten von Geschöpfen ein langes Le-

ben sind; auch in einer so kleinen Dauer wird er nicht, wie Gott, von sich sagen können: Ich bin, der ich bin. Niemals hat er eben dieselbe Summe von Bewußtseyn, niemals eben dieselbe Summe von deutlichen und dunkeln Gedanken, niemals eben dieselbe Summe von Begierden und Empfindungen. Jetzt drängen sich diese Gedanken ans Licht, und plötzlich verdunkeln sie sich, um andre empor kommen zu lassen; wir erwählen in diesem Augenblicke, was wir in dem nächsten verwerfen; eine Empfindung unterdrückt die andre; ein Wunsch, ein Entschluß streitet den andern, wie in einem Strome Tropfen den andern fortstößt. Welch ein Unterschied zwischen dem Daseyn des Menschen in dem dunkeln Schooße seiner Mutter, und zwischen dem Daseyn desselben in der ersten Kindheit! Wie wenig gleicht er sich selbst, wenn er noch, wie eine Pflanze, wächst, und wenn er zum erstenmale dankbar gegen seine Mutter lächelt, und nun zu beweisen anfängt, daß er eine Seele hat; wenn er die ersten Worte stammelt, und wenn er zum Knaben,

oder

oder vom Knaben zum Jünglinge aufblüht, oder vom Jünglinge zum Manne, und vom Manne zum Greise reift! So mannichfaltig sind die Veränderungen, denen der Mensch in seinem Daseyn unterworfen ist, und der erhabenste endliche Geist muß gleiche Abwechslungen in seinem Daseyn erfahren. Keiner ist mehr, der er war; keiner wird der seyn, der er itzt ist. Dieses ist Gott allein. Sein Daseyn leidet keine Abwechslung, er ist, der er war; er wird der seyn, der er ist; er ist, der er seyn wird, über alle Geschöpfe in seiner Dauer erhoben, der Ursprung und die Quelle, aus dem ein jedes endliches Daseyn nach dem andern hervorfließt, ohne daß sie dadurch verändert oder erschöpft würde.

Von keinem Geschöpfe läßt sich sagen, daß es sey, was es seyn wird. Der Engel wird nicht aufhören, ein Engel zu seyn; der Mensch wird nicht aufhören, ein Mensch zu seyn; die Unterschiede zwischen den verschiedenen Arten endlicher Wesen sind beständig; ihre Naturen werden nicht in einander verwandelt werden, und dennoch kann man

von keinem einzigen weder in Absicht auf seine Eigenschaften und Zustände, noch selbst in Absicht auf sein Daseyn sagen, daß es sey, was es seyn wird; denn seine Dauer ist niemals die Ewigkeit; er wird nur in der Ewigkeit seines Gottes fortdauern. Alle Zeitalter, die wir leben sollen, reichen nicht an seine Dauer; es sind immer Schranken, in denen wir fortwandeln. Wie wir keinen Zeitpunct wissen, wo einmal Gott nicht gewesen wäre; so können wir uns auch keinen vorstellen, wo er nicht seyn, wo er nicht eben derselbe seyn wird. Es ist nur für uns eine Glückseeligkeit, daß wir künftig nicht seyn werden, was wir gegenwärtig sind. Wir wären äußerst elend, wenn wir immer einerley Empfindungen, immer einerley klare oder deutliche Vorstellungen hätten; wenn wir immer in dem ermüdenden Kreise eben derselben Wünsche und Begierden umherschweifen müßten, immer in einerley Schranken von Erkenntniß und Wissenschaft eingeschlossen. Gottes Seeligkeit hingegen besteht darinnen, daß er seyn wird, der er war und ist; eben so seelig, ehe er schuf; eben so seelig,

nach-

Nachdem er unzählbare Welten zur Wirklichkeit gebracht hat; ein Weſen, das über alle war, das über alle iſt, das über alle ſeyn wird.

Welch eine Höhe, zu welcher wir uns mit unſern Vorſtellungen empor zu ſchwingen ſuchen, ohne ſie erreichen zu können! Wer kann die Natur des Höchſten begreifen, da es kein einziges Geſchöpf giebt, von deſſen Weſen wir uns ganz deutliche Begriffe machen können. Wir ſehen von allen nur die Oberfläche. Wir haben viel, ſowohl von unſerm Körper, als von unſerer Seele entdeckt; der Zergliederer und der Philoſoph haben ſich mit einem gleichen Eifer beſtrebt, unſre innerſte Beſchaffenheit zu erforſchen, und den Menſchen mit dem Menſchen bekannt zu machen: aber wie unendlich viel bleibt uns nicht von uns verborgen! Welche Geheimniſſe, die wir nicht aufklären können! der Körper iſt kein Geiſt, und der Geiſt kein Körper; man empfindet den Unterſcheid dieſer Begriffe, aber wer hat noch die Frage beantwortet: Was iſt das innre Weſen des Geiſtes? Was iſt das innre Weſen des Körpers? Doch laßt uns anneh-

nen, wir verstünden die geheimnißvolle Beschaffenheit eines jeden Dinges; gesetzt, wir sähen das Innerste der Schöpfung vor uns aufgedeckt; wir überschauten, wie Gott das Wesen aller Geschöpfe, von dem ersten Geiste an, dessen Gedanken am nächsten an den Gedanken seines Schöpfers gränzen, bis auf den Wurm, vom Wurme bis zum Sonnenstäublein, und von diesem, das vielleicht noch erstaunlich zusammengesetzt ist, bis auf das, über welches sich tiefer hinunter nichts kleiner denken läßt; gesetzt auch, daß wir nicht allein dieses alles, sondern auch die Verschiedenheiten, die ein jedes Ding zu einem besondern Wesen machen, deutlich begreifen könnten, und es reichen ohne Zweifel Ewigkeiten nicht zu, uns eine solche Kenntniß zu geben, weil das Endliche dem Unendlichen sich wohl immer nähert, es aber doch niemals ganz erreicht: Dennoch könnten wir mit allen solchen Kenntnissen nicht einmal einen bejahenden Begriff von dem Wesen Gottes in uns hervorbringen. Die Wesen aller Dinge sind, wenn sie auch alle vereinigt werden könnten, kaum ein Schatten

ten von dem seinigen; der Schatten ist aber nicht die Sonne. Das Wesen Gottes ist etwas Höheres; es ist ein Wesen über alle Wesen. Wer muß nicht über die Hoheit desselben erstaunen, wenn er sich in diese Betrachtungen vertieft? Wer empfindet seine Endlichkeit so wenig, daß er ihn nicht mit der tiefsten Erniedrigung seines Herzens anbeten sollte? Und wenn wir uns vorstellen, daß dieses so erhabne Wesen auf unsre Niedrigkeit herabsieht, und mit Augen der zärtlichsten Güte und Erbarmung herabsieht: Wer verkennt alsdann seine Schuldigkeit so sehr, daß er nicht in den Ausruf des königlichen Dichters einstimmen sollte: Herr, was ist der Mensch, daß du sein gedenkst, und des Menschen Kind, daß du dich sein annimmst!

Sechs und sechzigstes Stück.

Die natürliche Neigung beyder Geschlechter gegen einander ist von solcher

Wichtigkeit, daß die Regeln, welche sie regieren und in der Ordnung der Weisheit und Tugend erhalten müssen, die äußerste Aufmerksamkeit verdienen. Der freygeisterische Theil der Welt, der seine Leidenschaften durch keine Gesetze einschränken lassen will, sieht diesen Hang der Natur für eine hinlängliche Entschuldigung aller der Unordnungen an, worein sie sich stürzen. Allein was kann man anders von denen erwarten, die so wenig Achtung gegen die Würde ihrer Natur haben, daß sie sich selbst zu den Thieren erniedrigen, die in ihren Empfindungen und Bewegungen nur von ihrem Instincte getrieben werden? Und was könnte wohl diese die Vorstellungen eines Ironside andächten, die so lange ohne Eindruck bleiben müssen, so lange er ihnen nicht zum Gebrauche der Vernunft verhelfen kann, welche sie entweder schon verloren haben, oder noch zu verlieren, sich alle mögliche Mühe geben?

Der Mensch ist in vielen Begierden nur dadurch von der niedrigen Classe der lebendigen unterschieden, daß er dieselben seiner

Ver-

Vernunft unterwürfig machen kann. Diese und die Religion, von der nicht ohne Grund behauptet wird, daß sie nichts anders, als eine höhere und sicherere Vernunft sey, sind uns eben dazu verliehen, daß wir die Endzwecke unsrer Leidenschaften, Neigungen und Begierden untersuchen, und diese in eine solche Uebereinstimmung und Ordnung untereinander bringen sollen, ohne welche jene nicht erreicht werden. Diese Bestimmungen aber, nach denen sie eingeschränkt werden müssen, sind unsre Selbsterhaltung, die Vollkommenheit unsrer Natur, und das Beste der menschlichen Gesellschaft. Das sind die Grenzen, die keine Neigung überschreiten darf, und wer sie überschreitet, der versündiget sich gegen den Urheber seines Wesens durch seine zügellosen Begierden, und er wird alle die nachtheiligen Folgen verantworten müssen, die aus einer ungehinderten Sättigung derselben sowohl in Absicht auf die Zerrüttung seiner eignen Natur, als in Absicht auf das Beste andrer Wesen entspringen können. Er wird sich vergebens auf einen natürlichen Hang

berufen, um er nur anspreng, damit er einen stärkern Antrieb hätte, grosse und wichtige Endzwecke durch Ordnung und Weisheit glücklicher und selbst mit einem lebhaften Vergnügen zu erfüllen.

Diese Betrachtungen, die in alle Handlungen des Lebens sehr glückliche Einflüsse haben müssen, sollten auch den Umgang beyder Geschlechter mit einander regieren. Ungeachtet es unter ihnen Personen geben mag, die in der Trunkenheit der Eigenliebe sich stolz genug zu seyn scheinen, so ist dennoch jedem die Gesellschaft des andern angenehm. Melia scheine auf ihre Figur einen noch so hohen Werth zu setzen, sie achte vor dem Spiegel das Lob des Stutzers noch so wenig, weil sie ihren eignen Augen mehr als fremden zutraut; ich glaube doch, daß sie ihren Spiegel, trotz aller ihrer Selbstzufriedenheit, vor Verdruß zerbrechen könnte, wenn die artige Figur immer in ihr Putzzimmer eingeschlossen bleiben sollte, und ich will ihr stolzes Auge schon belauschen, wenn es auf die Mine eines artigen Herrn lauern sollte, um daraus eine Schmeicheley für sich

zu

zu leſen. Eben das behaupte ich von den ſtolzeſten Chapeaus in Kopenhagen, die zwar auch auſſer dem Cirkel von Damen über ein gutfriſirtes Haar mit einem ſo innigen Vergnügen lächeln mögen, als etwa eine Cleliä über ein glücklich angebrachtes Bouquet lächelt, die aber doch nicht mehr gekränkt werden können, als wenn ſie eine Zeitlang von keinem Frauenzimmeraug beobachtet würden. So ſehr beſtätigts die Erfahrung, daß der Umgang beyder Geſchlechter mit einander Vergnügen giebt, gleichwie dieſes Vergnügen wirklich mit mannichfaltigem Nutzen begleitet iſt.

Die Welt würde viel von ihrer Vollkommenheit und Schönheit verlieren, wenn der öffentliche Umgang des weiblichen und männlichen Geſchlechtes mit einander aufgehoben, und jenes, wie bey den orientaliſchen Nationen in den innerſten und verborgenſten Theil unſer Häuſer verſchloſſen würde. Gewiſſe Unordnungen und Laſter würden zwar bey einer ſo ungerechten Verbannung des Frauenzimmers nicht begangen werden; auch würden tauſend Lächerlichkeiten und Thorheiten

heiten verschwänden, die den Poeten und Satirenschreibern einen so reichen und unerschöpflichen Stoff für ihren Witz verschaffen; es würde an Spitterinnen, an artigen Herumläuferinnen, an unerbittlichen Spröden, an Koketten, und an Coquetten fehlen; man würde auch keine allerliebste süße Herren, keine Liebäugler, Witzlinge und amoureuse Gecken sehen. Das wäre freylich ein Gewinn; allein er wäre doch so groß nicht, wegen den Verlust, den wir erleiden müßten, ersetzen könnte. Denn was würde aus tausend Mannspersonen werden, die weder mit ihrem Kopfe, noch mit ihrem Herzen für die menschliche Gesellschaft brauchbar, und doch nicht ganz unerträglich sind, weil durch den Umgang mit dem schönen Geschlechte wenigstens ihr Aeußerliches angenehm oder leidlich ist. Was würde das gemeine Wesen mit Amyntorn anfangen, von dem man itzt beynahe nicht merkt, daß er eine bloße Null darinnen ist? Er hat weder Wissenschaft noch Geschicklichkeit zu gemeinnützigen Geschäften, und seine Seele ist in dem achtund zwanzigsten Jahre ihres Da-

seyns

seyns noch immer eine unbeschriebne Tafel; es müßten denn Thorheiten darauf stehn, woran ich doch auch zweifle, weil gewiß immer die eine die andre auslöscht. Gleichwohl erscheint er in allen Gesellschaften, ohne eben mißfällig zu seyn. Er geht aus Neigung gegen die Damen so gut gekleidet, als ein Mann, der auf sein Aeußerliches nicht weniger als auf seine Seele hält; denn er läßt seine Kleider bey dem besten Schneider arbeiten; er macht ein nichtsbedeutendes Compliment, und jede Verbeugung anstatt als kein Tanzmeister; er erzählt euch (einige meinen aus dem Nicaval, andre aus dem Pepliers;) einige Histörchen so natürlich, als wenn er sie selbst erdacht hätte; er behauptet seinen Platz an jedem Spieltische zum Vergnügen jeder Dame, die mit ihm spielt, und niemand übertrift ihn in der Kunst, die Karte zu mischen, und im Anstande sie zu geben.

Jedoch es giebt weit wichtigere Vortheile, die aus einem wohleingerichteten Umgange beyder Geschlechter entspringen und entspringen können, wenn sie sich nur beyder-

von

von den Grundsätzen einer wahren Tugend und Ehre regieren lassen. Es scheint, daß sich jedes Geschlecht von dem andern durch seine eignen Vollkommenheiten und Vorzüge unterscheiden soll; der Grund davon mag nun entweder in der Natur eines jeden, oder in der gegenwärtigen Einrichtung der Welt liegen. Die Tugend soll sowohl unsre höchste Ehre, als der vornehmste Schmuck des Frauenzimmers seyn; in ihr vereinigt sich die Bestimmung des einen und des andern Geschlechtes. Allein sie kann verschiedne Eigenschaften und Gestalten annehmen, und in jener muß sie verehrt und bewundert werden. Nach meinem Urtheile muß die Stärke, die unserm Körper eigen ist, auch in Absicht auf die Tugend, als unser unterscheidender Charakter angesehen werden; die Schönheit hingegen und die Gefälligkeit, als das besondere Merkmal der weiblichen Tugend, also daß diese in dem Grade liebenswürdiger seyn muß, in welchem jene mehr Ruhm und Ehre verdient. Man würde mich aber sehr unrichtig verstehen, wenn man daraus schließen wollte, daß ein Frauenzimmer

keinen

keinen Anspruch auf die Ehre, und ein tugendhafter Mann keinen Anspruch auf die Liebe machen könnte, indem niemanden eine Vollkommenheit entzogen wird, weil man gegründete Ursachen hat, ihm einen gewissen Grad davon nicht beyzulegen. Daß die weibliche Tugend nicht die moralische Stärke erreichen kann, die für die unsrige möglich ist, das kömmt von den Umständen her, worein Frauenzimmer gesetzt sind; sie ist ein entbehrlicher Vorzug für sie, weil sie zu ganz andern Beschäfftigungen bestimmt sind, als wir. Und wie leicht können sie nicht gewisse Arten von Ehre entbehren, von denen sie doch nie völlig ausgeschlossen sind, wenn sie mehr geliebt werden? Eben so ist es in Absicht auf die Schönheit der Tugend unmöglich für uns, eben so reizend und liebenswürdig zu seyn, als das Frauenzimmer, wenn wir auch den Körper gar nicht mit in Rechnung bringen. Wir sind in eine Sphäre von Geschäfften eingeschlossen, worinnen wir gewisse Fähigkeiten unsrer Seele nicht zu der Feinheit ausbilden können, welche über Gespräche und Handlungen den heitern

Glanz

Glanz verbreitet, der sie einnehmend macht. Unsre Sitten würden also immer eine gewisse Dunkelheit und mißfällige Rauhigkeit behalten, wenn sie nicht durch den Umgang mit dem reizendern Geschlechte gemildert würden.

Damit nun jedes Geschlecht des andern würdig und die natürliche Neigung zwischen dem einen und dem andern eine Quelle wahrer und dauerhafter Glückseligkeit für beyde werde: So müssen sie mit vereinigter Bemühung an der Ausbesserung theils ihrer gemeinschaftlichen, theils ihrer eignen und besondern Vollkommenheiten arbeiten; sie müssen auch diese einander mittheilen und dadurch ihren Werth zu erheben suchen. Wir müssen uns bestreben, ihrer Tugend mehr Gründlichkeit, Festigkeit, Stetigkeit und Gleichförmigkeit zu geben, welches aber freylich unmöglich wird, wenn die Dame im Guten mehr Mann ist, als wir. Die Frauenzimmer hingegen sollten sichs angelegen seyn lassen, durch das Angenehme und Gefällige, wodurch sich ihre Tugend vor der unsrigen hervorthun muß, unsre Sitten sanfter zu machen, und unserm ganzen Betragen, durch

die

die Macht, die sie über uns besitzen, eine Leutseligkeit und Einnahmlichkeit anzuwenden, die unserm Stolz von der Eitelkeit einflößt, welche Ursache ist, daß auch der beste Mann nichts gefährlicher als verachtet wird.

Wann die Frauenzimmer diese großen, diese ihrer ungekünstelten Anzüge so würdigen Eindrücke ausführen wollen. Es muß freylich die Kunst der Natur beystehen. Ihre Seele kann in ihrer Art so reizend werden, als ihr Körper ist; aber daß sie der Unwissenheit, daß sie zur Schönheit ihres Geistes nichts beytragen, daß sie über die Schönheit ihres Geistes eigenmächtig urtheilen, zu verdienen haben sollen; daß sie so blosse einem Gegenstande unsers Vergnügens, Ergötzungen zu einem Gegenstande unsrer Ehrerbietung und Liebe machen. Man möchte eben so niedrig als unsinnig scheinen, wenn man zweifeln könnte, welches sie vorzüglich zu seyn wünschten. Ich zum wenigsten zweifle nicht, daß Frauenzimmer, die sich selbst achtende Vorsatz haben alle ihre Bestimmungen zu erfüllen. Allein zum Ziele ihrer Wünsche können sie gewiß mehr durch die Hülfe der

Weisheit, als durch die Hülfe der Mode ge-
langen, ſo viel Gewalt auch dieſe ihrem ſowohl
über den gedankenloſen Theil unſers Geſchlech-
tes, als über ſie haben mag. Ich ſollte, meiner
Zuſage und meinem Charakter gemäß das Mei-
nige dazu beytragen. Allein da es ein ſchwe-
res Unternehmen iſt, das keine gemeinen Kräf-
te erfodert; ſo habe ich mir, beſonders da ich
immer älter werde, dieſe Arbeit zu erleichtern
geſucht. Ich habe, ob ich gleich in der Stille
lebe, nach und nach verſchiedne Frauenzim-
mer von vorzüglichen Eigenſchaften kennen
gelernt. Weil ich nun lange geglaubt habe,
daß eine Aufſeherin, und noch vielmehr eine
Geſellſchaft Aufſeherinnen mehr als alle
Ironſiden zur Verbeſſerung der Damen aus-
richten müßten: So äußerte ich, anfangs
im Scherze, meine Meinung, daß ſie es
ſeyn ſollten, und erbot mich zu ihrem be-
ſtändigen Secretäre. Ungeachtet ihrer Be-
ſcheidenheit iſt endlich aus dem Scherze Ernſt
geworden. Sie haben verſprechen müſſen,
mir über alles, was die Damen angeht, ihre
Gedanken mitzutheilen. Ich habe ihnen zu
erkennen gegeben, daß ich, um dem Publico

die

die nöthige Ehrfurcht gegen sie beyzubringen, ihre Charaktere beschreiben müßte; und sie haben endlich darein gewilligt, mit dem Vorbehalte, daß ich sie auf eine solche Weise einrichten möchte, daß sie nicht erkannt würden, und mit der ausdrücklichen Erklärung, daß, wenn die Beschreibungen zu ihrem Vortheile gereichten, sie mir wenigen glauben wollten, als sich bestreben würden, meinen Gemälden zu gleichen. Weil sie nun durchaus mir incognito Aufseherinnen seyn wollen; So sollen sie den Namen der Unsichtbaren haben. Wenn also künftig Frauenzimmer, oder auch junge Herren Lust bekommen, sich ihrer Aufführung wegen Raths bey Frauenzimmern zu erholen: So dürfen sie sich nur an die Unsichtbaren wenden, und ich, ihr Secretär, werde ihnen, was in der Gesellschaft erkannt und beschlossen wird, treulichst und pflichtmäßigst berichten.

Sieben und sechzigstes Stück.

Ich zweifle nicht, daß viele Leser und Leserinnen begierig seyn werden, die Cha-

unkenne der Aufseherinnen zu kennen: ich habe auch wirklich den Versuch gemacht, sie zu beschreiben; allein ich muß bekennen, daß es mir schwer geworden ist, Frauenzimmer abzuschildern, die in den wesentlichen Vollkommenheiten ihres Geschlechtes einander ähnlich sind, und sich nur durch verschiedne Nebenzüge von einander unterscheiden. Meine Zeichnungen sind getreu, ob sie gleich nicht alle diejenige Schönheit besitzen, die ich ihnen, wegen der besondern Vorzüge dieser Damen, gern gegeben hätte. Unterdessen habe ich sie ihnen selbst nicht vorgelesen, weil ich fürchtete, daß mich ihre Bescheidenheit, ungeachtet ihrer Zusage, zwingen möchte, meine Gemälde zu unterdrücken; und ob ich gleich nicht so viel Autorstolz besitze, daß ich nichts von meinen Arbeiten verlieren könnte: So hätte ich mir doch, wenn ich dazu genöthiget worden wäre, ein großes Vergnügen versagen müssen. Nun aber freue ich mich sehr auf unsre erste Zusammenkunft; denn ob sie gleich ihre Augen in keiner Gesellschaft werden niederschlagen dürfen, weil sie unsichtbar sind: So wer-

den

den sie es doch vor mir thun. Allein sie mögen immer erröthen: Warum haben sie sich so lange geweigert, das Amt der Aufseherinnen zu übernehmen, wozu sie einen so natürlichen Beruf haben.

Die ganze Gesellschaft besteht aus sechs Personen, aus einer Wittwe, die ich die Frau Goodworth nennen will, aus zwo verheyratheten, und drey noch unverheyratheten Frauenzimmern. Jene sollen Cäcilia und Philinde, und diese Pulcheria, Wilhelmine und Henriette heißen. Da ich nicht zweifle, daß es unter den Damen dieser Stadt viele geben werde, die meinen Freundinnen gleichen; so bin ich es zufrieden, daß man sie für die Aufseherinnen halte, und ich zweifle eben so wenig, daß sie sich bestreben werden, in allen ihren Handlungen diesen Charakter zu behaupten. Allein Kopenhagen ist groß, und deswegen schmeichle ich mir, daß man doch die wahren Originale nicht entdecken werde, so lange sie sich selbst des Vorrechts der Unsichtbarkeit nicht begeben wollen.

Frau Goodworth hat nicht lange ihr ein und vierzigstes Jahr angetreten, ein Frauenzimmer, welches unter diejenigen Schönheiten gehört, welche man die beständigen nennen kann, die in ihrer angenehmsten Blüthe bey dem ersten Anblicke nicht so einnehmend zu seyn scheinen, als sie sind; bey denen man aber immer neue Reizungen entdeckt, je länger man mit ihnen umgeht. Alle ihre Gesichtszüge sind so regelmäßig, daß sie in vielen spätern Jahren nicht weniger angenehm seyn wird, als sie itzt ist. Der Glanz der Jugend, der ihr fehlt, ist durch eine Heiterkeit ersetzt, die dem sanften Lichte eines schönen Herbstes gleicht. Jedoch ich will lieber von ihrer vortrefflichen Seele reden. Wie sehr wünschte ich nicht, daß ich diese so beschreiben könnte, daß alle Damen sich bestreben möchten, ein solches Herz zu besitzen! Es scheint von ihrer ersten Jugend an besonders zu einer großen und lebhaften Empfindung und Ausübung aller ihrer Pflichten gegen die Gottheit gebildet worden, und die Erziehung, die sie von ihren Aeltern empfangen hat, muß ausnehmend gut gewe-

sen

sen seyn. Ihre Einsichten in den Umfang aller Lehren der Religion sind deutlich, ausgebreitet, und unüberwindlich gewiß, und sie würden mir beynahe zu männlich zu seyn scheinen, wenn sie die Wahrheit eben so methodisch wüßte, als sie dieselbe gründlich weiß. Sie besitzt eine auserlesne Samlung von Schriften, welche die Lehren des Christenthums nicht allein durch bündige Schlüsse für eine nachdenkende scharfe Vernunft, sondern auch durch die Hülfe einer glücklichangewendeten und rührenden Beredsamkeit für das Herz abhandeln, und, indem sie erleuchten, zugleich erbauen und mit den erhabensten Empfindungen begeistern. Das Lesen derselben ist, ausser ihrer eignen Andacht und nach dem Unterrichte zwo liebenswürdiger Töchter, ihre liebste Beschäfftigung; ein vorzügliches Vergnügen aber in dieser Art findet sie theils in Doddridgens Anfang und Fortgang der Gottseeligkeit; theils in den Andachten der Frau Rowe, die sie im Englischen liest. Sie ist eines ruhigen und gelassenen Geistes; alle ihre Unterredungen beweisen eine Seele, in welcher alle Leiden-

ſchaften niemals ſtärker wirken, als es groſſe und würdige Endzwecke begehren, eine Seele, die über kleine Abſichten und Glückſeeligkeiten zu weit erhaben iſt, als daß ſie dadurch zu heftigen Wünſchen oder Empfindungen gereizt werden ſollte. Allein wenn ſie mit ihren Töchtern, oder in dem vertraulichen Umgange mit ihren Freundinnen, oder auch nur mit ihren Bedienten von dem höchſten Weſen, von ſeinen Vollkommenheiten, von ſeinen Wohlthaten oder von ihren künftigen Erwartungen redet: So geſchieht es mit ſo viel Lebhaftigkeit und Feuer, und ihre Augen ſtralen mit einem ſolchen Lichte, daß man gerührt werden muß, weil man in dem Augenblicke empfindet, daß ihre einzige ſtarke Leidenſchaft eine ſehr erleuchtete Frömmigkeit ſey. Sie weiß alles, was ein Frauenzimmer wiſſen darf, ohne pedantiſch zu ſeyn; am beſten aber kennt ſie ihre weiblichen, mütterlichen, und häuslichen Pflichten, in deren Ausübung ſie eine Fertigkeit erlangt hat, die alle Gelegenheiten dazu mit Geſchwindigkeit zu bemerken und auszuüben weiß. Ihre Einſichten hat ſie eben ſo ſehr der Erfah-

fahrung und mannichfaltigen Prüfungen, als dem weiſen Gebrauche vortrefflicher Schriften zu danken. Sie ſchämt ſich nicht, zu bekennen, daß ſie leſe, ohne in dem, was ſie für eine Schuldigkeit hält, einen Ruhm zu ſuchen. Ihre Frömmigkeit und Tugend iſt durch viele Bitterkeiten und harte Trübſale des Lebens bewährt worden. Ihre Aeltern hatten ſie an einen Mann verheyrathet, der in ſeinen Grundſätzen und Sitten ein Freygeiſt war, der aber ſowohl ihr, als ihren Aeltern ſeine laſterhafte Gemüthsart unter einem beſcheidnen und einnehmenden Aeußerlichem zu verbergen gewußt hatte, um der Wünſche einer Leidenſchaft nicht zu verfehlen, die bloß von ihrer Schönheit und Jugend entzündet worden war. Sie übergab ſich ihm zwar mehr aus Gehorſam gegen ihren Vater, als aus Neigung; ſie fieng ihn aber an zu lieben, weil er zärtlich und liebenswürdig zu ſeyn ſchien! Allein ſie wurde ihm gleichgültig, als er ihrer Schönheit gewohnt war, und er dachte noch zu unedel, als daß er ſich hätte Mühe geben ſollen, in ihrem Herzen neue Reizungen zu entdecken,

Da er in den erſten fünf Jahren keine Kinder mit ihr zeugte: So gieng ſeine Gleichgültigkeit oft ſo weit, daß er ihr mit Unfreundlichkeit und Härte begegnete. Welch ein Schickſal für ein edelgeſinntes und zärtliches Herz! Doch wie ſehr wurden nicht ihre Leiden vergröſſert, als ſie die Ausſchweifungen eines Mannes erfuhr, welcher der Gefährte, die Hülfe und das Vergnügen ihres Lebens ſeyn ſollte! Eine grauſame Entdeckung für ihr Herz, das unterdeß mehr davon, daß er ſich durch ſein Laſter der Gefahr eines immerwährenden Elendes ausſetzte, als von dem Unrechte gerührt wurde, welches ſie ſo wenig verdiente. Allein eben dieſes vermehrte ihre Bekümmerniß, und machte ſie wegen ihrer Aufführung um ſo viel verlegner, je eifriger ſie wünſchte, daß er endlich dahin gebracht werden möchte, ſich mit der von ihm beleidigten Tugend und Rechtſchaffenheit wieder auszuſöhnen. Sie ſah, daß er ihre Grundſätze, ihre frommen und edlen Geſinnungen, und noch mehr ihre Vorwürfe fürchtete, und ſie beſchloß, jenen allezeit zu folgen, und dieſe zu unterdrücken.

Sie

Sie konnte zwar der Gewalt nicht widerſtehen, welche ihr Kummer über ihren zärtlichen Körper ausübte; aber ſie ſuchte doch ihn mit ihren geheimen Thränen vor ſeinen Augen zu verbergen. Er fuhr lange fort, ſeine eigne Wohlfahrt und ſie zu beleidigen, ungeachtet ihre Aufwerkſamkeit, ihm zu gefallen, durch jede wiederholte Beleidigung eine neue Stärke zu empfangen ſchien! Wie viel brauchte ſie nicht in dieſer Prüfung Geduld, Standhaftigkeit und Muth! Und wie gewiß hätte ſie in dieſem Kampfe der Tugend mit der Natur, welcher durch ſolche Schickſale nur allzutiefe Wunden geſchlagen zu werden pflegen, unterliegen müſſen, wofern ſie nicht durch die Religion unterſtützt worden wäre! Endlich fiel ihr Mann in eine ſchwere Krankheit, die ihm ſeine Ausſchweifungen zuzogen. Der Zuſtand ſeines Körpers war wegen der Schmerzen, die er leiden mußte, bejammernswürdig, und noch elender der Zuſtand ſeiner Seele, die nun aus ihren fröhlichen Träumen zum Gefühle der empfindlichſten Reue erwachte, welche im Anfange von einer völligen Verzweiflung wenig

nig unterschieden war. Allein seine Thevesia empfand ein so großmüthiges Mitleiden gegen ihn, daß sie ihm keinen Augenblick sich selbst überließ. Sie suchte die Schmerzen seines Körpers mit der hülfreichsten und erfindsamsten Zärtlichkeit zu erleichtern, und die Unruhen seines Herzens, ohne ihm zu schmeicheln, so zu lindern, daß mit der Liebe gegen die Tugend, die Liebe gegen sie zugleich entzündet wurde, und er änderte seine Grundsätze und Gesinnungen so sehr, daß alle ihre vorher ausgestandnen Leiden durch die freudige Gewißheit ersetzt wurden, die Seele eines Mannes gerettet zu haben, der sie nun, von ihren Verdiensten gerührt, mit einer eben so großen Ehrfurcht, als Liebe betrachtete. Er erholte sich wieder, und nun war der Umgang mit ihr seine größte irdische Glückseligkeit; allein er lebte nur noch drey Jahre mit ihr, und hinterließ sie mit zwo kleinen Töchtern in einer Traurigkeit, die so groß war, als wenn sie immer die glückseligste und geliebteste Frau gewesen wäre. Sie begab sich zu einer alten Tante, von der ich diese Umstände weiß, beschloß, in eine Vorschlä-

ſie zu einer neuen Ehe zu willigen, und ſich in der Stille bloß der Erziehung ihrer Töchter zu widmen, die auch ſo ſehr gelungen iſt, daß ſie, ungeachtet die Aelteſte noch nicht dreyzehn Jahre iſt, von der Geſellſchaft, ſo wenig auch ihre vortreffliche Mutter darein willigen wollte, zu Beyſitzerinnen erkläret worden ſind. Sie liebt keinen ausgebreiteten Umgang; und die liebenswürdigen Frauenzimmer, die ich noch zu beſchreiben habe, ſind beynahe die einzigen, mit denen ſie oft und vertraulich umgeht. Alle ihre Tugenden werden durch eine aufrichtige Beſcheidenheit erhoben; die aber mit dem Bewußtſeyn ihrer Unſchuld und mit einem edlen Vertrauen zu ſich ſelbſt ſo vermiſcht iſt, daß ſie, ohne Ehrerbietung zu verlangen, ſich doch gleich bey dem erſten Anblicke der größten Ehrerbietung verſichert. Ihre Freundinnen bewachen eine jede ihrer Mienen, weil ſelbſt ihre Blicke lehrreich ſind. Sie iſt aufrichtig und freymüthig und ſie wird ihren Freundinnen die Fehler, die ſie an ihnen entdeckt, auf eine ſo angenehme Art bekannt machen, daß dieſe ſich in dem Augenblicke,

wenn

wenn ſie es thut, ganz zuwider, von ihr aber beynahe bezaubert werden. Selten ſagt ſie ihnen Lobſprüche; aber wenn ſie abweſend ſind, ſo verliert ſie ſich in ihrem Lobe, und welche Freude muß ein ſolches Lob nicht erwecken, wenn daſſelbe auch erſt nach vielen Monaten wieder erfahren wird! Sie iſt großmüthig und mildthätig, ohne von dem klägſichen Anſehen, das ſich viele Bettler zu geben wiſſen, hintergangen zu werden, und ſie ſucht ihre Wohlthaten beſonders denen zuzuwenden, die mit allem ihrem Fleiſſe ſich wider den Mangel nicht genug ſchützen können. Mit einem Worte, ſie iſt ein Muſter ihres Geſchlechts, eine Clariſſa, die zu einer gleichen Höhe der weiblichen Tugend fähig iſt, ohne jemals nöthig gehabt zu haben, um einer Ueberredung willen gleiche Beweiſe davon zu geben.

Unter ihren Freundinnen hat Cäcilia die gröſte Aehnlichkeit mit ihr, eben ſo tugendhaft, aber nicht ſo geprüft als ſie, ein Frauenzimmer von ſieben und zwanzig Jahren, das, ſo zu ſagen, in der völligen Blüthe der Schönheit und Unſchuld ſchimmert. Man

ſollte

ſollte glauben, daß die Natur einen beſondern Fleiß daran gewendet hätte, ihren Körper zur Wohnung der Tugend zu bilden, die ſich am liebſten in ihren großen blauen Augen aufzuhalten ſcheint. Sie ſucht alle ihre Pflichten mit der ſorgfältigſten Aufmerkſamkeit zu erfüllen, und ſie thut dieſes mit einer Freudigkeit, welche über ihre Schönheit und Jugend einen Glanz ausbreitet, der ſie noch jünger und ſchöner macht, als ſie iſt. Gleichwohl iſt ſie ſich deſſen ſo wenig bewußt und ſie verhüllt ihre Reizungen in eine ſo leutſelige und demüthige Sittſamkeit, als wenn ihr ihr Spiegel immer das Gegentheil geſagt hätte. Sie hat das freundſchaftlichſte Herz; ſie iſt ſo begierig, von ihren Freundinnen geliebt zu werden, und iſt ſelbſt eine ſo feurige Freundinn, daß denen, die ſie kennen, ihr Herz zu keinen andern Empfindungen, als zum Gefühle der Freundſchaft fähig zu ſeyn ſcheint, bis man ſie in der Geſellſchaft ihres glücklichen und liebenswürdigen Mannes ſieht, welchen ſie mit einer ſolchen Zärtlichkeit liebt, als wenn, auſſer der Liebe zu ihren noch höhern Verbindlichkeiten

lassen, nur die Liebe gegen ihn die einzige Empfindung ihrer Seele seyn dürfte. Gleichwohl hat sie in allen Zusammenkünften, wo sie mit ihm ist, so viel Aufmerksamkeit und Gefälligkeit gegen die Anwesenden, und nimmt an dem allgemeinen Vergnügen so viel Antheil, daß man von der Zärtlichkeit, mit der sie ihren Mann vor andern unterscheidet, so wenig beleidiget wird, daß man vielmehr in eine angenehme Ungewißheit geräth, wer von beyden glücklicher sey, der Mann, der so sehr geliebt wird, oder die Frau, die ihre Pflicht mit so viel Anmuth und Freude zu erfüllen weiß. Sie hört alles, und sagt wenig, mit einer so anmuthigen Aufmerksamkeit, als wenn jeder, der sie reden hört, etwas Wichtiges zu sagen hätte, und eben deswegen spricht sie selbst sehr wenig. Allein alles, was sie sagt, ist schön, und um so viel angenehmer, je mehr Musik in ihrer Stimme ist. Weil ihre äußerlichen Umstände so beschaffen sind, daß sie sich mit vielen häuslichen Angelegenheiten nicht beschäfftigen darf, welche andre verhindern, ihren Verstand so auszubilden, als sie vielleicht wün-

mäſſchen mögen; So widmet ſie, (denn ihre kleine Cäcilia geht erſt in ihr zweites Jahr) faſt alle Stunden, die ſie nicht in dem Umgange ihres ſehr beſchäfftigten Mannes genießen kann, dem Leſen der beſten Schriftſteller, die ihre Empfindung des Guten immer mehr erweitern, und zugleich ihren Geſchmack immer feiner machen. Jeden groſſe und vortreffliche Gedanke entzückt ſie bis zur Begeiſterung; beſonders erweckt alles, was die Tugend ſchön und liebenswürdig ſchildert, eine Wolluſt in ihr, die nicht zu beſchreiben iſt. Sie iſt nun auch des Mittelmäſſigen ſo gewohnt worden, daß ihr das Mittelmäſſige unerträglich iſt. Ihr Mann liebt die Schauſpiele; allein, ſo gefällig ſie ſich auch in allen ihren Handlungen gegen ihn bezeigt, ſo erſcheint ſie doch, weil er kein gebieteriſcher Mann iſt, ſelten bey denſelben; ich weiß aber nicht, ob ich dieſes ihrem Geſchmacke oder ihrer zärtlichen Tugend zuſchreiben ſoll; nur ſo viel weiß ich, daß ſie ihren Mann mit Vergnügen begleiten würde, wenn immer bloß die guten unter den molieriſchen und destouchiſchen Arbeiten,

oder die zärtlichen Schwestern von Gellerten, oder einige andre neuere sehr schätzbare Stücke vorgestellt würden. Unterdeß ist ihr doch, bey aller Fröhlichkeit ihres Geistes, jeder Verfasser, der zur Ausbreitung der Tugend arbeitet, um so viel lieber, je ernsthafter und tiefer er ist, und ungeachtet sie bey jeder unschuldigen Naivetät eines la Fontaine lächeln kann: So sind dennoch in ihren Augen Young und Pope diejenigen Schriftsteller, die, nach ihrem Urtheile, am meisten gelesen zu werden verdienen. Wie glücklich macht sie ihren Mann nicht, den sie mit Vergnügen nicht allein als ihren Geliebten, sondern auch als ihren Herrn betrachtet, ungeachtet er sich niemals noch als einen Herrn gegen sie zu beweisen Neigung und Lust gehabt hat. Sie folgt in allen ihren Handlungen den Grundsätzen der Religion mit einer solchen Gewissenhaftigkeit, daß sie in spätern Jahren die Frau Goodworth vielleicht noch übertreffen würde, wenn sie nicht zu glückliche Aussichten vor sich hätte, als daß sie befürchten dürfte, von ähnlichen eben so

auser-

auſſerordentlichen und harten Widerwärtigkeiten geprüft zu werden.

Ich würde von Philindor, und meinen übrigen Freundinnen genug ſagen, um vortheilhafte Begriffe von ihnen zu erwecken, wenn ich auch weiter nichts zu ihrem Ruhme anführte, als daß ſie die eifrigſten Bewunderinnen dieſer beyden ſo würdigen Frauen ſind, und ſie alle zum Vorbilde ihrer Aufführung erwählt haben. Allein ich muß doch, wegen der beſondern Verrichtungen, in welche ſich nach meiner Abſicht dieſe Aufſeherinnen theilen werden, etwas weitläuftiger ſeyn. Philindor hat eingeſchränktere Einſichten und Fähigkeiten, als die Frau Goodworth oder als Cäcilia, obgleich ihre Liebe zu ihren Pflichten ſo ſtark iſt, als bey dieſen ihren Freundinnen. Sie weiß es ſelbſt, ohne ſich, was doch eben kein ganz ungewöhnlicher Fehler unter Frauenzimmern iſt, durch den Anblick höherer Vorzüge zu einer niedrigen Eiferſucht reizen zu laſſen. Die Ausbildung ihres Verſtandes iſt in ihrer erſten Jugend vernachläſſiget worden, weil ihre Aeltern glaubten, daß ein Frauenzimmer

auſſer einer unſchuldigen und tugendhaften Gemüthsart, Vollkommenheit genug beſitzt, wenn ſie alle häuslichen Angelegenheiten mit einer vorzüglichen Geſchicklichkeit zu beſorgen wüßte. So lehrbegierig Philinde iſt, und ſo viel natürlich guten Geſchmack ſie auch beſitzt: So kann ſie doch nicht lange leſen, ohne in Zerſtreuungen zu verfallen, und ſie wundert ſich oft, daß Cäcilia mit ſo vielen Büchern habe fertig werden können, als ſie ſchon geleſen hat. Sie hat ſonſt einen Verſtand, der ſehr naiv iſt, und ich höre ſie oft der Küche lieber reden, als manchen Doctor, der ſehr glücklich wäre, wenn er von ſeinen Wiſſenſchaften ſo viel verſtünde, als ſie von ihrer Küche weiß. Sie iſt eine vortreffliche Wirthinn, und verſteht vielleicht im ganzen Königreiche das Hausweſen am beſten. Ihre Bedienten, die in ihrem Hauſe gutgehalten ſind, ohne verzogen zu werden, müſſen getreu ſeyn, weil ſie ihr Auge überall finden, und ungeachtet ſie nicht zu viel von ihnen verlangt, ſo bezahlt ſie doch keine Müßiggänger. Sie ſteht früh auf, und ſo kann ſie nicht allein alles mit Bequemlichkeit, und ohne

Ueber-

Uebereilung und Verwirrung vertichten, ſondern ihre Bedienten müſſen auch zu einer billigen Stunde auf ſeyn, und dem Exempel von Fleiß und Arbeitſamkeit folgen, das ihnen ihre Gebieterinn auf eine ſo rühmliche Art giebt. Sie trägt dadurch ſehr viel zur Glückſeeligkeit ihres Mannes bey, der ohne ſie bey ſeinen mittelmäßigen Einkünften ſeinem Range nicht ſo viel Ehre machen würde, als er, ungeachtet der jährlichen Zunahme ſeiner Familie allezeit gethan hat, ohne ſich in Schulden zu ſetzen.

Wilhelmine, die ein gutes liebenswürdiges Herz beſitzt, hat, ſeitdem ſie die Freundſchaft dieſer ſchätzbaren Frauen genießt, ſehr viel in dem Umgange mit ihnen gewonnen, und da ſie noch jung iſt, ſo wird ihr Verſtand und Geſchmack gewiß noch eben ſo angenehm und reizend werden, als ihre Geſtalt, die vollkommen artig iſt. Sie, die noch vor einem Jahre kein Buch ausſtehen konnte, lieſt nun mit großer Begierde, und bereichert ihr glückliches Gedächtniß ſo ſehr mit den Ideen des Schönen und Vortrefflichen, daß man ſie ihres Geiſtes wegen bald eben ſo ſehr bewun-

dern mich, als wegen der guten Art, mit der ſie ſich kleidet. In dieſer Wiſſenſchaft hat ſie, weil es ihr vordem an Anweiſung zu edlern Geſchäfften gefehlt hat, eine auſſerordentliche Einſicht und Geſchicklichkeit erlangt, und kein Poet kann den Plan eines Gedichtes mit mehr Uebereinſtimmung einrichten, als ſie einen Anzug anzuordnen weiß, der nach ihrem Urtheile, beſonders bey Damen immer viel Aufmerkſamkeit verdient, ungeachtet nun ihre Hochachtung für eine bloß ſchön gekleidete Perſon um viele Grade und beynahe ganz bis auf den gehörigen Punct herabgeſunken iſt. Ich freue mich ſehr, wenn ich ſie zuweilen mit einiger Selbſtzufriedenheit Cäcilien eine Blume aus den Haaren nehmen ſehe, die, wie ſie gründlich darzuthun im Stande iſt, ſich nicht genau genug zu der Farbe des Kleides ſchickt, das ſie trägt. Was mich aber, als einen alten ernſthaften Mann am meiſten vergnügt, iſt das, daß ihr Anzug und Putz nach den ſtrengſten Regeln der Sittſamkeit eingerichtet iſt. Niemals habe ich ſie ſo ſehr entblößt geſehen, daß ſie bey einem kühnen und durch-

bringenden Anblicke zu erröthen gezwungen gewesen wäre. Ich hoffe, ich werde sie überreden können, die Aufsicht über die Moden zu übernehmen, und wenn es geschieht, so werde ich alle meine aufseherische Gewalt brauchen, über die Vollziehung der Gesetze zu halten, die sie mit Einstimmung der ganzen Gesellschaft zu geben für gut finden möchte.

Pulcheria hat bey aller Zärtlichkeit ihres blühenden Gesichts, so viel Edles und Grosses in ihren Mine, daß sich ihr auch die dreistesten jungen Herren mit Sittsamkeit und Ehrerbietung nähern müssen. Sie besitzt, außer einen gründlichen und gesetzten Tugend, die alle Versuchungen fürchtet, und sie eben deswegen überwinden würde, viel Feinheit in ihrem Geschmacke und in ihren Empfindungen, viel Lebhaftigkeit des Geistes, die aus leichhabenden Einfällen hervorschimmert, und dabey eine ausserordentliche Fähigkeit, diejenigen, die sie schätzt, aufzumuntern. Allein sie muß ihre Gesellschaft kennen und sie muß auch mehr aus Frauenzimmern, als aus Personen von unserm Geschlechte beste-

Haus, gegen welche sie viel Mistrauen und Zurückhaltung äussert, ob sie gleich kein unempfindliches Herz besitzt. Sie zeigt gegen sie nicht das gefällige, liebreiche, und freymüthige Betragen der Cäcilia, wiewohl sie so wenig blöde und schüchtern ist, als sie. Allein sie hat keine grosse Meinung von der Rechtschaffenheit unsers Geschlechtes, seitdem sie von einem Manne, welcher eine sehr wunderbare Liebe und Zärtlichkeit für sie vorgegeben und sie wirklich zur Gegenliebe zu bewegen angefangen hatte, einem Frauenzimmer nachgesetzt worden ist, das von viel weniger Verdiensten ein grösseres Vermögen besass, als sie. Sie hatte sich so sehr auf die Versicherungen seiner Redlichkeit und auf eine gewisse Miene der Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit verlassen, welche damit übereinzustimmen schien, daß sie bey jeder Aufrichtigkeit, die ihr gesagt wird, so sehr auf ihrer Hut ist, als wenn ihrem Herzen ein gefährlicher Fallstrick gelegt würde. Ihr Mistrauen hat sie in der That sehr scharfsichtig gemacht, daß sie auch den angenehmsten Heuchler leicht entlarven kann, und ich weiß nicht, wen die Frauen-

Frauenzimmer über die wahren Absichten ihrer Liebhaber besser zu Rathe gehen können, als sie.

Vorrieten ist sie Dir es mir verziehen: ich bin so aufrichtig, als ein Spiegel, der nicht schön. Jedermann heißt die Artigkeit beleidigen; ich will also, ohne doch der Wahrheit zu nahe zu treten, den Handwerk ändern, sie ist nicht so schön, als sie gemalen zu seyn meinte, unter die besten Blattern — Aber das ist vielleicht nicht besser, als das erste, und wird sie nicht durch ein solches Kompliment aufgeheitert werden, weil sie ein Frauenzimmer ist? Ich wollte, daß sie es werden könnte; so wäre ich dadurch gerächt, daß sie oft ihrem Witze Freyheiten gegen mich erlaubt hat, die, weil ich sie, die Wahrheit zu gestehen, nicht mit eben so viel Witz begleiten konnte, mir nicht mit der Ehrfurcht übereinzustimmen schienen, die man einer Freundinn schuldig ist. Doch ich muß nur fortfahren, die Wahrheit zu sagen, sie ist nicht schön, aber sie ist so angenehm, und sie weiß mit ihren schwarzen durchdringenden Augen, mit denen sie ausrichtet, was sie will, so viel

Herz über ihr ganzes Gesicht auszubreiten; sie hat so viel Unschuld und Tugend in ihrem Herzen, und so viel Lebhaftigkeit, so viel Munterkeit in ihrer Einbildung, und einen so reichen und unerschöpflichen Witz, eine so glückliche Gabe, fein und sinnreich zu scherzen, daß die Natur eine noch schönere Seele hätte hervorbringen können. Gesichter ungeziehrt haben können, und man würde es doch nach einem halbstündigen Umgange mit ihr vergessen haben. Ihr ist ein Beweis, daß ein Frauenzimmer, wenn sie nur ihre Seele ausschmücken will, alle Nachlässigkeiten der Natur in der Bildung ihres Körpers, und alle Beleidigungen der Gehäuse durch Reinlichkeiten oder andre unangenehme Zufälle ersetzen kann. Sie ist aufrichtig, gesellig, und gutherzig, und beleidigt sehr höflich in ihrem Umgange; doch hat sie eine Neigung zu spotten, die, wenn sie nicht so gutherzig, und so sehr höflich wäre, als sie ist, denen viel Furcht und Unruhe verursachen würde, mit denen sie umgeht. Ihre Fertigkeit, das Lächerliche zu entdecken, und ihr feiner Witz, mit dem sie jede Ungereimtheit zu verspotten weiß, ungeachtet

achtet ſie niemals beleidigt, ſind Vorzüge die ſie manchem jungen Herrn furchtbar machen ſollten, welcher ſich vielleicht eben der Thorheiten wegen gefällt, die ihn zum würdigen Gegenſtande einer lachenden Satire machen. Niemand kann mit ihrer munteren und unſchuldigen Spötterey auskommen, und man verliert mit dieſer angenehmen Schwachheit allezeit, wenn man ſich wie ihr eine läßt. Was ich oft bewundere, iſt die Biegſamkeit ihres Witzes, der ſich in ſeinen Scherzen allezeit nach den verſchiednen Gemüthsarten derjenigen richtet, mit denen ſie umgeht. Daraus, aus den Briefen, die ſie mit ihren Freundinnen wechſelt, weiß, wie richtig, ſchön und lebhaft ſie ſich ausdrückt. So wollte ich meinen Blättern viel Munterkeit verſprechen, wenn ich ſie überreden könnte, zuweilen einen Aufſatz über die Fehler der Damen, aber auch über die jungen Herren zu ſchreiben. Allein ſie hat mich ſchon einmal mit meinem Vorſchlage ausgelacht; unterdeß werde ich doch meine Schreibetafel bey mir haben, wenn ich mit ihr in Geſellſchaft bin, und man kann nur, wenn man in meinem

fünf-

thörigten Aufsätzen einige Ironien finden sollte, sie alle auf Herrlichens Rechnung setzen.

Dieses sind also die Charaktere der Unsichtbaren. Ich hoffe, daß man an ihren Talenten zum Aufsehen nicht zweifeln wird, und ich verbürge mich dafür, sie nicht allzuoft zu machen, das Vergnügen, noch mehr Gutes von ihnen zu sagen. In dem nächsten Blatte werde ich von den ersten Entdeckungen reden, die wir in unserer Gesellschaft getroffen haben.

Acht und sechzigstes Stück.

Ich erfülle heute die Zusage, die ich am Schlusse meines vorigen Blattes gethan habe, und theile dasjenige mit, was ich in meinem ersten Protocolle, die Gesellschaft der Unsichtbaren betreffend, aufgezeichnet habe.

Nachdem über meinen Vorschlag, der im Anfange, als ein bloßer Scherz aufgenommen wurde, viel Angenehmes gesagt worden war, nahm ich endlich mein ernsthaftes nordisches Gesicht an, wendete mich an alle meine

ge Damen und sagte: Es bleibt also doch bey Ihrem Versprechen, daß Sie mich in meinem Amte unterstützen, und Aufseherinnen seyn wollen? Alle lächelten, aber auf eine Art, woraus ich schliessen sollte, daß sie wünschten, der Scherz möchte nun nicht weiter fortgesetzt werden. Ich will Ihr Lächeln nicht verstehn, fuhr ich mit Beybehaltung meiner ernsthaften Miene fort, und ich versichre Sie, daß alles, was ich gesagt habe, bey mir ein wenig nicht als Scherz ist. Frauenzimmer, die wie Sie denken, sollten billig einem Novalisten beystehen, welches beyden Geschlechtern nützlich zu werden wünschte. Warum wollten Sie mir eine Hülfe verweigern, die mir so nöthig ist? Sie müssen mir viele vielleicht Anmerkungen mittheilen können, und so groß auch Ihre Bescheidenheit seyn mag, so darf sie doch nicht so weit gehn, daß Sie Einsichten verleugnen sollten, mit denen Sie sich von so vielen andern unterscheiden. Sollten Damen von ihrem Charakter nicht sowohl über ihr eignes Herz, als über die Herzen andrer Frauenzimmer Betrachtungen angestellt haben, zu denen wir Männer

mit

mit aller unſrer Schauſichtigkeit unfähig ſind?

Betrachtungen über unſer eignes Herz, unterbrach mich Henriette mit ihrer munternd halb muthwilligen Miene? Und alſo denken Sie, daß wir geſchwätzig genug ſind, auch ſo gar die Geheimniſſe unſrer eignen Herzen auszuplaudern, damit Sie ſie weiter ausplaudern können? Gewiß Sie müſſen ſchon ſehr arm ſeyn, mein guter Herr Aufſeher, daß Sie —

Das kann wohl ſeyn, verſetzte ich, und wenn das iſt, ſollten Sie denn nicht ein wenig Mitleiden mit mir haben und mir etwas von Ihrem Ueberfluſſe mittheilen? Geſetzt ich plauderte einige Geheimniſſe ihres Herzens aus; Was kann Ihnen daran liegen, da Sie unfehlbar ſind? Sie, die Sie weit mehr Geſellſchaften ſehen, als ich, müſſen ſowohl die gute, als die unvollkommnere Seite Ihres Geſchlechtes beſſer kennen, als ich. Ich, der ich wenig andre Damen ſehe, als Sie, kenne nur die gute Seite.

Ein Schmeichler; alle Mannsperſonen ſind doch Schmeichler gegen uns, ſagte Pulcheria!

chesin! Ich ſehe, daß wir uns ſo gar von einem Ironſide-hüten müſſen. Um ſo viel mehr, fuhr Philinde fort, weil er uns verführen will, Böſes von andern zu reden. Wir ſind ohnedieß geneigter zu tadeln, als zu loben.

Und warum nicht, meine ſehr menſchliche Philinde, wenn es in der Abſicht geſchiehe, durch Ihre Hülfe Mittel anzugeben, wie das Böſe, das Sie tadeln, geändert werden kann. Aber wenn Sie ſich in eine ſo unangenehme Materie nicht einlaſſen wollen: So bleibt uns zu nützlichen Unterredungen immer Stoff genug übrig. Ich habe das kühne Verſprechen gethan, in meinen Blättern auch von der Erziehung der Töchter zu reden. Sie, meine geehrteſte Goodworth, haben hierinnen eine Erfahrung, die mir in einer ſo ſchweren Materie viel Licht geben muß. Ich kann von meinem Vorſchlage nicht abgehen; Sie müſſen Aufſeherinnen ſeyn.

Frau Goodworth ſchien etwas Verbindliches ſagen zu wollen; allein Henriettens angenehme Lebhaftigkeit kam ihr zuvor und ſagte: Gut, mein Herr Arthur; es bleibt dabey;

daben, Aufseherinnen und besonders Aufseherinnen über den Aufseher —

Von Herzen gern, erwiederte ich. Desto weniger werde ich mich selbst vergessen, und desto glücklicher werde ich mein Amt verwalten, wenn Sie mir in den schwersten Geschäfften desselben beystehn wollen. Es geschieht gar zu leicht, daß man nicht in den Spiegel sieht, den man andern vorhält.

Verstehn Sie das, meine liebe Henriette? sagte Cäcilia. Sie verdienen diese kleine Strafe, weil Sie uns keine Gelegenheit geben, uns noch mehr bey unsern schwachen Versuchen zu halten. Unterdeß bin ich beynahe begierig zu sehn, wie lange ein Einfall dieser Art fortgesetzt werden kann. Vielleicht vollenden wir noch einige eben so vergnügte Abende, als dieser ist. Ein solcher Scherz kann mich wohl mehr Nutzen haben, als wir denken. Wir können, wie ich hoffe, von dem Herrn Aufseher, Regeln lernen, indem wir uns verbindlich machen, andern Regeln zu geben. Und wie sehr würden wir es ihm nicht Dank wissen, uns auf eine so angenehme Art zu einem Geschäffte verfahrt

führt zu haben, dem wir nicht gewachsen seyn, wenn das Ihnen meine theuerste Goodworth eine Veranlassung mehr geben könnte, uns in vielen wichtigen Dingen, die unser Geschlecht betreffen, ihre reifen durch eine lange Erfahrung geprüften und bestätigten Einsichten mitzutheilen. Sie haben zwo liebenswürdige Töchter; beyde eifern ihnen nach; beyde versprechen der Trost und die Belohnung ihres spätesten Alters zu seyn. Meine kleine Cäcilia; (hier glühten ihre Wangen von der mütterlichsten Zärtlichkeit;) eine liebe Knospe, die erst aufsieht; Wie gern wollte ich, daß ihre Erziehung der Freundschaft Ehre machen möchte, der Sie mich würdigen! Meine liebste Goodworth, den Herr Ironside kann unmöglich so lehrbegierig seyn, als ich.

Alle Blicke waren auf die Frau Goodworth gerichtet, alle von einer Freundschaft und Liebe beseelt, die eben so ehrerbietig, als zärtlich war; sie billigten jede Sylbe, die Cäcilia gesagt hatte.

Ich weiß es, meine geliebteste Cäcilia, daß Sie gütig; daß Sie bis zu einer freund-

schaftlichen Ausschweifung gütig von mir denken, und Sie, meine Theuersten, alle eben so gütig. Ich müßte sehr unbescheiden von mir urtheilen, wenn ich glaubte, daß ich Ihnen, die Sie Ihre Pflichten so gewissenhaft ausübten, etwas Wichtiges sagen könnte, wozu es so auch keiner neuen Veranlassung brauchte. Ich freue mich Töchter zu haben, die mir nicht ungehorsam sind. Wenn ihre Erziehung meine Wünsche nicht getäuscht hat, so ist es einem Lehrer zuzuschreiben, den sie alle in ihrem Herzen haben. Da aber meine Cäcilia geneigt ist, den Einfall unsers gemeinschaftlichen Freundes noch einige Zeit fortzusetzen? So will ich ihn durch meinen Widerstand nicht verderben.

Ich beugte mich gegen sie, sehr gerühret von dem Namen eines gemeinschaftlichen Freundes, den mir diese würdige Frau beylegte. Ich freue mich, sagte ich, eine allgemeine Einwilligung erhalten zu haben und wünsche mir zu meinen Gehülfinnen Glück. Allein da einmal ein so guter Anfang gemacht worden ist, so muß ich wohl einige weitere Vorschläge ——

Meine

Weitere Vorſchläge, ſagte Philinde; ich bin keine Freundinn von weitern Vorſchlägen; es iſt ſo ſchlimm genug, daß ich unter die Aufſeherinnen hineingezogen worden bin, da ich mit der Aufſicht in meinem Hauſe nicht recht fertig werden kann. Und worauf zielen die weitern Vorſchläge ab?

Auf eine ordentliche Einrichtung der Geſellſchaft. Die Aufſeherinnen müſſen doch eine Präſidentinn haben.

Vortrefflich! unterbrach mich Henriette. Eine Präſidentinn! So ſieht es deſto feyerlicher aus, wie eine Akademie glaube ich, oder wie ein Collegium. Damit wir aber noch mehr Aemter hätten, ſo könnten wir auch einen Director annehmen, und das könnte Herr Arthur Ironſide ſelbſt ſeyn. So bekäme doch ſein Titel die gehörige Länge: Arthur Ironſide, Aufſeher über die nordiſchen Reiche und Director von der Akademie der Aufſeherinnen.

Director, das iſt zu viel Ehre. Ich bin mit dem beſtändigen Secretair zufrieden, wenn Sie mich dazu annehmen wollen. Allein wir müſſen wohl zur Wahl ſchreiten.

Und wen wählen ſie, ſagte Pulcheria? Ich weiß wohl, wem ich meine Stimme geben würde; allein der Vorſchlag kömmt von Ihnen; Sie müſſen ihn ausführen.

Wählen müſſen Sie, meine Damen; ein Secretär protocollirt nur. Unterdeß hoffe ich, Sie werden der Schönſten ihre Stimmen geben.

Bosheit! Bosheit! Und bey einem Ironſide, rief Henriette! Sie denken vielleicht, uns alle zu vereinigen, mein Herr, ohne Zweifel weil Sie ſich vor den Aufſeherinnen über den Aufſeher zu fürchten anfangen. Vermuthlich haben Sie nicht gedacht, daß wir uns ſo weit einlaſſen würden. Allein Sie mögen ſich nur nicht bereden, daß Sie bloß Frauenzimmer vor ſich haben. Sie ſollen nicht ſo leicht wieder davon kommen, mein Herr Secretär. Ich denke nicht, daß mir eine von meinen Freundinnen die Präſidentinnſtelle ſtreitig machen wird, und alsdann ſollen Sie eine ſtrenge Präſidentinn an mir haben. Damit Sie mir aber doch den Vorwurf nicht machen können, daß ich mich aufdringe, ſo will ich mich ordentlich dazu erwählen laſſen. Und

hierauf

hierauf eilte ſie fort, holte Papier, Dinte, und Feder, ſchnitt ſechs Zettel, gab ſie hin, und ſagte mit ebender Luſtigkeit, mit der ſie alles dieſes gethan hatte: Hier iſt Papier; zeichnen Sie jede auf dieſen Zettel den Namen derjenigen an, die Präſidentinn ſeyn ſoll. Ich hoffe, es wird der meinige ſeyn. Die Munterkeit und Freude, worein ſie alle geſetzt waren, machte, daß jede ſchrieb, den Zettel zuwickelte, und mir denſelben zuſtellte. Auf allen ſtand: Frau Goodworth, und auf dem ihrigen: Cäcilia.

Nachdem ich ſie geleſen hatte, ſagte ich, die Voreiligkeit iſt beſtraft, meine ſtolze Henriette. Frau Goodworth, ſagen die meiſten Stimmen.

Die Frau Goodworth wollte reden; vermuthlich dachte ſie etwas zu antworten, das ſehr beſcheiden war; allein unſre angenehme Schwätzerinn ließ ſie wieder nicht zum Sprechen kommen, und ſagte: Ueberlaſſen ſie mir ihn nur; ich will es ſchon zu ahnden wiſſen, daß er mich um meine Präſidentinnſchaft gebracht hat. Herr Ironſide ſcheint noch nicht erfahren zu haben, was es heißt, ein Frauen-

zimmer zu beleidigen, und zwar auf seiner empfindlichsten Seite. Denn; (und so wandte sie sich mit einem lustigzornigen Auge zu mir;) in dem Puncte der Schönheit sind wir alle sehr zärtlich, wir mögen Recht dazu haben oder nicht. Es geht uns mit der Schönheit eben so, wie Ihnen mit der Tapferkeit. Jeder von ihnen will für beherzt gehalten werden, und wenn er gleich ——— Doch Sie sollen es von mir lernen.

Und am allerliebsten von Ihnen, wenn ich einmal lernen muß, was ein beleidigtes Frauenzimmer ist. Aber da wir nun so weit mit unsrer Gesellschaft sind: So müssen wir noch, damit an einer ordentlichen Einrichtung derselben gar nichts fehle, auf Gesetze denken, zu denen sich die Aufseherinnen verpflichten. Nachdem auch hierüber viel im Ernste und im Scherze gesprochen worden war: So kamen unterschiedne Verordnungen zu Stande, von denen ich itzt nur folgende bekannt machen will.

„Die Aufseherinnen verbinden sich, gerecht gegen andre zu seyn, wenn sie erst strenge gegen sich gewesen sind, und wollen sich zugleich

gleich allezeit erinnern, daß die Gütigkeit im Urtheilen besonders dem Geschlechte anständig sey, das am meisten zu gefallen wünscht.„

„Sie verbinden sich, die Fehler, welche sie bemerken werden, vornehmlich dadurch zu verbessern, daß sie sie selbst nicht haben, und die Vollkommenheiten besitzen, die denselben entgegen gesetzt sind.„

„Sie verbinden sich, keinen von dem andern Geschlechte gefallen zu wollen, der seinen gröſten Werth seinem Schneider und Friſirer schuldig ist, wie wohlgemachsen, jung und angenehm auch sonst seine Figur seyn mag, und die unverheyratheten Aufseherinnen machen sich anheischig, keinen zu lieben, der nicht eben ein so gutes Herz, und, weil sie nicht gereizt zu werden wünschen, über die Männer zu herrschen, die sie wahrlich lernen, der nicht mehr Wissenschaft, Einsicht und Klugheit besitzt, als sie.„

„Auch verbinden sie sich, keine Zweydeutigkeiten zu erdulden, als welche wider die Ehrfurcht streiten, die sie zu fodern sich berechtigt halten, und unterfangen sie deswe-

gen allen denen, welche auf Unkosten ihrer Thätigkeit müßig seyn wollen, aufs ernsthafteste und bey der Strafe ihrer ewigen Verachtung.„

„Die Verheyratheten verbinden sich, bey der Aufsicht über ihre Familie anzufangen, indem sie überzeugt sind, daß diejenigen, welche weder gute Mütter noch gute Wirthinnen und Frauen seyn können, gar keine Tüchtigkeit zum Charakter leichter Aufseherinn haben.„

„Endlich vereinigen sie sich, keine Gemeinschaft mit den Amazonen zu unterhalten, und besonders auch in ihrem Anzuge sich aufs sorgfältigste von ihnen zu unterscheiden.„

Neun und sechzigstes Stück.

Welch ein mannichfaltiges und edles Vergnügen findet nicht ein Geist, der die höhern Freuden der Seele edlen und sinnlichen Zeitverkürzungen vorzuziehen weiß, in den Werken der schönen Wissenschaften, und in dem Umgange mit den vortrefflichsten Genien des Alterthums und der neuern Zeiten!

Wenn

Wenn ein groſſer Dichter uns durch die Zauberey ſeiner feurigen und glücklichen Phantaſie die Schönheiten der Schöpfung in einem uns ungeſehenen Lichte zeigt, oder die ſtärkern Leidenſchaften der Seele erſchüttert, und das durch unſere Neigung zur Thätigkeit ſchwächelt, ohne dieſe allzuſehr anzuſtrengen, jene aber in eine wirkliche ſehr heftige Aufwallung zu empören; oder wenn er die zärtlichern Saiten unſers Herzens trifft und bald die ſanften Bewegungen einer unſchuldigen Liebe, bald die reizenden Scenen eines ſtillen und ruhigen Landlebens ſchildert; wenn er einen höhern Flug nimmt, die Hoheit und die Würde der Religion und Tugend preiſt, und ſo zu ſagen, aus den Wolken die Laſter niederdonnert; wenn wir einen Demoſthenes die Athenienſer mit ſeiner hinreiſſenden unwiderſtehlichen Beredſamkeit aus ihrer feigen und unmündlichen Schlafſucht aufſtürmen, und mit einer unauslöſchlichen Hitze, das Vaterland zu vertheidigen, entflammen ſehen, oder wenn wir fühlen, wie Maurin den kühnen und trotzigen Sünder gebeugt, den unempfindlichſten Augen Thränen abgepreßt, und

viele Zuhörer mit groſſen und himmliſchen Geſinnungen begeiſtert haben muß: So wird aus den Empfindungen, welche dieſe Arten von Ideen hervorbringen müſſen, eine der Würde unſrer Natur ſo anſtändige und zugleich eine ſo durchdringende und einnehmende Freude entſpringen, daß wir uns unter dem Genuſſe derſelben ſchämen würden, wenn uns der Gedanke einfiele, ſie mit unſern niedrigern Ergetzungen auch nur vergleichen zu wollen.

Ich weiß es wohl, daß ſehr viele einer ganz andern Meinung ſeyn, und vielleicht heimlich denken werden, daß ich die Sprache eines Pedanten rede, welcher immer unter ſeinen Büchern vergraben bleibt. Allein man kann ihren Widerwillen gegen ein Vergnügen, das nicht innerhalb den Grenzen der Sinne liegt, erklären, ohne einmal den Grund davon in Urſachen aufzuſuchen, die ihrem Herzen keine Ehre ſeyn würden, ob es gleich unſtreitig iſt, daß nicht wenige an dem Leſen vortrefflicher Schriften darum keinen Geſchmack finden, entweder weil ſie von denſelben beſtraft zu werden fürchten, oder weil

ihre

ihre herrschenden Leidenschaften den Verstand schon an eine Zerstreuung gewöhnt haben, die ihnen alle anhaltende Aufmerksamkeit zu einer unerträglichen Last macht. Man darf, wenn man fähig seyn will, die Schönheiten in den Werken der Dichtkunst und Beredsamkeit zu empfinden, nicht ganz unwissend seyn; man muß auch seinen Geschmack nicht durch das Lesen alltäglicher Schriftsteller verderbt haben. Menschen, die niemals einen andern Umgang gehabt haben, als mit Leuten, die gemein und niedrig in ihren Sitten und Ergetzlichkeiten sind, werden in der besten und geistreichsten Gesellschaft gähnen: weder die edelsten und nützlichsten Unterredungen, noch die aufgeräumtesten und feinsten Scherze werden sie aus ihrer Schlafsucht erwecken; sie werden so geschwind aus der Gesellschaft aufbrechen, als sie können. Eben so geht es ihnen mit den unsterblichen Schriften grosser Geister. Denn in den Werken eines Virgils, eines Youngs, eines Addisons, eines Racine, eines Hallers oder Gellerts lesen: Was ist das anders, als mit diesen vortrefflichen und würdigen Männern in Gesellschaft seyn?

Unter-

Unterdeß kann man sich von einem unanständigen Umgange und von den niedrigen Gesinnungen und Fehlern, mit denen man darinnen angesteckt wird, auf keine andre Art befreyen, als daß man, auch wider seine Neigung, die Gesellschaft besserer Menschen sucht; daß man auf ihre Vollkommenheiten aufmerksam wird; die Verschiedenheit und den Werth ihrer Charaktere kennen lernt, und sich um einen Freund und Anführer bewirbt, der uns näher mit ihnen bekannt macht, und uns nach und nach zu ihrer Vertraulichkeit verhilft; daß man endlich sich besonders die Mühe giebt, selbst die Grundsätze und Regeln einer guten Lebensart und Aufführung einzusehen. Alsdann wird man in ihrem Umgange so viel Freundlichkeit empfinden, daß man sich beklagen wird, sie so lange entbehrt zu haben; und eben so sehr wird man sich bedauern, daß man sich des feinen und so nützlichen Vergnügens so lange beraubte, welches die wirklich schätzbaren Werke des Genies verschaffen, wenn man durch ein fortgesetztes, vielleicht im ersten Anfange nicht so angenehmes Lesen derselben richtigere Einsichten

ſchten in ihren Werth erhalten, nach und nach ſeinen Geſchmack gereinigt und erhöht, und aus den Schriften, welche die Grundſätze und Quellen des Schönen erklären, die Regeln erlernt hat, durch deren Beobachtung ſich einige glückliche und ſeltne Geiſter den Dank von mehr als einer Nachwelt erworben haben.

Man muß alſo, um in ihrer Geſellſchaft vergnügt werden zu können, Geſchmack; man muß ein Gefühl des Wahren und Schönen erlangt haben. Jeder Menſch hat einige natürliche Anlage zu dieſem Gefühle, die ſchon durch das bloße Leſen guter Werke ohne einigen weitern Unterricht ſehr erweitert und ausgebildet werden kann. Wenn man die Comödie nur aus den beſſern Stücken des Moliere, des Destouches, des Boiſſy, und der Madame Grafigny kennt: So wird es uns, auch ohne einen Aubignac vom Theater geleſen zu haben, unmöglich ſeyn, den Pantalon der italieniſchen Bühne auszuſtehn und ſollten auch das Parterre und die Logen vor Lachen kaum wieder zu ſich ſelbſt kommen können. Man wird nicht einmal

dem

beim Moliere seine Farcen vergeben, so viel auch in einigen Witz verschwendet seyn mag. Sind wir zuerst durch den Polieukt oder den Heraclius des Corneille, durch die Athalie oder die Phädra des Racine, durch Addisons Cato oder durch die Alzire mit der tragischen Muse bekannt geworden: So wird man sich alles, was in einem Shealspear Erhabnes, Pathetisches und Erstaunenswürdiges seyn mag, nicht verführen lassen, seine großen Fehler zu entschuldigen, wenn sie auch, bloß als abgerißne Stücken des Poeten betrachtet, noch so schön wären; man wird vielmehr wünschen, daß das größte tragische Genie später erschienen wäre und sich dadurch genöthigt gesehen hätte, sich weniger der Wildheit seiner Phantasie zu überlassen, sondern vielmehr eine ihm schon vorgezeichnete Bahn zu laufen. Die Seele gewinnt bloß durch ein aufmerksames, oft wiederholtes Lesen vortrefflicher Schriften, ohne sich bewußt zu seyn, daß sie die Regeln der ästhetischen Vollkommenheit, der Ordnung, Harmonie und Uebereinstimmung der Mittel in einem Plan zu gewissen Endzwecken aus regelmäßigen

Werken

Werken absondert, eine solche Richtung auf das Schöne, welche nicht allein eine beständige Lust an denselben, sondern auch eine große Richtigkeit in ihren Urtheilen darüber hervorbringt. Allein so unstreitig dieses ist, so glücklich muß man seyn, gleich die besten und regelmäßigsten Schriftsteller zu treffen. Man kann unter den Dichtern zuerst einen Ovidius oder einen Lucan, oder unter den neuern Geschichtschreibern, die sich unterscheiden wollen, einen Rainal lesen, und alsdann wird es uns vielleicht sehr schwer werden, jenen den Virgil, und diesem einen Bossuet oder Henault vorzuziehen.

Je leichter man nun zum Nachtheile seines Vergnügens irren kann, wenn man unter den mannichfaltigen Arbeiten des menschlichen Geistes bloß auf ein gut Glück wählt, desto nothwendiger ist es, mit dem Lesen der Dichter, und andrer Schriften, welche zu ergetzen suchen, um desto sichrer zu nützen, das Lesen solcher Werke zu verbinden, die den Quellen des Schönen nachforschen, und die Grundsätze und Regeln aufsuchen, welche den wahren Werth eines jeden Autors bestimmen,

men, und uns vor der Gefahr bewahren, glänzende Fehler; (denn die meisten Fehler großer Genie haben etwas Blendendes;) für wirkliche Vollkommenheiten zu halten.

Es haben zwar in dieser Materie so viele gearbeitet, daß auch hier die Wahl nicht leicht ist. Unterdeß verdient doch denen, welche das Vorrecht eines richtigen und feinen Geschmacks zu besitzen, und in den Geheimnissen der schönen Wissenschaften, so zu sagen, eingeweiht zu werden wünschen, keiner mehr empfohlen zu werden, als Batteux, einer ihrer begünstigsten Lieblinge in seiner Einleitung zu den schönen Wissenschaften. Der Dichter, der Redner, der sinnreiche Moralist, der Geschichtschreiber, und derjenige, der sich an die Uebersetzung großer Schriftsteller wagt, finden in diesem vortrefflichen Werke die Gesetze, von denen sie sich nicht entfernen können, ohne sich unter den Pöbel der Scribenten zu verlieren; ihr Leser aber kann, wenn er nach denselben urtheilt, gewiß seyn, daß er bald unter die Kenner gehören werde, deren Beyfall jeder Verfasser für eine seiner angenehmsten Belohnung halten wird, deren

Tadel

Tadel hingegen einem jeden Sohne des Parnaſſus furchtbar ſeyn muß.

Um dieſer Urſache willen wünſche ich, daß dieſes Werk eins von den Leihbüchern meiner Leſer und Leſerinnen werden möge. Denn wie nöthig iſt nicht, wenn ſich der Geſchmack zu bilden anfängt, für die Schriftſteller, welche das Lob einer Nation zu verdienen ſuchen, ein erleuchtetes Publicum? Alle Unſichtbaren, Philinden ausgenommen, die ſich dieſes Werk von Cäcilien erklären läßt, wiſſen ihren Batteux beynahe auswendig, und ich rathe deswegen allen unſern jungen Herren, ſich geſchwind mit ihm bekannt zu machen, weil ſie nicht wiſſen können, ob nicht vielleicht einmal eine Aufſeherinn mit ihnen davon ſprechen möchte!

Man kann, um in dem ganzen weitläuftigen Felde der ſchönen Wiſſenſchaften bekannt zu werden, keinen zuverläßigern und zugleich keinen angenehmern Führer wählen, als ihn. Er beſtreut den Weg, den er führt, überall mit Blumen; er beweiſt die Regeln der Schönheit und des guten Geſchmacks, die er aufklärt, und feſtſetzt, durch ſein eigenes

Beyspiele, und man sieht fast überall einen Verfasser, der sich mit der äußersten Sorgfalt in acht nimmt, kein Gesetzgeber zu seyn, der den ersten Uebertreter der Vorschriften wird, die er ertheilt.

Einige möchten ihm, besonders in der Untersuchung über das Wesen und die höchsten Grundsätze der schönen Wissenschaften mehr Tiefe, und einigen seiner Erklärungen und Regeln, mehr Einschränkung und Bestimmung wünschen, und vielleicht besäße er alle diese Vorzüge in einem höhern Grade, wenn er sich weniger bestrebt hätte, den Philosophen zu verbergen. Allein man darf ihn nur ganz, und ganz mit Aufmerksamkeit gelesen haben; so wird man diese kleine Unvollkommenheiten, welche nur Schatten in einem schönen Gemälde sind, leicht entdecken können.

Danken wir demjenigen, der uns zum Umgange mit Männern behülflich ist, die unsre Erkenntnisse erweitern, oder unser Herz bessern, oder uns ein unschuldiges und edles Vergnügen verschaffen: Wie sehr muß sich nicht ein Barteux seine Leser verbinden, da er sie durch sein Werk in die Gesellschaft solcher

cher Geister bringt, die zu allen Zeiten die Ehre und der Stolz ihrer Nationen seyn werden! Die größten Schriftsteller unter den Griechen, Lateinern, und Franzosen scheinen in seinem Werke vor uns ins Leben zurückgerufen zu werden. Bald wird man in die Zeiten eines Homers, eines Pindarus, Aristophanes, Sophokles und Euripides, eines Theokritus, Moschus und Bion; bald in die Zeiten eines Terentius, eines Virgilius, Horaz, Phädrus und Juvenals; bald in das Jahrhundert eines Malherbe, Corneille, Molieres, Racine und Boileau versetzt; die Bekanntschaft mit ihnen steigt bis zur Vertraulichkeit; man studirt ihren ganzen Charakter aus; man bewundert sie bis zum Entzücken, ohne doch von ihren glänzendsten Unvollkommenheiten verblendet zu werden.

Die kammlerische Uebersetzung dieser Einleitung in die schönen Wissenschaften, die zu viel verlöre, wenn man Auszüge von ihrem Innhalte geben wollte, erreicht die Vollkommenheit des Originals, und ist ein Beweis, daß das Deutsche in allen würdi-

gen Materien keiner Sprache weichen dürfe. Der strengste Kunstrichter würde wider diese schöne Copie nichts erinnern können, wenn sie nur zuweilen weniger genau, weniger ängstlich wäre. Sie hat für Deutsche den Vorzug, daß sie eben so sorgfältig zu ihrem eignen Gebrauche eingerichtet ist, als immer das Original für die Franzosen seyn mag.

Wie sehr wünsche ich nicht, daß uns jemand einen dänischen Batteux geben, und ihn zugleich durch nöthige und glückliche Veränderungen für unsre Nation noch brauchbarer machen möchte, als er wirklich schon im Originale oder im Deutschen ist! Allein derjenige, der sich an dieses Unternehmen wagte, müßte der Schönheiten der nordischen Sprache eben so mächtig seyn, als der Verfasser der so nützlichen und rührenden Gedanken über die Liebe zum Vaterlande.

Siebenzigstes Stück.

Ich habe gehofft, mehr Correspondenten und Correspondentinnen zu erhalten, wenn erst die Gesellschaft der Aufseherinnen errich-

errichtet ſeyn würde, und meine Hoffnung fängt an erfüllt zu werden. Denn wenn auch nicht an mich geſchrieben wird: ſo ſchreibt man doch an die Unſichtbaren Briefe, und dieſe können ſie nicht anders, als unter meiner Addreſſe empfangen. Eine ſolche Correſpondenz wird mir mein Amt ſehr erleichtern, ohne daß das Publicum dabey verlieren wird. Denn wer wird ſich nicht beſtreben, ſo geſitteten Damen etwas zu ſagen, das die ganze Welt mit Vergnügen leſen könne? Was die Schmeicheleyen betrifft, die mir beyläufig gemacht werden: ſo betrachte ich ſie als Complimente, die bloß zu meiner Aufmunterung beſtimmt ſind.

An die Unſichtbaren.

Endlich iſt ein Theil meiner Wünſche erfüllt. Unſer Geſchlecht braucht in der That eine beſondre Aufſicht, und ich habe mit einem Verlangen, welches ich wohl Ungeduld nennen könnte, gewünſcht, daß einmal eine unter uns aufſtehen und dieſes Amt über ſich nehmen möchte. Unſer alter Aufſeher; (ich meine ihn alt, weil er ſich ſelbſt dafür aus-

giebt;) ist zwar noch munter genug, um mit unserm Geschlechte umzugehen: Allein er ist mir gar zu sehr zurückhaltend. Eine gewisse Ernsthaftigkeit, die Männern seiner Art eigen ist, erhält ihn in seiner Sphäre, wenn er sich bis zu frauenzimmerlichen Kleinigkeiten herunterlassen soll.

Ihr Entschluß, meine Freundinnen, verdient Beyfall, und ich bin die erste, die Ihren Richterstuhl erkennt. Ich denke, es ist Bescheidenheit, daß Sie Ihre Aussprüche nicht selbst thun wollen: Aber ist denn wirklich keine unter Ihnen, die das Amt eines Sekretairs selbst verrichten könnte? Ich kann hier meine Eifersucht nicht unterdrücken; ich hätte gewünscht, daß Sie die Ehre Ihrer Entscheidungen nicht mit dem Geschlechte getheilt hätten, welches uns ohnedieß so gern von allen Geschäfften ausschließt. Jedoch Sie sind in Ihrer Wahl glücklich gewesen, und dieß beruhiget mich. Ich muß Ihnen, meine Freundinnen, einen Vorschlag thun, der, wie ich hoffe, Ihnen nicht gleichgültig seyn wird. Sie haben Correspondentinnen nöthig; und ich versprache Ihnen von Zeit

zu

zu Zeit Nachrichten zu geben, die Sie ſchwerlich von einer andern Hand ſo authentiſch werden erhalten können. Aber wollen Sie mich in Ihre Geſellſchaft aufnehmen? Dieſe Ehre iſt die einzige Bedingung. Mich dünkt, daß ich mich zu dem Amte einer Kundſchafterinn nicht übel ſchicke. In einem Alter, wo ich weder ſpröde, noch coquett mehr bin, beſuche ich alle öffentliche Zuſammenkünfte und eine Menge von Privatgeſellſchaften. Im Winter findet man mich in der Comödie, in der Oper und im Concerte; im Sommer theile ich mich in die Promenaden des roſenburger Gartens, des Walles und von Friedrichsberg. Ich kenne alle Sprödeu und Coquetten. Ich weiß alle ſüße Herren vom Hofe und in der Stadt mit Namen zu nennen. Meinen Augen entwiſcht keiner von den unverſchämten Blicken, die Corinna von ihrem Buſen, den nie ein Halstuch berührte, über alles, was um ſie her eine männliche Geſtalt hat, ausſtreut; und ich weiß ſehr genau, wie viel Complimente Narciß, der auf dreyßig Schritte weit Ambra und Eſſenzen ausduftet, ſich ſelbſt täglich vor dem großen Spiegel zu-

Eitelkeit. Wollen Sie Ballhistörchen wissen; denn ich erscheine manchmal auch auf Bällen: Welcher lächerliche Mischmasch von Eitelkeit, Stolz, Eifersucht, Wollust und Prälerey! Welche unerschöpfliche Quelle von Thorheiten! Die geheimsten Intriguen sind mir nicht verborgen. Dorimene, die in dem östlichen Theile der Stadt wohnet, hat sich eine kleine abgelegne Wohnung gemiethet, wo sie sich über die Abwesenheit ihres Mannes mit ihren Freunden tröstet. Die arme Frau! Zu Hause erinnert sie alles, was sie sieht, an ihren Mann, und er ist bey der Armee in Holstein: Wer kann das ausstehen? Der gnädige Herr, der neulich das unschuldige vierzehnjährige Kind verführt hat, heißt — bald hätte ich das Ungeheur genannt. Wie viel könnte ich Ihnen nicht von Cleon, dem Eroberer, dessen Goldne keine Hand jemals widerstanden hat; und von der Schwätzerinn, Fabulla, die die Sturmglocke ihrer Nachbarschaft ist, erzählen!

Sie sehn, meine Schwestern, denn ich betrachte mich schon als Ihre Mitgehülfinn; Sie sehn den Reichthum meines Vorrathes.

Wollen

Wollen Sie ſich deſſelben bedienen: ſo ſoll es Ihnen an Materie, und Ihrem Sekretair an Beſchäfftigung niemals fehlen. Bis wir einander näher kennen lernen, nenne ich mich bloß

die Kundſchafterinn.

Nachſchrift.

Iſt es nothwendig, daß ich mich dem nordiſchen Aufſeher zu erkennen gebe? Er hat die unſichtbaren Aufſeherinnen geſchildert; ſeine Zeichnungen haben den Charakter der Wahrheit, und ich erkenne die meiſten Originale. Was wird aber der Mann zu meinem Charakter ſagen? Ich bin weder eine Goodworth, noch eine Cäcilia, das fühl ich wohl: Aber ich habe Muth genug, es in ihrer Geſellſchaft werden zu wollen.

Antwort.

Ich habe das Geſuch der Kundſchafterinn den Unſichtbaren vorgetragen. Auf ihr Verlangen ſoll ich, beſonders auf das Poſtſcript, zu erkennen geben, daß es ihre Freude ſeyn wird, von ihr nicht allein nach-

geahnt, ſondern auch übertroffen zu werden; daß ſie aber die Aufnahme derſelben noch nicht in Ueberlegung nehmen können, bis ſie durch ſichre Proben überzeugt worden ſind, ob ſie eben ſo viele Fähigkeit zum Auskundſchaften tugendhafter Charaktere beſitzt, als ſie ſcharfſichtig genug zu ſeyn ſcheint, die fehlerhaften, lächerlichen und laſterhaften zu entdecken.

Mesdames,

Machen Sie ſich ſo unſichtbar, als Sie immer wollen; ich getraue mir Sie alle mit Namen zu nennen. Die junge Frau mit den großen blauen Augen —— die gutherzige Wittwe —— und die ſchlaue Demoiſelle ——. O ich kenne Sie. Waren Sie nicht neulich zuſammen in der Oper? Danken Sie ab, Mesdames, meiner diſcreten Gemüthsart, daß ich Sie nicht verrathe. Wiewohl hat der nordiſche Aufſeher ſolches nicht ſchon gethan? Giebt es vielleicht andre Originale, die ſeinen Gemälden gleichen? Ich zweifle ſehr. Mit Ihrer Erlaubniß, Mesdames, daß ich mit dem Maler ein Wort ſpreche. Da er den Brief zuerſt ſieht: ſo kann er das, was ich

ich ihm ins Ohr zu ſagen denke, ausſtreichen, wenn er glaubt, daß Sie dadurch beleidigt werden können.

„Ihre Gemälde, mein Herr, ſind vortreff„lich. Sie ſind glücklich im Treffen; Sie „zeichnen richtig und edel; aber ſoll ichs „frey herausſagen? Ihre Farben ſind nicht „genug gebrochen. Sie wiſſen es ſelbſt, die „Hauptpartheien erſcheinen alsdann in deſto „gröſſerm Lichte, wenn die Theile, die im „Schatten gehalten werden müſſen, aus fal„ſchen und ſehr gebrochnen Farben angelegt „werden. Ich will Ihnen einige Nuancen „angeben, welche der Schönheit Ihrer Ge„mälde nichts benehmen werden; ſie ſind aber „aus den Originalen ſelbſt hergenommen. „Frau Goodworth iſt ein wenig hypochon„driſch; Cäcilia für ihr Alter zu ernſthaft; „Philinde unruhig; die kleine Wilhelmina „in ihren Handlungen allzuſymmetriſch; „Pulcheria zu ſtrenge. Henriette — das „iſt wirklich ein gefährliches Frauenzimmer; „ich habe nichts bey ihr zu erinnern, ich müßte „denn ſagen, daß ſie ſich nicht immer gleich „iſt. Wollten Sie nunmehr Ihre Portraits „noch einmal retouchiren?„ Ich

Ich wende mich wieder zu Ihnen, Meſſames. Ihre Vereinigung gegen mehr, als zwo Drittel des menſchlichen Geſchlechts hat die ganze Stadt in Bewegung geſetzt. Man redet nicht ſo viel von der neuen Allianz der italieniſchen Fürſten mit dem K. von Pr. als von der Ihrigen mit dem nordiſchen Aufſeher. Das Gleichniß iſt nicht allzurichtig: Aber welches Gleichniß hinket nicht? Unſichtbare Aufſeherinnen! Mir ſchauert die Haut, wenn ich daran gedenke. Ich bin von Natur ein wenig furchtſam, und ich würde dem frömmſten weißen Geiſte die Hand nicht geben, wenn er mir erſchiene.

Welcher Mann wird ins künftige vor ſeiner Frau ſicher ſeyn? Denn ich merke es gar wohl, es iſt doch hauptſächlich auf unſer Geſchlecht abgeſehn. Wird nicht ein jeder fürchten müſſen, an ſeiner lieben Hälfte eine Verrätherinn zu finden, wenn dieſe Conföderation allgemein werden ſollte? Doch es hat keine Gefahr. Die Conföderation wird ſich nicht ſo leicht vermehren; dafür iſt mir endlich der Charakter unſerer meiſten Damen in der Stadt Bürge; welches ich doch aber

nicht

nicht gesagt haben will, um dem nordischen Aufseher zu widersprechen. Die Ehemänner können sich also, deucht mich, beruhigen. Aber den Jünglingen, welche vielleicht Absichten auf die unverheyratheten Mitglieder der unsichtbaren Gesellschaft haben können, gebe ich den gutgemeinten Rath, sich wohl vorzusehn, und wenn sie nicht wenigstens Muth genug fühlen, Grandisone oder Beauchamps zu werden, es nicht zu wagen — Henriette, Pulcheria und Wilhelmine, werden Sie mirs auch vergeben, daß ich unsre jungen Herren vor Ihnen warne! Ich bin mit der größten Hochachtung

Mesdames

Ihr demüthiger Verehrer und Bewunderer

J. F. B.

Mein Herr Aufseher,

Ich muß Ihnen öffentlich Dank dafür abstatten, daß Sie uns in die Bekanntschaft Ihrer unsichtbaren Aufseherinnen bringen wollen. Mein Mann, welcher überhaupt gern an allem zweifelt, was man Gutes von unserm Geschlechte sagt, will nicht glauben, daß es wirkliche Personen sind. „Ich kenne

den

den nordiſchen Aufſeher wohl, ſagte er, er beſchreibt euch Frauenzimmer nicht wie ihr ſeyd, ſondern wie ihr ſeyn ſolltet. Das hat er von ſeinem Vater, der ein Engländer war, geerbt, und er iſt in dieſem Falle eben ſo reich an Erfindungen, als er. Der Mann hat ſich ja ſelbſt erfunden. So wenig man in London Clariſſen findet, eben ſo wenig wird man hier in Kopenhagen eine Goodworth oder eine Cäcilia antreffen. „ Iſt das nicht eine erſchreckliche Satyre auf unſer ganzes Geſchlecht? Widerſpreche ich ihm: und wie könnte ich hier ſchweigen? ſo hin ich partheyiſch: und gewinne weiter nichts, als daß er mich umarmt und die beſte Frau von der Welt nennt. Mein Mann, ich muß es Ihnen verrathen, hat überhaupt beſondre Meinungen. Auch an der Wirklichkeit eines Carl Grandiſons zweifelt er; und wenn ich ihn frage, ob er denn glaubt, daß es ſolche Männer geben: ſo ſagt er, daß man wenigſtens in London keinen ſuchen müſſe, und daß er auf ſeinen langen Reiſen nur Ein Original zu Richardſons Gemälde habe kennen lernen. Ich habe ein beſſeres Vertrauen zu unſerm Geſchlechte,

ſo, und ich hoffe, daß die Unſichtbaren endlich die ungläubigen Männer von einem ſo ungerechten und für uns ſo nachtheiligen Irrthume überzeugen werden. Wie freue ich mich nicht über eine ſo vortreffliche Geſellſchaft, und wie ſehr wünſche ich nicht, daß ſie ihre edlen Abſichten erreichen mögen! Dieſes wird aber unfehlbar geſchehen, wenn man ſich bey Ihnen derjenigen unſichtbaren Aufſeher erinnert, die uns an allen Orten umgeben und dereinſt Zeugen unſrer Aufführung ſeyn werden. Ich bin

Mein Herr,

Ihre Leſerinn und verbundne Dienerinn

S. H. F***

Nachſchrift.

Mein Mann fängt ſich ſchon an zu fürchten, nachdem er meinen Brief geleſen hat. Er erbietet ſich öffentliche Abbitte zu thun, ſo bald ſich ihm eine von den Unſichtbaren zu erkennen geben wird.

An die Aufſeherinnen.

Ich bediene mich Ihrer gütigen Erlaubniß, Sie in einer ſehr wichtigen Sache um Rath zu fragen. Wie ſoll ichs abermachen, daß

daß Ihnen meine Wortung gefällt, da ich noch so ungeübt im Schreiben bin? Doch ich verlasse mich darauf, daß Sie mir meine Blödigkeit zu gute halten. Ich will also ohne Umschweife anfangen. Vor drey Wochen ungefähr nahm mich meine Tante das erstemal mit in die Oper, weil ich eine Liebhaberinn vom Singen bin. Ich hörte nichts, als die Musik, und sah nichts, als das Schauspiel — Bey dem Ballette wandte ich meine Augen einmal auf unsre Nebenloge und ward einen jungen Herrn gewahr, der mir ein tiefes Compliment machte und mich mit unverwandten Augen ansah. Ich konnte seinen Anblick nicht ertragen, und zog mich hinter meine Tante zurück, welche sich mit der Frau von S** * unterhielt. Beym Herausgehen war derselbe junge Herr an der Thür unsrer Loge und bot mir die Hand, welche ich auch, nach einiger Weigerung, auf den Wink meiner Tante annahm, und so nach dem Wagen gieng. Ich kannte den Menschen ja nicht: Warum sollte ich mich denn von ihm führen lassen? Von dieser Zeit an verfolgt er mich an alle Orte, wo ich hingehe. Nicht einmal

in der Kirche bin ich vor ihm sicher. Auf dem großen Concerto stellt er sich gerade vor mich, und sieht mir starr in die Augen, als wenn er mich durchsehn wollte. Ich kann die ganze Zeit über meine Augen kaum aufschlagen, denn ich begegne seinen abscheulichen Blicken. Was soll ich anfangen? Ich wünsche mir oft den Muth und die Augen von der Anna Hawe, um den unverschämten Kerl auf einmal in Nichts zu verwandeln. Meine ehmalige Hofmeisterinn, welche eine Französinn aus Berlin war, hat mich oft wegen meiner Schüchternheit ausgescholten; und wenn ich nicht dreister geworden bin, so hat es wenigstens nicht an ihr gelegen. Ich gebe ihr das Zeugnis, daß sie mit Mannspersonen ganz nicht blöde war. Sie erzählte mir viel von der freyen Lebensart in ihrem Vaterlande, und spottete sehr grob über die Sittsamkeit des dänischen Frauenzimmers, welche sie eine gezwungne Sprödigkeit nannte. Mir selbst machte sie vor dem Jahre, als meine Mama für gut fand, sie aus dem Hause zu thun, das unhöfliche Abschiedscompliment: Adieu meine steife Puppe; ich gebe ihr den

Rath, ſich niemals in der groſſen Welt ſehn zu laſſen; bleibe ſie zu Hauſe bey ihrer melancholiſchen Frau Mama, und leſe ſie ihr etwas aus ihrer übernatürlichen Clariſſa und aus dem milzſüchtigen nordiſchen Aufſeher vor. Das Feuer ſchoß mir ins Geſicht, und doch konnte ich ihr kein Wort ſagen. Das böſe Menſch! Wie froh bin ich, daß ſie nicht mehr da iſt! Nun kann ich ungeſtört leſen. Meine Mama ſagt mir oft, daß ein junges Mägdchen in Geſellſchaft mit Mannsperſonen weder allzufreundlich noch zu ernſthaft und zurückhaltend thun müſſe. Sie warnt mich abſonderlich vor einer Gattung, welche ſie im Scherze adoniſirte Affengeſichter zu nennen pflegt. Meine Tante hingegen meint, daß ein Mägdchen von funfzehn Jahren; (ich bin funfzehn Jahre und drey Monate;) allezeit aufgeräumt ſeyn müſſe. Ich bin von Natur mehr freundlich als finſter, und es kömmt mir ſchwer an, wenn ich jemanden ein ſaures Geſicht machen ſoll. Ich kann mir aber von Mannsperſonen nicht ſo lange in die Augen ſehn laſſen. Wie ſoll ich nun die Mittelſtraſſe treffen? Was rathen Sie mir?

Selinde. Weil

Weil ich diese Briefe nicht ganz unbeantwortet lassen kann; So melde ich dem Herrn J. F. B., daß ich kein Bedenken gehabt habe, den Unsichtbaren seinen Brief ganz zu zeigen; daß er sie aber, ungeachtet Wilhelmine bey dem Worte: Allzusymmetrisch ein wenig roth geworden ist, noch nicht gesehen hat; daß er endlich Recht hat, zu bemerken, daß diejenigen, die solche Herzen zu besitzen wünschen, als die Herzen einer Pulcheria oder Henriette sind, sich wohl vorsehen, und in ganz andern Eigenschaften zeigen müssen, als nur allzuviele von unsern jungen Herren verrathen.

Mit der Frau S. v. F. wünschen die Aufseherinnen in eine nähere Bekanntschaft zu kommen, wenn es geschehen kann, ohne ihre Unsichtbarkeit abzulegen. Sie sind von dem Schlusse ihres Briefes sehr gerührt worden, und sie werden diesen edlen Gedanken zu brauchen suchen, um in der Uebung aller ihrer Pflichten immer vollkommner zu werden. Ich kann nicht unterlassen anzumerken, daß, nachdem ich diese Stelle gelesen hatte, ich in Cäciliens Auge eine Thräne

entdeckte, die mir unendlich ſchöner und ſchätzbarer war, als diejenigen, die Alexander bey der Erzählung von den Thaten ſeines Vaters vergoſſen haben ſoll.

Endlich ſind die Unſichtbaren von dem unſchuldigen Charakter, der ſich in dem Briefe von Selinden äußert, ſehr eingenommen. Sie rathen ihr aber, ihre Augen, wenn ſie ihren Verfolger ſieht, weniger niederzuſchlagen. Denn vielleicht ſucht er eben dieſes, in der Hoffnung, ihr dadurch ſelbſt auf eine dem Anſehen nach für ihn nachtheilige Weiſe wichtig zu werden, gleichwie ſich Greville im Grandiſon beſondre Vortheile verſpricht, wenn es ihm gelingen möchte, die Miß Byron zum Zorne wider ſich zu reizen.

Ich rücke zum Beſchluſſe folgendes Schreiben ein, weil es vielleicht einigen Liebhabern der Natur angenehm ſeyn kann.

Mein Herr,

Ich ſtelle es Ihnen anheim, ob Sie dieſen Brief drucken laſſen wollen, da er kein moraliſches Phänomenon, ſondern die Erſcheinung eines lange erwarteten Cometen be-

betrifft. Die Nachricht davon ist aus einer kleinen Schrift genommen, die vor kurzem in Leipzig herausgekommen ist.

Der Comet von 1682, dessen Wiederkunft schon Halley auf die gegenwärtige Zeit vorherverkündigt hat, ist nach den gelehrten dresdner Anzeigen zuerst von einem sächsischen Landmanne, Namens Palitzsch, zu Prohlis bey Dresden den 25 und 27 December des vorigen Jahres entdeckt, und nachher von einem Liebhaber der Sternkunde den 18 und 19 Jenner, obgleich nur durch Ferngläser in einem schwachen Lichte und ohne Schweif an der Stelle gesehen worden, wo er nach der newtonianischen Theorie und nach seiner eignen vorgängigen Ausrechnung erscheinen mußte. Im verwichnen Monate hat er noch zuweilen, obgleich nur in einer unansehnlichen Gestalt, bloß durch Tubos, bemerkt werden können; in dem itzigen Monate aber wird solches nicht möglich seyn, weil er sich in den Sonnenstralen verbirgt, aus denen er sich, vor dem achten Aprill, nicht entwickelt. Um diese Zeit aber erscheint er, wenn der Verfasser der angeführten Schrift rich-

tig urtheilt, bey ſeiner beſchleunigtern Annäherung zur Erde, etwas gröſſer als ein Stern der zweyten Gröſſe, mit einem nicht unanſehnlichen Schweife in der erſten Morgendämmerung um 3½ Uhr in der oſtſüdoſtlichen Gegend des Himmels, der ſehr heiter ſeyn muß, wenn man ihn mit bloßen Augen ſehen ſoll. Den 13 Aprill zeigt er ſich wie ein Stern der erſten Gröſſe, mit einem Schweife von ſechs bis ſieben Graden und den 18 Aprill in der Gröſſe des Jupiters des Morgens um die vorhin bemerkte Zeit; allein ſein Glanz verliert viel von dem ſtarken Mondlichte. Von der Zeit an nähert er ſich, wegen ſeiner ſtark zunehmenden ſüdlichen Breite denen, die nach der Linie zu und jenſeits dem Aequator wohnen. Am 21ſten Aprill geht er eine halbe Stunde vor der Sonnen Aufgange auf. Sein Kopf iſt alsdenn im Durchſchnitte halb ſo groß als der Mond, und ſein Schweif mit dem Horizonte auf funfzehn Grade parallel, und dennoch wird er in ſeinem ſehr matten Lichte, eben wegen der Nähe des Horizontes und der ſtarken Dämmerung kaum auf einige Minuten,

und

und mit Mühe, geſehen. Vom 23 April bis zum 28ſten erſcheint er weiter gegen Süden und näher an der Linie in ſeiner größten Pracht, mit einem Schweife von dreyßig bis vierzig Graden, der von uns abſteht, und deswegen nicht ſchaden kann, ungeachtet der Körper ſelbſt nur noch 2900 Halbmeſſer der Erde von uns entfernt iſt. Am 1ſten May zeigt er ſich nach dem Untergange der Sonne wieder über unſerm Horizonte und geht erſt um eilf Uhr des Abends in der ſüdweſtlichen Gegend deſſelben unter, halb ſo groß, wie der Mond, mit einem Schweife von zwölf Graden noch Oſten zu, und ſehr ſichtbar, wofern ſein Anſehen nicht durch die Nähe des Horizonts und ſeiner Dünſte geſchwächt wird. Den dritten May erſcheint er nur ſo groß als Jupiter, den achten wenig größer als ein Stern der zweyten Größe, und alsdenn wird er in wenig Tagen ganz aus unſerm Geſichte verſchwinden.

Der Verfaſſer dieſer Vorherverkündigung von dem Laufe dieſes Cometen nennt ſie gewagt; ſie hat unterdeß dieſes vor ſich, daß ſchon lange vor ſeiner Erſcheinung der be-

nahme Clairaut am 15 November des vorigen Jahres eine Abhandlung von ihm in der Akademie der Wissenschaften zu Paris vorgelesen und durch seine Schlüsse herausgebracht hat, daß er nicht eher, als gegen den April dieses Jahres wieder erscheinen werde.

Astrophilus.

Ein und siebenzigstes Stück.

Eine weise Austheilung der Belohnungen ist in der kleinern Regierung einer Familie fast ebenso unentbehrlich und wichtig, als in einem wohleingerichteten Staate, indem besonders in der Erziehung und Bildung der Kinder zur Tugend sehr viel dadurch ausgerichtet werden kann. Viele Aeltern wissen, daß die Furcht die Gemüther sclavisch macht; viele sind auch so zärtlich gegen sie, daß es ihnen unmöglich ist, sie durch nöthige Bestrafungen zu beugen; vernachlässigen deswegen alle heilsame Betrübniß derselben, und

und wollen bloß die Hoffnung zur Triebfeder alles ihrer Handlungen machen. Sie vergessen aber, daß durch Belohnungen eben so viel verdorben werden kann, als durch unzeitige und übertriebne Bestrafungen. Aeltern und Lehrer müssen sich also auch im Gebrauche der Vergeltungen von einer erleuchteten Vernunft leiten lassen.

Die Belohnungen, mit denen man den Geist der Kinder aufmuntern kann, sind von verschiedener Art. Sie bestehen entweder in Dingen, die theils ihrer Sinnlichkeit, theils ihrer natürlichen Neigung zur Veränderung und Abwechslung angenehm sind, und wie mannichfaltig können diese nicht seyn? oder sie bestehen in einer dem guten Verhalten gemäß eingerichteten Aeußerung der Gunst und des Wohlgefallens der Aeltern und Lehrer und ihrer Freunde, oder endlich in Beyfall und Lob, womit sie ihren Fleiß und Gehorsam unterhalten und anfeuern.

Da alle wesentlichen Neigungen und Begierden in ihrer eigentlichen Natur und Bestimmung unschuldig sind, auch so oft befriedigt werden können, als es möglich ist,

ohne höhere Endzwecke zu vernachlässigen, oder auch einer vor der andern, zum Nachtheile der Vernunft zu viel Stärke und Lebhaftigkeit zu ertheilen: So dürfen Aeltern und Lehrer zur Aufmunterung ihrer Kinder fast alle Arten von Belohnungen brauchen, die an sich nichts verwerfliches haben. Und hierinnen gehe ich von den strengen Sittenlehrern ab, welche behaupten, daß man Spielwerke, gewisse Annehmlichkeiten für den Geschmack, oder für die Augen, Kleidungen und andre Dinge, welche der Sinnlichkeit der Kinder Freude machen, niemals als Belohnungen und Aufmunterungen gebrauchen sollte; als wenn man über der Seele den Körper ganz vergessen müßte, oder als ob alle niedrigere Anmuth und Freude ganz unerlaubt wäre. Warum sollte man denn was selbst bey völliggebildeten Menschen ein Mittelendzweck ihrer Handlungen seyn darf, nicht auch bey Kindern zu einem mitwirkenden Bewegungsgrunde gebrauchen dürfen?

Unterdeß muß man in dem Gebrauche der verschiedenen Vergeltungen, wodurch Kinder aufgemuntert und in eine größre Thätig-

tigkeit gesetzt werden können, nach Regeln verfahren, die aus den wichtigsten und vornehmsten Endzwecken der menschlichen Natur und der Anwendung ihrer Kräfte hergeleitet werden müssen, weil diese in der Kindheit keine andern seyn können, als in unsern reifern Jahren. Sie vereinigen sich alle in unsern Pflichten, die wir ausüben sollen, weil wir eine wesentliche Abhängigkeit von Gott empfinden; weil wir ihm die höchste Dankbarkeit und Liebe schuldig sind; weil endlich die Tugend sich durch eine ihr eigne innerliche Schönheit und Güte anpreist, und nur auf sie eine wahre und dauerhafte Glückseeligkeit folgen kann.

Aus diesen großen Grundsätzen aller wahren Tugend, aller wirklich edlen und rühmlichen Sitten und Handlungen folgt zuförderst, daß man auch bey Kindern sich mit der äußersten Sorgfalt bestreben müsse, auf alle nur mögliche Weise zu verhüten, daß Belohnungen nicht als einer ihrer Hauptzwecke von ihnen angesehen werden mögen. Aeltern und Lehrer müssen sie dahin zu bringen suchen, daß sie ihre Pflicht thun, weil

sie

ſie Pflicht iſt; daß ſie das Gute lieben, mehr, weil es einen eignen ſchätzbaren Werth hat, als darum, weil dieſe Liebe mit beſondern Belohnungen vergolten wird; mehr darum, weil ſich niemand in einer andern Ordnung des göttlichen Wohlgefallens verſichern kann, als weil ſich zufällige Annehmlichkeiten damit verknüpfen laſſen. Denn fangen Kinder einmal an, bloß um der Vergeltungen willen, die ihnen zugeſagt werden, nach Erkenntniß und Einſicht zu ſtreben, und dem Willen derer zu gehorchen, die ſie über ſich erkennen müſſen: So wird ſie weder Wahrheit noch Tugend mit ſo ſtarken Banden feſſeln können, daß ſie ihnen nicht abtrünnig werden ſollten, wenn ſie entweder keine Belohnungen mehr dafür erwarten, oder wenn ſie von Irrthum und Laſter durch angenehmere, obgleich allezeit falſche und eitle Verheißungen getäuſcht werden. In allen Pflichten liegt ein ihnen eigenthümliches ſo großes Vergnügen, daß man ſie in ihrem wahren Werthe und in ihrer weſentlichen Schönheit nur lebendig genug kennen darf, um ſie auszuüben, auch wenn man durch keine beſon-

dern

dern Belohnungen angefeuert wird. Kinder müſſen in mannichfaltigen Arten von Erkenntniſſen unterrichtet werden, und es iſt keine leichte Mühe, ihren Verſtand nur mit nützlichen Einſichten zu bereichern. Gleichwohl darf man ſie nur zu einem Geſchmacke an der Luſt, welche die Erkenntniß der Wahrheit ſelbſt gewährt, zu bringen wiſſen, und man wird keiner andern Belohnungen zu ihrer Aufmunterung nöthig haben. Jede neue Einſicht, die ſie erlangen können, wird Vergeltung genug ſeyn. Man wird ihnen nur von einem neuen Buche ſagen dürfen; ſo werden ſie ſich durch die Verheißung eines ſolchen Geſchenkes mit einer Freude begeiſtern laſſen, die ſo leicht keine andre Belohnung herbeybringen wird, und iſt nicht eine ſolche Freude Beweis genug, daß ſie das Licht um des Lichtes, oder die Wahrheit um der Wahrheit willen lieben? Mit den Vollkommenheiten des Willens verhält es ſich nicht anders. Man beſtrebe ſich nur, ihnen den innern Werth einer Tugend bekannt und empfindlich genug zu machen: So werden ſie die Tugend um der Tugend willen ſelbſt ausüben.

Nel-

Aeltern mögen nur den Versuch anstellen, und selbst einem Knaben Gelegenheit und Mittel geben, einem elenden Menschen zu helfen; sie mögen ihm nur die glücklichen Folgen seiner Hülfe begreiflich, und wenn es möglich ist, sichtbar werden lassen; sie mögen ihm etwa die Freude weinender Kinder zeigen, die durch den von ihm erfreuten Vater beglückt wurden; sie mögen ihn zugleich zur Einsicht in das bringen, was entstanden seyn würde, wenn er ihm nicht geholfen hätte; endlich mögen sie ihn gewöhnen, solche Handlungen des Mitleids und der Großmuth oft auszuüben, damit er eine Fertigkeit darinnen erlange: Wird er sie bey neuen Gelegenheiten nicht wieder ausüben, ohne Belohnung, und bloß um die Freude der Ausübung selbst nicht zu verlieren, wofern ihn nicht ganz ausserordentlich mächtige Versuchungen zum Gegentheile reizen? Denn das ist die Natur aller Fertigkeiten, daß die Anwendung derselben mit einem unmittelbaren Vergnügen verbunden ist; daß man, so zu sagen, schon befriedigt genug wird, wenn man sie geübt hat,

und ſollte es auch mit einiger Anſtrengung geſchehen ſeyn.

Der Schluß iſt alſo leicht, daß beſondere Belohnungen nicht gebraucht werden dürfen, wenn man Kinder durch die Pflicht ſelbſt zur Erfüllung derſelben anfeuern kann. Ihr Fleiß, ihr Gehorſam, jede ihrer Tugenden erhält einen höhern Adel und Werth, wenn ſie die Beobachtung ihrer Schuldigkeiten als die Glückſeeligkeit, nach der ſie ſtreben müſſen, und zugleich als das einzige Mittel betrachten, ſich in den beſtändigen Beſitz derſelben zu ſetzen. Ich weiß, daß es ſchwer iſt, ſolche Geſinnungen in ihre Seele zu pflanzen, weil eine ungewöhnliche Geſchicklichkeit dazu gehört, Gemüther, die zu ernſthaften Betrachtungen noch ſo unfähig ſind, mit ſolchen Schönheiten bekannt zu machen, die die Sinne nicht erſchüttern, und ſelbſt in reifern Seelen ſelten den tiefen Eindruck hervorbringen, den ſie bey allen wirken ſollten. Aeltern müſſen auch deswegen in der Wahl der Lehrer, denen ſie die Bildung ihrer Kinder überlaſſen wollen, vorſichtig und behutſam ſeyn, und ſich beſtreben, ſolche auszuſuchen,

ben, die ein Amt von der Wichtigkeit mehr aus Neigung und Pflicht, als aus bloßer dringender Nothwendigkeit übernehmen. Dieſes alles iſt unläugbar; aber da es einmal die Schuldigkeit der Menſchen iſt, rechtſchaffen und tugendhaft zu ſeyn, ohne lohnſüchtig zu ſeyn: Werden ſie wohl in ſpätern Jahren mit leichterer Mühe dazu gebracht werden, wenn ſie in ihrer Kindheit ſchon an Belohnungen verwöhnt und immer fertig ſind, zu fragen: Was wird uns dafür?

Belohnungen ſollen nur ein Antrieb, nur eine Aufmunterung und nicht ein Hauptzweck unſrer Bemühungen ſeyn. Folglich müſſen ſie nur in ſeltnen Fällen, nur alsdenn gebraucht werden, wenn, wegen der nöthigen Ueberwindung gewiſſer Hinderniſſe und Schwierigkeiten eine größere Thätigkeit, und mehr Anſtrengung der Kräfte erfordert werden. Verſchwendet man ſie: ſo beraubt man ſich ſelbſt dadurch der Macht, dasjenige dadurch zu leiſten, was ſie eigentlich wirken ſollten. Wenn in einem Staate jede gute und rechtſchaffne Handlung mit einer beſondern Vergeltung belohnt würde: Wer würde

de

he aus eigenem Antriebe, aus Hochachtung und Neigung gegen ſeine Pflichten freiwillig ſeine Schuldigkeit thun? Ein ſolches Verhalten würde die traurigſten Folgen haben. Warum ſollten ſie denn nicht eines Herrn nicht auch zu ſpotten ſeyn?

Dieſes ſind nur allgemeine Betrachtungen, die noch ſehr erweitert und beſtätigt werden könnten. Allein ſie ſind zur Erkenntniß der beſtimmtern und genauern Regeln nothwendig, von denen ich in einem andern Blatte reden werde.

Zwey und ſiebenzigſtes Stück.

Iſt es eine durch die Erfahrung beſtätigte Wahrheit, daß zur Ausübung der Rechtſchaffenheit und Tugend nichts ſtärker und kräftiger aufmuntre, als eine feſte und lebendige Ueberzeugung, daß das Wohlgefallen Gottes, und ſeine väterliche Aufſicht und Gnade die unausbleibliche Belohnung einer willigen Unterwürfigkeit unter ſeine Ge-

seha: sey. Es müssen weise Aeltern diesen Antrieb bey ihren Kindern so frühzeitig gebrauchen, als es nur die Fähigkeit ihres Verstandes zulassen will. Man muß sie deswegen mit der Geschichte gottesfürchtiger und tugendhafter Menschen bekannt machen, und sich bestreben, ihnen in dem Leben derselben auf die faßlichste Weise die Spuren einer besondern göttlichen Vorsorge, Liebe, oder Belohnung zu zeigen, und überhaupt sie zu überführen suchen, Gott, als der höchste Beherrscher aller Dinge, habe eine solche Einrichtung der Welt veranstaltet, daß ordentlicherweise alles, was zu unsrer wahren Wohlfahrt auf der Erde gehören will, ohne eine thätige Abhängigkeit von seinen Gesetzen, erlangt werden könne.

Allein, der gute Wirkungsbau dieses Antriebes schon ein gewisses Grad deutlicher Erkenntniß erfodern wird, und zugleich eine Fähigkeit, vom Vorstellungen gerührt zu werden, die keine Gemeinschaft mit den Sinnen haben. Die müssen die Aeltern zuförderst ihre Kinder gewöhnen, ihre Gottesgenhaft, Liebe, Zärtlichkeit, Neigung und Hülfe

als

als eine Belohnung ihres Gehorsams und Wohlverhaltens zu betrachten. Dieses wird unausbleiblich geschehen, wenn sie auf eine beständige und regelmäßige Weise ihr äußerliches Betragen gegen dieselben nach der verschiednen Beschaffenheit ihres Verhaltens einrichten. Kinder mögen eben so gern geachtet und geliebt werden, als Erwachsne; eine jede väterliche und mütterliche Liebkosung, eine freundliche Miene, ein lächelndes Gesicht rührt sie, und sie können sich darüber freuen, daß die Aeltern eine Lust daran finden, sich mit ihnen zu beschäfftigen, oder sich auch zuweilen in ihre unschuldigen Spiele zu mischen. Ebenso fähig sind sie, sich über die Gleichgültigkeit derselben gegen sie, über ihr finstres Gesicht, über ein unfreundliches Betragen, über eine sichtbare Abneigung, sich mit ihnen zu unterreden, oder auch ihre kindlichen Schmeicheleyen anzunehmen, und über andre Aeußerungen eines ernstlichen Widerwillens gegen sie zu betrüben, ob sie sich gleich sehr leicht daran gewöhnen, wenn sie entdecken, daß solches aus Eigensinn oder aus andern Ursachen entspringt, welche sich

nicht auf ihre Aufführung beziehen. Folglich muß das äußerliche Betragen der Aeltern nach dem gröſſern oder geringern Eifer der Kinder zu gehorchen abwechſeln; ſie müſſen ſich um ſo viel liebreicher, gütiger und zärtlicher gegen dieſelben bezeigen, je beſſer ſie ſind, und je aufmerkſamer ſie ſich beweiſen, ihrer Liebe werth zu ſeyn, deſto ſorgfältiger müſſen ſich Väter und Mütter beſtreben, ſie zu überzeugen, daß ſie auf eine unterſcheidende Art für ſie ſorgen, und eine vorzügliche Freude über ihre Aufführung empfinden. Können ſich Aeltern wegen ihrer beſondern Umſtände und Verhältniſſe nicht mit der Erziehung ſelbſt beſchäfftigen: ſo müſſen ſie ſich doch, und zwar in ihrer Gegenwart, bey den Aufſehern und Lehrern, denen ſie ihre Kinder anvertrauen, auf eine angelegentliche Art nach ihrer Aufführung erkundigen, gewiſſe beſtimmte Zeiten zum vertraulichern Umgange mit ihnen ausſetzen, und zu dieſem nur diejenigen zulaſſen, welche ſich durch Gehorſam und Fleiß hervorthun.

Hieraus folgt, daß ſich Aeltern hüten müſſen, die Kinder durch Verheißung gewiſ-

ſer

ſer ihnen angenehmen Belohnungen von Unarten, Fehlern und Unordnungen abzubringen. Viele pflegen, wenn dieſelben eigenſinnig ſind, wenn ſie nicht gehorchen wollen, wenn ſie weinen, und mit Geſchrey und Hartnäckigkeit auf ihren Willen beſtehen, ihnen alles zu verheißen, woran ſie ſonſt einen Gefallen haben, um nur von der Unruhe frey zu werden, die ihnen eine ſolche Aufführung verurſacht. Sie können zuweilen etwas dadurch ausrichten; allein die Wirkung davon iſt nur eine Palliativcur. Das Uebel wird nicht gehoben, ſondern nur gehemmt oder beſänftigt, und gewinnt eben dadurch eine neue Stärke. Und wenn ſie dafür belohnt werden ſollen, daß ſie aufhören, ſtrafbar zu bleiben, und einen gerechten Unwillen wider ſie noch mehr zu reizen; Wodurch wird man ſie erfreuen können, wenn ſie ſich beſtreben, unſrer beſondern Gewogenheit und Liebe würdig zu werden? Man kann vielleicht in einigen ſeltnen Fällen ſeine Zuflucht zu einem ſolchen gefährlichen Mittel der Beſſerung nehmen müſſen, und verheißt man alsdann dieſe oder jene Beloh-

nung; ſo muß man freylich ſeine Zuſage unverbrüchlich erfüllen. Es kann nöthig ſeyn, um die aufgebrachte Leidenſchaft derſelben zu unterbrechen; aber wenn ſie nun ruhiger ſind, ſo muß man ſie auf alle mögliche Weiſe zu überführen ſuchen, daß man, wenn ſie in einen ähnlichen Fehler fallen, ſie ſeinen äußerſten und ſtrengſten Unwillen empfinden laſſen werde.

Spiele und andere Ergetzlichkeiten für die Sinne, dürfen zwar als Aufmunterungen und Belohnungen gebraucht werden; aber niemals, oder doch nur höchſtſelten, als Antriebe zur Erlangung ſolcher Erkenntniſſe, die ihnen durch ſich ſelbſt angenehm werden können, und eben ſo wenig als Antriebe zur Ausübung ſolcher Pflichten, die ſich ſelbſt mit Ruhen und Vergnügen belohnen, ſobald ſie zu einer Fertigkeit darinnen gekommen ſind. Um deswillen muß man ihnen nicht verheiſſen, daß man dieſes oder jenes Spiel erlauben wolle, wenn ſie auf den Unterricht, den man ihnen in wichtigen Wahrheiten ertheilen will, aufmerkſam ſeyn würden. Denn ſie gewöhnen ſich dadurch, dieſe Aufmerkſam-

samkeit als etwas Unangenehmes und Beschwerliches anzusehen, dem sie sich unterwerfen müssten, um nicht des Vergnügens beraubt zu werden, welches sie von dem verheißnen Spiele erwarten. Am besten können sie als Aufmunterungen zu solchen Beschäftigungen und Uebungen gebraucht werden, die den Kindern sehr beschwerlich fallen, und doch mit keinem eignen und unmittelbaren Nutzen und Vergnügen verbunden sind. Die meisten Kinder lernen mit der äußersten Mühe Buchstaben kennen und zusammensetzen, und je mehr sie von der ersten Entwickelung ihres Verstandes an zum Gebrauche desselben angewöhnt worden sind, desto verdrießlicher fällt es ihnen, theils, weil sie die Veränderung lieben und doch einerley Zeichen sich oft vorstellen sollen; theils auch, weil sie bey einzelnen Buchstaben und Sylben nichts denken können. Weil nun Uebungen dieser Art nur so lange anhalten, bis die dadurch abgezielte Fertigkeit erhalten ist: So kann man sie zu desto größerer Anstrengung ihrer Aufmerksamkeit und Geduld mit Spielen und andern sinnlichen Ergetzlichkeiten dazu aufmuntern,

ob man gleich auch darinnen zurückhaltend werden muß, sobald man wahrnimmt, daß sie zu viel Antheil daran nehmen, und unruhig und misvergnügt zu seyn anfangen, wann sie dieser Lust enthehren sollen; daß sie die Stunden der Ergetzlichkeit entweder kaum erwarten können, oder doch mit allzu grosser Sehnsucht und mit Ungeduld erwarten.

Unter den täglichen Spielen, die man den Kindern sowohl zur Ruhe, als zur Aufmunterung erlauben muß; sind die besten diejenigen, die ihren Körper in eine gemäßigte Bewegung setzen. Sie sind schon vergnügt, wenn sie ihre Stelle verändern können. Sie bedürfen keiner ausgesuchten und künstlichen Belustigungen; eine Kugel, ein Federball, ein Kräusel verschaffen ihnen gewiß ein eben so lebhaftes Vergnügen, als den Erwachsnen Opern und Bälle geben.

Wenn die Aeltern sich in Umständen befinden, worinnen sie auch auf die Spiele und andre Ergetzlichkeiten, die ihren Kindern zur Aufmunterung dienen sollen, einige Unkosten wenden können: So läßt sich leicht eine solche Einrichtung derselben treffen,

durch

durch welche das Vergnügen selbst zum Unterrichte wird. Ein Kaufmann, wenn es anders bey uns Kaufleute giebt, die es nicht für eine Schande halten, ihre Kinder die Handlung lernen zu lassen, die sie reich macht, kann seinem Sohn mit einem Rechentische oder mit einem kleinen Kramladen belustigen, welcher mit allerley Waaren angefüllt ist, wodurch er vielleicht zu Spielen veranlaßt wird, die eine Handlung und ein Gewerbe im Kleinen vorstellen. Ein Künstler kann dem seinigen nach und nach verschiedne kleine Werkzeuge seiner Kunst; ein Gelehrter dem seinigen von Zeit zu Zeit erleuchtete Landcharten, Gemälde, Kupferstiche, und Naturalien, eine Erdsphäre, oder Himmelskugeln, ein Fernglas oder ein Vergrösserungsglas zum Geschenke machen. Das Merkwürdige, welches Kinder an solchen Belohnungen entdecken, reizet ihre Neubegierde, und indem ihre Sinne auf eine angenehme Weise belustigt werden, erhält man Gelegenheit, ihren Verstand mit mannichfaltigen nützlichen Erkenntnissen zu bereichern.

Wächst der Verstand der Kinder mit ihren Jahren, so vervielfältigen sich auch die Ergetzlichkeiten, mit denen man sie aufmuntern und erfreuen kann. Ihre Lehrer versprechen ihnen, wenn sie ihre Pflichten mit Freudigkeit thun, besonders wo dazu einige ausserordentliche Anstrengung gehört, einen Spatziergang; sie versprechen ihnen, sie mit den mannichfaltigen Schönheiten der Natur bekannt zu machen; sie in die Werkstätte von Künstlern und Handwerkern zu führen, und ihnen da zu zeigen, durch wie mannichfaltige, mühsame und zusammengesetzte Operationen ihnen die Bedürfnisse, Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens verschafft werden. Dieses sind zwar alles sinnliche Ergetzlichkeiten; allein von solchen Belohnungen sind so wenig nachtheilige Folgen zu befürchten, daß sie ihnen vielmehr gröſse Vortheile verschaffen, indem sie dieselben aufmuntern und vergnügen.

Sollen die Aeltern ihren Kindern auch Geldgeschenke machen, sie für ihren Fleiß oder für ihre gute Aufführung zu belohnen? — Vergeltungen dieser Art können ihren

Mu-

Nutzen haben, ſo bald nicht zu befürchten iſt, entweder, daß eine unordentliche Liebe zum Gelde in ihnen entſtehn werde, oder daß ſie es nicht gut anwenden dürften. Allein ſie müſſen erſt von dem Gebrauche deſſelben unterrichtet ſeyn, und man muß es ihnen als ein Mittel geben, löbliche Handlungen auszuüben. Man verſchaffe ſich zugleich dadurch eine Gelegenheit, die Neigungen ſeiner Kinder auszuforſchen, und ſie unvermerkter Weiſe zu einer vernünftigen Oeconomie anzuführen.

Unter allen Bewegungsgründen, die geſchickt ſind, einen ſtarken Eindruck auf vernünftige Weſen zu machen, ſind keine mächtiger, als Schande und Ehre, und wenn man das Herz der Kinder gegen ſie empfindlich zu machen gewußt hat; ſo hat man zur glücklichen Erziehung derſelben viel gewonnen. Und dieſes iſt auch ſo ſchwer nicht. Sie finden bald ein ſehr lebhaftes Vergnügen an Hochachtung, Vorzug und Beyfall. Allein es iſt bey den Belohnungen mit Lobſprüchen, eine große Behutſamkeit nöthig. Ehrbegierde und Ruhmſucht grenzen nahe an

einan-

einander, und da Aeltern leicht geneigt ſind, ihre Kinder mehr zu loben als dieſelben verdienen, wenn ſie zumal ſehen, daß ſie dadurch aufgemuntert und angefeuert werden: So iſt zu befürchten, daß ſie ſich dadurch zur Eitelkeit und Selbſtzufriedenheit verleiten laſſen, die ſie nachläßig und ſorglos macht, woferne ſie einmal des Beyfalles und der Hochachtung derer verſichert zu ſeyn glauben, von denen ſie hervorgezogen zu werden wünſchen. Man muß ſie alſo frühzeitig von dem Weſen und Nutzen der wahren Ehre unterrichten, und ihnen die Urſachen zeigen, die uns bewegen müſſen, nach der Hochachtung und dem Lobe andrer Menſchen zu ſtreben. Man muß ſie überführen, daß man die Ehre nicht als einen letzten Endzweck, ſondern nur als ein bequemes und gemeiniglich unentbehrliches Mittel zu großen und edlen Abſichten betrachten, und die Schande nur deswegen fliehen müſſe, weil ſie uns der Mittel beraube, unſre weſentliche und innerliche Wohlfahrt und zugleich die allgemeine Glückſeeligkeit zu befördern, und dieſes iſt deswegen nothwendig, damit ſie nicht

aufhören, ihre Pflichten zu lieben, wofern ſie ſehen, daß ſie nicht von dem Beyfall belohnt werden, den ſie erwarten.

Ich beſchließe dieſe Gedanken, die, wenn ſie gleich nicht alle den Vorzug der Neuheit haben, doch ſo nützlich ſind, daß ſie nicht oft genug wiederholt werden können, mit der Anmerkung, daß man mehr Belohnungen geben, als verheiſſen müſſe. Verſprochne Belohnungen werden leicht als eine Schuld angeſehen, die man bezahlen muß, und dadurch wird ihr Werth und Nutzen verringert. Je unerwarteter ſie ſind, deſto angenehmer ſind ſie, und je angenehmer ſie ſind, deſto mehr munitern ſie auf, und man gewinnt alsdann von einer Belohnung ſo viel, als vielleicht zwo verheiſſne Vergeltungen nicht ausgerichtet haben würden.

Drey und ſiebenzigſtes Stück.

Die Alten, ſowohl die Griechen als die Römer, ſcheinen mir gegen diejenigen

gen unter ihnen; welche sich durch ausserordentliche Verdienste des Geistes und des Herzens über andre erhoben, weit gerechter und dankbarer gewesen zu seyn, als die Römer. Jeder rühmliche Charakter wurde unvergeßlich und zwar nicht allein in ihren Geschichtbüchern, sondern in einer beständigen Erinnerung ihrer Zeitgenossen und Nachkommen. Alle öffentlichen und häuslichen Unterredungen erschollen von ihren Namen: überall wurden sie als Führer auf den Weg der Ehre angepriesen, und sie fanden wirklich auch Bewunderer, die ihre Hochachtung gegen sie dadurch zu beweisen suchten, daß sie ihnen nacheiferten, und wieder Beyspiele für andre zu werden strebten. Ich hoffe, daß die Zeiten des Christenthums reicher an jeder Art von Tugend sind; allein es scheint, daß wir weniger aufmerksam auf große und vorzüglich tugendhafte Charaktere sind, als wir seyn sollten. Sie finden zwar wohl noch Geschichtschreiber; allein ihre größte Unsterblichkeit in dieser Welt ist gemeiniglich nur eine Unsterblichkeit in Büchern, die selten gelesen werden. Man sollte sie mehr in

den Geſprächen des Umganges, in eigenen einſamen Betrachtungen ihrer Beyſpiele, und beſonders in den Unterweiſungen leben laſſen, die wir unſern Kindern geben. Welche Vortheile würden nicht daraus entſpringen! Wie viel ſchneller und weiter würde ſich nicht die Liebe zu einer jeden ſittlichen Vollkommenheit und Schönheit ausbreiten! Jedes Geſchlecht findet auch in den neuen Zeiten große Exempel, die, mit der gehörigen Einſchränkung und Abänderung nachgeahmt zu werden verdienen, und um ſo viel ſicherer nachgeahmt werden können, je erleuchteter, reiner und vollkommner ihre Tugend iſt. Zum Beweiſe davon, und vornehmlich zur Aufmunterung ihnen nachzufolgen, werde ich zuweilen das Andenken einiger ſolcher Beyſpiele erneuern, und zum Vergnügen des ſchönen Geſchlechtes heute mit einer der würdigſten und vortrefflichſten Damen, mit der Frau Eliſabeth Rowe den Anfang machen.

Eliſabeth Rowe, eine Tochter von Walter Singern, einem Edelmanne von einem guten Geſchlechte und Eliſabeth Parnell wurde ungefähr mitten in der andern Hälfte

des

des vorigen Jahrhundertes (Im Jahr 1674 den 11 Sept.) zu Ilcheſter in der Grafſchaft Sommerſet gebohren. Ihr Vater war einer der würdigſten Männer, voll Verſtand, voll edler Einfalt in ſeinen Sitten, voll Ehrfurcht gegen Gott, ſo unveränderlich in vortrefflichen Grundſätzen, ſo eifrig ſeine Pflichten zu erfüllen, und zugleich ſo liebreich und wohlthätig gegen alle Nothleidenden, daß er ſich eine allgemeine Hochachtung und die Liebe der Perſonen vom erſten Range erwarb. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß ein ſolcher Vater ſeiner Tochter die vortrefflichſte Erziehung gegeben und ihr Herz nach dem ſeinigen gebildet haben werde. Sie lernte, wie ſie in einem ihrer Werke ſagt, frühzeitig den Gott ihrer Väter erkennen, und anbeten, und in ihrer Kindheit ſchon ihre Hände zu ihm aufheben. Eben ſo frühzeitig wurde ſie zu dem Leſen der beſten Schriften angeführt, und da ſie ihr Vater ihren natürlichen Neigungen und Fähigkeiten in Abſicht auf die Wiſſenſchaften und Künſte, welche zur Verſchönerung der Tugend dienen, überließ; ſo äußerte ſich bald in ihr eine eben

ſo

ſo groſſe Liebe, als Geſchicklichkeit zur Poeſie und Malerey. Sie liebte auch die Muſik, beſonders die ernſthafte und majeſtätiſche, die mit groſſen und erhabnen Empfindungen harmonirt. Ihre gelehrteſte Leidenſchaft aber war die Poeſie, zu welcher ſie auſſerordentliche Talente beſaß. Schon in ihrem zwey und zwanzigſten Jahre machte ſie auf die dringenden Bitten ihrer Freunde eine Sammlung von Gedichten bekannt, die vornehmlich wegen des edlen Gebrauchs ihrer Poeſie mit einem allgemeinen Beyfalle aufgenommen wurden. Ihr ſich unterſcheidendes Verdienſt, die Reizungen ihrer Perſon, und die Annehmlichkeiten ihres Umganges erwarben ihr bald Bewunderer, welche das Vergnügen und die Sorgen des Lebens mit ihr zu theilen wünſchten, und unter dieſen liebte ſie vornehmlich der berühmte Prior. Allein ein ſo ſeltnes Glück war dem Herrn Thomas Rowe vorbehalten, dem älteſten Sohn von Benoni Rowe, einem Gelehrten, der mit einer weitläuftigen Einſicht in viele Wiſſenſchaften groſſe Gaben für die Kanzel verband, und er war ſowohl wegen ſeiner

Gelehrsamkeit, als wegen seiner moralischen Vorzüge dieses Glückes würdig. Er liebte seine Gemahlinn mit der stärksten und lebhaftesten Zärtlichkeit, und die Ehe veränderte den ehrerbietigen Liebhaber in keinen gleichgültigen und herrschsüchtigen Mann. „Möchtest du," redete er sie in einem rührenden Gedichte an, das er lange nach seiner Verheyrathung an sie richtete, „mit deinen himmlischen Schriften und mit deinem leuchtenden Beyspiele noch diejenigen glücklich machen, die erst gebohren werden! Möchtest du doch lange dein reizendes Gefängniß bewohnen, und nur spät, sehr spät, die Wege betreten, die in die Wohnungen des Lichts führen; möchtest du doch erst nach vielen Jahren mit unvergänglicher Herrlichkeit gekrönt werden! Ja, der Himmel wird nicht taub bey meinen Bitten bleiben. Es müsse die ungewisse Zeit meines Lebens kurz seyn, und meine letzte Stunde früher kommen, als die deinige! Du müssest, wenn sie kömmt, bey mir seyn, meinen schwachen Körper zu unterstützen, und mich sterben zu lehren! Mich zu lehren, die Schrecken

der

„der Natur zu überwältigen, auf ein dauer„haftes Glück zu hoffen, und mich in der „Wonne der Ewigkeit zu verlieren! Meine „brechenden Augen werden ſich auf dich hef„ten; ich werde dich in meinen erſtarrenden „Armen halten, und ſo zur ewigen Ruhe „einſchlummern. Der Tod wird ſeine ſchreck„liche Geſtalt verlieren; heiter wird ſein Aus„blick ſeyn, und alles wird um mich her lä„cheln, wenn ich den Himmel und dich an „meiner Seite ſehen werde.“

Die Wünſche des Herrn Rowe wurden zur großen Bekümmerniß ſeiner Gemahlinn ſehr bald erfüllt. Sein allzugroßer Eifer im Studiren griff ſein zärtliches Temperament ſo ſehr an, daß er in eine Auszehrung fiel und nach einer fünfjährigen Ehe in der Blüthe ſeines Lebens, im acht und zwanzigſten Jahre ſtarb. Eliſabeth Rowe war über dieſen Verluſt beynahe untröſtbar, und bezeugte bis an ihren Tod das zärtlichſte und ehrerbietigſte Andenken gegen ſeine Tugend und Liebe, und eine beſtändige Achtung und Ergebenheit gegen ſeine Familie. Bald nach ſeinem Ende begab ſie ſich aus London in

die Einsamkeit und erwählte Frome in der Grafschaft Sommerset zu ihrem Aufenthalte. Sie kam bloß auf die Bitten ihrer Freundinnen einigemal nach London, sie in ihren Bekümmernissen zu trösten. Allein sie kehrte gemeiniglich sehr bald nach ihrer Einsamkeit zurück. Hier beschäfftigte sie ihr Leben theils mit Uebungen der eifrigsten Andacht, theils mit der Ausarbeitung der Schriften, die ihrem Herzen eben so viel Ehre machen, als ihrem Genie, und mit einer weisen Anwendung ihres Vermögens zu Werken der wohlthätigsten und großmüthigsten Menschenliebe. Sie hatte so wenig Neigung für diese Welt, in welcher sie so sehr gefallen haben würde, wenn sie sich entschlossen hätte, ihre Einsamkeit zu verlassen, daß ihre Gedanken sich unaufhörlich mit der Ewigkeit und mit ihrer Vorbereitung zum glückseeligen Eingange in dieselbe beschäfftigten. Dieser erfolgte vor drey und zwanzig Jahren, nachdem sie immer einer ununterbrochnen Gesundheit genossen hatte, und zwar nach ihrem Wunsche, da sie sich eben von einer Krankheit völlig erholt zu haben schien, plötz-

plötzlich in der Nacht, und nach dem Urtheile der Aerzte, am Schlage. Man fand ein gottſeeliges Buch aufgeſchlagen bey dem Stuhle, von dem ſie in Ohnmacht geſunken war, und zugleich einige zerſtreute Papiere, worauf ſie unterſchiedne kurze Gebete geſchrieben hatte, unter andern eins, worauf folgende Worte ſtanden: „O Gott führe und „lenke meine Seele! Bewahre ſie vor Sün„den! Rede; laß mich deinen Willen erken„nen! Rede deutlich zu meiner Seele; denn „ſie hört auf deine Stimme! Erfülle ſie mit „Liebe, mit Licht und Friede; laß ſie deine „göttlichen Tröſtungen empfinden. Rede, „himmliſcher Geiſt, zu meiner Seele; laß ſie „deine Liebe und die Freuden des Himmels „ſchmecken!“ Man fand noch einige Zeilen, die aber, vermuthlich weil ihre Hand bey der Annäherung des Todes gezittert hatte, ſo unleſerlich geſchrieben waren, daß man ihren Innhalt nicht herausbringen konnte. Man fand auch in ihrem Zimmer noch vier Briefe, die ihren Freunden erſt nach ihrem Tode übergeben werden ſollten, auſſerordentlich rührende Briefe, die mit den erhaben-

ſten Geſinnungen eines wahren Chriſtenthums begeiſtert ſind. Sie hatte, aus Furcht, daß eine langwierige Krankheit ſie zu einer ihrer Frömmigkeit unanſtändigen Furcht, Niedergeſchlagenheit und Schwermuth reizen möchte, ein beſchleunigtes Ende gewünſcht, und ihre Bitte war erfüllt worden. Heinrich Grove, einer von ihren geliebtern Freunden, ſchrieb deswegen über ihren Tod in folgenden Ausdrücken an einen Freund! „Ob gleich ihr Verluſt eine allge„meine Betrübniß erwecken wird: So war „doch die Art deſſelben ein Theil ihrer Glück„ſeeligkeit. In einem Augenblicke leben und „in dem nächſten oder nach einem kurzen Zwi„ſchenraume von Unempfindlichkeit, ſich nicht „allein von den Schrecken des Todes, ſon„dern von dem Tode ſelbſt befreyt, und in „dem Beſitze der ewigen Seeligkeit ſehen; in „dieſem Augenblicke ſich mit dem andächtigen „Gebete zu Gott beſchäfftigen, oder ſich in „ſüſſe Betrachtungen über ſeine Vollkommen„heiten verlieren, und in dem andern ſich in „ſeiner Gegenwart befinden, umringt mit „Herrlichkeit und Wonne, und in einem Zu-

ſtande,

„ſtande, deſſen Freuden unausſprechlich „ſind: Wie würdig iſt nicht ein ſolcher Aus„gang aus dem Leben unſrer Wünſche! Wie „viel Freude muß er nicht ſelbſt unſern hin„terlaſſnen Freunden verurſachen!

Unter ihren groſſen Eigenſchaften und Tugenden verdient ihre reine, erhabne, und feurige Frömmigkeit, die alle ihre Schriften heiligte, zuerſt genannt zu werden. Sie war die Ehre und Glückſeeligkeit ihres Lebens. Sie hatte die tiefſte Hochachtung gegen die heilige Schrift, die ſie unermüdet las. Unterdeß waren die Bücher des neuen Teſtaments, die Pſalmen, und diejenigen Prophezeyungen, welche ſich auf den Erlöſer der Welt beziehen, der Theil der Bibel, worüber ſie ihre meiſten Betrachtungen anſtellte. Sie betete dreymal in Geheim des Tages und den Sonnabend widmete ſie vorzüglich zur Vorbereitung auf den öffentlichen Gottesdienſt des folgenden Tages, den ſie mit der feyerlichſten Andacht abwartete. So feurig aber ihre eignen Empfindungen der Religion waren; ſo verſichern doch ihre eignen Worte, daß ſie weder das Weſen, noch

den gröſsern Werth der Frömmigkeit darein ſetzte, und weit davon entfernt war, von allen gleiche Entzückungen derſelben zum Beweiſe ihrer Ergebenheit und Liebe gegen Gott zu verlangen. „Ich habe," ſchreibt ſie in einem Briefe an eine vertraute Freundinn, „lange keine gottſeligen Selbſtbetrachtungen aufgeſetzt. Die Hitze der Andacht nimmt „vielleicht gleich andern Leidenſchaften mit „dem Leben ab; aber ich hoffe, der ſtille, „vernünftige und gründliche Theil der Religion wird immer zunehmen." Für dieſen gründlichern Theil hielt ſie die Ausübung des Chriſtenthums, wie aus einem andern Briefe an eben die Dame erhellt, worinnen ſie ſagt: „Ich erinnere mich nicht, daſs ich „eine Wiedererſtattung zu thun, oder irgend „eine Beleidigung meines Nächſten gut zu „machen habe. Ich halte auf den Theil der „Religion, der das menſchliche Geſchlecht „angeht, mehr, als auf alle andächtigen „Entzückungen, und ich glaube, daſs jener, „um glücklicher zu ſterben, weit nöthiger, „als dieſer ſey." Je richtiger dieſe Grundſätze ſind, deſto mehr Bewunderung verdient

ſie,

ſie, daß ſie beydes in ihrer Frömmigkeit ſo wohl zu vereinigen wußte. Welche Tugenden, welche ſchöne nachahmungswürdige Vorzüge des Herzens und des Lebens mußten nicht aus einer ſo reinen Quelle entſpringen? Und welch eine Ruhe, welch eine Herrſchaft über alle ihre Leidenſchaften, welch eine Heiterkeit und Glückſeligkeit des Gemüths!

Wie vollkommen erfüllte ſie nicht ihre Pflichten gegen andre! Einer von den ſchönſten Zügen ihres Charakters war ihre kindliche Ehrfurcht und Liebe gegen den würdigſten Vater. Man hat ſie oft ſagen hören, daß ſie hätte lieber ſterben, als ihm misfallen wollen. Der größte Schmerz, den ſie in ihrem Leben empfunden hat, war der, welchen ihr der Tod deſſelben verurſachte; denn er gieng bis zu einer Art von Convulſion, von der ſie ſonſt in ihrem ganzen Leben frey geweſen iſt.

Während ihrer glücklichen Ehe äuſſerte ſie die vollkommenſte Hochachtung und die zärtlichſte Zuneigung gegen den Herrn Rowe, deſſen Herz ſie ſich durch alle Tugenden eines guten Charakters und den angenehmſten Um-

gang zu erhalten wußte, aufmerkſam, ſich nach ſeinem Geſchmack zu richten, ſelbſt in Dingen, die wider den ihrigen ſtritten, und voll Eifer, ſeine Leiden zu vermindern, und ſein Vergnügen zu erhöhen. Ihre Neigungen und Talente waren von der Natur auf alles was erhaben war, gerichtet, und doch vernachläßigte ſie keine von den niedrigern Verpflichtungen, welche die Geſetze des Wohlſtandes dem ſchönen Geſchlechte auflegen, und bemächtigte ſich keines von den Vorrechten, die nicht mit der Unterwürfigkeit beſtehen konnten, welche die Vorſchriften des Chriſtenthums von ihr verlangten. Ihr Gemahl war lebhaft und nicht allezeit Herr über ſeine Lebhaftigkeit; ſie aber hatte ſich immer in ihrer Gewalt, und wußte ihn auf die angenehmſte Art zu beruhigen. Sie bemühte ſich, ohne ſich über ihn zu erheben, ihn zu eben dem Grade von Vollkommenheit in der Religion und Tugend zu bringen, nach den ſie mit einem ſolchen Eifer ſtrebte. Seine Krankheit war langwierig, und ſie verließ ihn niemals, ſondern bezeigte eine unbeſchreibliche Zärtlichkeit gegen ihn, und wich von

ſeinem

ſeinem Bette nicht, bey dem ſie ganze Nächte wachte, als wenn es darauf ankam, etwas zu ſeiner Erleichterung oder zu ſeinem Vergnügen zu thun. Ihr Schmerz, welchen ſie bey ſeinem Tode empfand, wurde nur von dem übertroffen, den ſie bey dem Tode ihres Vaters fühlte. Sie ehrte auch ſeine Aſche durch den unveränderlichen Entſchluß, beſtändig im Wittwenſtande zu leben; ein Entſchluß, deſſen Ausführung ſie niemals gereute. Sie drückt ſich hierüber kurz vor ihrem Ende in einem Briefe an die Frau Marrow, der ihr nach ihrem Tode übergeben werden ſollte, alſo aus: „Ich habe, was das meinem ge„liebten Gemahle ſchuldige Andenken betrifft, „alles gethan, was ſo auſſerordentliche Ver„dienſte fodern konnten. Ich ſehe in dieſem „Stücke mit Zufriedenheit und Vergnügen „auf meine Aufführung zurück, nicht allein, „weil ich gethan habe, was Billigkeit und „Dankbarkeit verlangten, ſondern auch, weil „ich einen tugendhaften Nachruhm nach mei„nem Tode zu haben wünſchte. Und ſollte „auch die Seele, wenn ſie nun die Wohnung „ihres Leibes verlaſſen hat, unempfindlich ſo„wohl

„wohl gegen das Lob, als gegen den Tadel „der Menſchen ſeyn; ſo iſt man doch dem ge„heiligten Namen der Tugend ein uneigennü„tziges Opfer ſchuldig.“

Ihr Umgang hatte alles, was die Geſellſchaft einer Dame reizend und angenehm machen kann. Ihre Schönheit war nicht die regelmäſſigſte, aber doch einnehmend; eine blühende Geſundheit auf ihren Wangen, und feurige Augen, viel Anmuth, Harmonie und Muſik in ihrer Stimme und die ſanfte Leutſeligkeit, die ſich über alle ihre Minen ausbreitete, verſicherten ſie der Liebe und Ehrerbietung aller Herzen. Ihre Bekanntſchaft mit den Großen machte, daß ſie alle Vortheile einer guten Lebensart und in ihren Sitten, ungeachtet ihrer Einſamkeit, die Artigkeit des Hofs beſaß. Sie war eine Feindinn der Pracht, und liebte eben ſo wenig die Kunſt des Putzes, ob ſie ſich gleich eine unanſtändige Nachläſſigkeit in ihrem Anzuge nicht vergeben haben würde. Sie hatte auch fremder und entlehnter Annehmlichkeiten nicht nöthig, um denen zu gefallen, mit denen ſie umgieng. Ihr Witz war unerſchöpflich und ſie brachte

ihre

ihre Gedanken mit einer eben so schönen als natürlichen Beredsamkeit aus. Man konnte nicht in ihrer Gesellschaft gewesen seyn, ohne dieselbe erleuchteter und tugendhafter verlassen zu haben. Sie redete nicht, um mit ihrem Verstande zu schimmern; sie bemächtigte sich niemals des Gespräches, und drang niemanden ihre Meinungen auf. So groß auch die Versuchungen waren, die sie zur Eitelkeit reizen konnten, so blieb sie doch allezeit demüthig und ließ diejenigen, die weniger Einsichten und Talente hatten, die Hoheit ihres Geistes so wenig empfinden, daß sie vielmehr alle Vorzüge desselben in ihrer Bescheidenheit und Herablassung gegen sie zu verbergen suchte.

Sie herrschte so unumschränkt über ihre Leidenschaften, daß sie allezeit einer vollkommenen Ruhe des Geistes genoß, welche die angenehmste Heiterkeit über ihr Aeußerliches ausbreiten mußte. Man hat unter ihren Freunden nicht ausmachen können, ob sie jemals zornig geworden sey. Die fast in keinem menschlichen Leben vermeidlichen verdrießlichen Zufälle, die andre zu sehr unmständi-

ständigen Ausschweifungen des Zornes reizen, beunruhigten sie so wenig, daß sie gemeiniglich nur einen Scherz daraus machte.

Sie war eine unversöhnliche Feindinn der Verleumdung und Spötterey, und der Neid war ihr so verhaßt, als wenn eine so niedrige Leidenschaft sich keines menschlichen Herzens bemächtigen könnte. Loben zu können, war eine ihrer lebhaftesten Freuden, und sie versäumte keine Gelegenheit, wo sie die Verdienste ihrer Freunde erheben, und ihre Fehler mit der freundschaftlichsten Partheylichkeit gegen sie verbergen konnte, ob sie gleich auch nicht unterließ, sie mit einer zärtlichen Sanftmuth darüber zu bestrafen, allezeit eifrig, edelmüthig, und dienstfertig in ihrer Freundschaft, besonders aber sehr aufmerksam und besorgt, sie zur Liebe gegen jede edle und erhabne Tugend anzufeuern.

Sie liebte die Einsamkeit und Stille; allein sie rieth andern nicht zu einem eingezognen Leben. Nicht lange vor ihrem Tode schrieb sie an einen ihrer Freunde: „Sie beleidigen das menschliche Geschlecht mit ihren „Wünschen nach einem stillen und unbeschäfftig-

„tigten Leben. Beyspiele von Großmuth und „Gerechtigkeit sind allzu selten in der Welt, „als daß eine einzige Person von Verdienst „verborgen bleiben sollte, ob es gleich wahr „ist, daß es eine Menge unnützer und laster„hafter Menschen giebt, die der Gesellschaft „sich sehr verbinden würden, wenn sie dieselbe verlassen wollten, weil alsdann nur die„jenigen, die die Wohlfarth des gemeinen „Wesens wirklich befördern könnten, die öf„fentlichen Aemter verwalten würden.“ In einem andern Briefe sagte sie: Meine Religion ist nicht menschenscheu; sie ist gerade das Gegentheil; sie ist leutselig und gesellig.

Gegen die Bedienten, die sie in Krankheiten oft selbst verpflegte, und durch Lesen gottseliger Schriften unterhielt, war sie die gütigste, gelindeste und liebreichste Gebieterinn, und gegen die Armen und Nothleidenden die sorgfältigste, mitleidigste und großmüthigste Wohlthäterinn. Die Hälfte ihrer jährlichen Einkünfte war zu Werken der Liebe gewidmet, und zwar durch ein feyerliches Gelübde, das sie, wie sie sich in einer Stelle

ihres

ihres Tagebuches mittheilte, nicht etwa in einer Stunde der Furcht und Angst, sondern in der Freude und Dankbarkeit ihres Herzens gegen Gott gethan hatte. Sie versagte sich oft lieber einige Nothwendigkeiten des Lebens, als daß sie einen Bedrängten hätte ungetröstet von sich lassen sollen. Es dauert mich, sagte sie, kein Geld, als das, was ich auf mich selbst wende; denn ich bedenke, wie viel Arme ich dadurch erfreuen könnte. Ausser den Geldalmosen und den erbaulichen Büchern, die sie austheilen ließ, arbeitete sie mit ihren eignen Händen, ihre Dürftigen zu kleiden. Sie besuchte die Armen in ihren schlechtesten Wohnungen, wenn sie krank waren. Besonders wendete sie viel auf die Unterweisung verlassener Kinder. Ihre Wohlthaten wurden zuweilen auf einen undankbaren Boden ausgestreut; allein ihr mildreiches Herz verlohr deswegen nichts von seinem Eifer, Gutes zu thun. In ihren letzten Jahren sagte sie zu einer ihrer vertrautesten Freundinnen: Ich hätte in meinem Leben nicht halb so viel Vergnügen, wenn ich keine Arme hätte. Ihre Großmuth breitete

teke ſich aber nicht allein auf die Bedürftigſten aus, ſondern oft auch über diejenigen, die nicht eben den äußerſten Mangel litten, und ſie pflegte zu ſagen: Es wäre eine von den gröſten Wohlthaten, die man einem Menſchen erweiſen könnte, wenn man ihn von den traurigen Sorgen eines allzukümmerlichen Vermögens befreyte.

So groß und leuchtend dieſe Tugenden waren; ſo wenig ſtrebte ſie nach dem Lobe der Menſchen. Sie verlangte kurz vor ihrem Ende, daß ihr Prediger in der gewöhnlichen Gedächtnißpredigt kein Wort von ihr erwähnen möchte. Ich möchte gern, ſagte ſie, in meines Vaters Grabe liegen, und weder Grabſtein noch Aufſchrift auf meinem Staube haben, den ich freudig der Vergeſſenheit und Verweſung überlaſſe, bis er zu einer herrlichen Unſterblichkeit erweckt werden wird.

Kurz, ihr ganzes Leben war eine vollſtändige Sittenlehre, und was ihr einen erſtaunlichen Vorzug giebt, eine ausgeübte Sittenlehre für ihr Geſchlecht. Ich weiß, daß jede meiner Leſerinnen, gerührt von einem ſo groſ-

len und bewundernswürdigen Charakter, bekennen wird, daß sie ein Schmuck desselben gewesen sey. Aber wird wohl auch eine jede von ihnen den Entschluß fassen, sie als eine der schönsten und rühmlichsten Beyspiele so sorgfältig nachzuahmen, als es ihre eignen persönlichen Fähigkeiten, Umstände und besondern Verhältnisse zulassen?

In einem andern Blatte hoffe ich von den Vorzügen ihrer Schriften zu reden, und zugleich einige von ihren Briefen mitzutheilen, welche nicht allein ihr sehr erhabnes Genie beweisen, sondern auch die Nachrichten, die ich in dem gegenwärtigen Blatte von ihrem Leben gegeben habe, bestätigen werden.

Vier und siebenzigstes Stück.

Er wird, erscheinen wird der Schrecklichste der Tage,
Er eilt, der Rache Sohn, er fleugt;
Die Erde siehts und flammt; der Alte nimmt die Wage
Und jedes Engels Jubel schweigt.

Die

Die Erndt iſt reif! Schlagt an! So ſpricht ein Donner Gottes,
Der nie gedonnert hat. Er tönt;
Gott iſt zu müde nun des Frevels und des Spottes,
Der Himmel und Gericht verhöhnt.

Verſammlet euch! Ihr ſollt, gerichtet ſollt ihr werden;
Gewogen jeder, wie er that;
Zuerſt vor allen ihr, ihr Könige der Erden,
Gewogen jeder, wie er that!

Und eine große Schaar — O finſtre, finſtre Stunde
Für alle Peiniger der Welt!
Wie ſchreckt, wie tödtet ſie! Sie mit der Hölle im Bunde,
Wie zittern nun Tyrann und Held!

Das Schrecken Gottes ſtürzt mit ausgeſpannten Flügeln
Auf die Erpreſſer herab,
Und reißt ſie mit ſich fort. Sie flehn, ſie flehn den Hügeln:
Begrabt uns! — Keiner wird ihr Grab!

Und von der Erde schreyt: Vertilgt nun ihrem Grimme,
Des Unterthans, des Fremden Blut,
Beraubter Väter Harm, verwaister Kinder Stimme
Und jedes Opfer ihrer Wut.

Und Myriaden stehn und fodern, sie zu rächen,
(Sie trugen ein unmenschlich Joch!)
Sie klagen, tiefer sinkt die Wage mit Verbrechen
Belastet, immer tiefer noch!

Ach hätten sie nur noch den Fluch vorausempfunden,
Vor Gott gekrümmt sich — sich bekehrt!
Vergebung hätten sie im Tode noch gefunden,
Von dem Erbarmer noch erhört!

Nun, o der Angst! der Quaal! Sie hören sich verdammen,
Und ewig steigt ihr Rauch nun auf,
Und donnernd strömt auf sie mit siebenfachen Flammen
Der Abgrund seine Glut herauf.

Wo iſt nun ihr Triumph? Wo ſind die Ehrenſäulen?
Wo iſt das laute Lobgeſchrey
Der Schmeichler, die den Zorn mit ihren Göttern theilen?
Wo der Trophäen ſtolz Gebäu?

Ihr Ruhm flog weit umher, gleich dräuenden Gewittern;
Wo ſind die ſtolzen Namen nun?
Es nannte ſie die Welt voll banger Furcht, mit Zittern;
Wo ſind die ſtolzen Namen nun?

Itzt hallte, wenn ſie nicht ihr Stolz verblendet hätte,
Der Himmel ihre Namen nach!
Nun ruhet Fluch darauf, und Motten ſind ihr Bette,
Und ihre Herrlichkeit iſt Schmach.

Wie ſeelig wird er ſeyn; (Er wird es einſt empfinden!)
Der König, der ein Vater iſt,
Der, daß der Richter einſt auch der Monarchen Sünden
Verdammen werde, nicht vergißt!

Er zükt für ſeinen Ruhm kein mörderiſches Eiſen;
Er zeigt zum Schutze nur ſein Schwerdt,
Stroß durch der Völker-Glück; die Engel werdens preiſen,
Daß Er kein Held zu ſeyn begehrt.

Er, er verſchmäht voll Muth den Lorbeer, der vom Blute
Der leichenvollen Schlacht entſprießt;
Und hat den Troſt, daß Er nicht ſeines Gottes Ruthe,
Daß Er ein Seegen Gottes iſt.

In ſeinen Zeiten blüht der Fromme, der Gerechte.
Die Völker, die der HErr Ihm giebt,
Sind in kein eiſern Joch gefeſſelt, keine Knechte,
Sind Kinder, die Er zärtlich liebt.

Er herrſcht gerecht und mild, wird nie des Wohlthuns müde,
Und ſie, wenn auch die Wut des Kriegs
In allen Reichen tobt, beglänzt ein heiterer Friede,
Und ſie bedürfen keines Siegs.

Und

Und alle flehn für Ihn mit Segen überſchüttet
In Dank und in Gebet vereint,
Wie Scandinavien für ſeinen Vater bittet,
Für Friedrichen, den Menſchenfreund!

Sein Name fleugt umher die Luft der fernſten Reiche,
Bewundert, ſeegnend, wie das Licht
Der Morgenſonne glänzt; daß Ihm ſein Herrſcher gleiche,
Wo iſt ein Volk, und wünſcht es nicht!

Wenn der Gerichtstag kömmt, wenn ſie gerichtet werden,
Der Erde Könige vom HErrn,
Begnadigt wird er dann und nicht gerichtet werden,
Denn Er, Er fürchtete den HErrn.

Die Wittwen treten auf, und die erquickten Kranken,
Die Waiſen, die ſein Lob erhöhn,
Ein ſtralend Zeugenheer! um Gott für Ihn zu danken,
Von Gott Ihn nun belohnt zu ſehn.

Aus lichten Wolken steigt an seines
Richters Throne
Für ihn empor ein neuer Thron!
Er jauchzt nun! O wie strahlt des guten Kö-
nigs Krone!
Wie herrlich ist, wie groß sein Lohn!

Fünf und siebenzigstes Stück.

Wenn eine Elisabeth Rowe sich entschließt, eine Schriftstellerinn zu seyn: so kann man sich, bloß wegen ihres moralischen Charakters, eine sehr gegründete Hoffnung machen, daß sich ihre Werke unterscheiden, und sowohl den Nutzen, als das Vergnügen ihrer Leser in einem hohen Grade befördern werden. Denn wenn sie auch nicht von dem fruchtbarsten und glücklichsten Genie begeistert würden: Welche Schönheiten würde ihnen nicht bloß ein Herz mittheilen, das keine andere als große und erhabne Empfindungen kennt? Allein ungeachtet diese ihren Schriften den schätzbarsten Werth ertheilen; so hatte sie doch auch von der Na-

tur

zur so seltne Vorzüge des Geistes empfangen, und vereinigte mit der Größe und Hoheit ihrer Gedanken eine solche Kühnheit der Vorstellung, eine so feurige und in neuen Bildern so reiche und schimmernde Einbildung, eine solche Abwechslung in glücklichen Erfindungen und eine solche Stärke und Richtigkeit des Ausdrucks, daß sie wegen ihres Genies eben so sehr bewundert zu werden verdient, als sie mit Recht wegen ihres so vortrefflichen Lebens verehrt, geliebt, und zur Nachahmung angepriesen wird. Unterdeß muß ich gestehn, daß sie, gleich andern Schriftstellern ihrer Nation, sich zuweilen der Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft zu sehr überläßt, und alsdann sich mehr zu beschäfftigen scheint, uns mit schönen und meisterhaften Schilderungen zu unterhalten, als in unsern Herzen rührende Empfindungen hervorzubringen, obgleich alle ihre Arbeiten bestimmt sind, die reinste und erhabenste Liebe zur Frömmigkeit und Tugend zu erwecken, und in den Gemüthern, die nur einiger Ernsthaftigkeit fähig sind, den tiefsten und lebendigsten Abscheu an allen Lastern hervorzubringen. Die Werke, die

man ihr zu danken hat, sind: Briefe der Todten an die Lebendigen; moralische und ergetzende Briefe; die Geschichte Josephs, ein Gedicht, welches sie noch kurz vor ihrem Tode mit zwey Büchern vermehrte; Uebungen der Andacht, welche der berühmte und fromme Isaac Watts nebst einer Beschreibung ihres Lebens bekannt gemacht hat, und endlich vermischte Werke, die, gleich diesen, erst nach ihrem Tode im Drucke erschienen sind. Ihre Werke fanden einen so ausgebreiteten Beyfall, daß die Ausgaben derselben schnell und mehr als einmal nach einander wiederholt werden mußten. In keinem von denselben herrscht mehr Einbildung, als in ihren Uebungen der Andacht, ungeachtet die Schreibart derselben in einem hohen Grade dichterisch und besonders der Psalmen und Propheten sehr ähnlich ist. Ich mag kaum daran gedenken, daß es theils von ihren Briefen, theils von ihren Andachten deutsche Uebersetzungen giebt, so unglücklich sind die schönsten Originale gewesen, in ihren Copien ganz verstellt zu werden, wiewohl auch darinnen noch viele und große Schönheiten her-

vor-

vorſchimmern. Ich würde mich mit Vergnügen länger über den Charakter ihrer Schriften ausbreiten, wenn ich nicht glaubte, daß ihn jeder lieber in einigen ihren Arbeiten ſelbſt, als in einer fremden Beſchreibung ausgedrückt ſehen werde. Ich wähle daher einen ihrer Briefe von den Todten an die Lebendigen; einen von den Briefen, die erſt nach ihrem Tode ihren Freunden übergeben werden ſollten und endlich einige ihrer poetiſchen Andachten.

An — —

So verſchieden auch mein itziges Daſeyn von meinem vorigen Zuſtande ſeyn mag: ſo iſt doch meine zärtliche Zuneigung gegen die ſchöne Climene unveränderlich, und wie mein Leben mit meiner Thätigkeit unausſprechlich weit über das ſterbliche Leben erhöht worden iſt: ſo erheben ſich auch die wohlthätigen Geſinnungen meiner Natur zu einer edlern Stufe der Großmuth empor. Niemals habe ich mit einer uneigennützigern Zärtlichkeit Theil an ihren Umſtänden genommen; ich habe ihre nächtlichen Schlummer; ich habe ihre einſamen Gänge bewacht; ich bin ihr,

gleich

gleich ihrem Schutzengel überall nachgefolgt, der ſie auch, aus Gefallen an dem Eifer, mit dem ich für ſie beſorgt war, ſehr oft meiner Aufſicht überlaſſen hat. Ihre gegenwärtige Gefahr, meine theure Climene, macht mich ſo bekümmert, als man in meinem glückſeeligen Stande werden kann und deswegen konnte ich mich unmöglich enthalten, Ihnen dieſe Warnung zu geben, die Sie zu Ihrem großen Erſtaunen auf Ihrem Nachttiſche unter den Tändeleyen finden werden, die ganz das Gegentheil davon ſind.

Sie ſind, o allzuleichtgläubige Schöne, an dem Rande Ihres Unterganges; es iſt Verrätherey und Betrug in Alkanders Augen und auf ſeiner Zunge, und wenn Sie die beſchloßne Zuſammenkunft erlauben, ſo ſind Sie verloren. Schande und Verderben erwartet Sie, und die feindſeeligen Geiſter, welche die Glückſeeligkeit des menſchlichen Geſchlechtes beneiden, ſpötten ſchon meiner frommen Sorge, und ihr himmliſcher Schutzgeiſt ſcheint auch halb entſchloſſen zu ſeyn, ſeine Aufſicht aufzugeben; eine zärtliche Bekümmerniß überwölket ſein himmliſches Antlitz, gleich der

Wolke,

Wolke, die einen roſenfarbigen Morgen überſchattet. In dem tiefſten Stillſchweigen der Nacht, da die Schöpfung in einen allgemeinen Schlummer eingewiegt zu ſeyn ſchien, hörte ich ihn in der Finſterniß eines benachbarten Gehölzes, das Sie oft beſuchen, ſeine Silberlaute zu ſo ſanften, ſo traurigzärtlichen Tönen ſtimmen, als diejenigen waren, mit welchen die Diener des Himmels den Verluſt des Paradieſes und die frevelhafte Uebertretung des erſten gefallnen Weibes, bejammerten. Und Sie, unglückliche Climene, werden von den Höhen der Ehre und ſelbſt von dem ſchönſten Triumphe der Tugend herabſtürzen! Was wird das männliche Geſchlecht denken, und weſſen kann das unſrige ſich rühmen, wenn eine ſolche Unſchuld, eine ſolche Redlichkeit, eine ſolche Sittſamkeit, als die Ihrige, zernichtet werden ſollte? Das Laſter wird frohlocken, wird ſpotten, Climenen unter ihren Sclaven zu finden, und kaum wird es ſeinen Sieg glauben können, voll Erſtaunen, gleich den barbariſchen Galliern in dem römiſchen Senate, welche ihn für eine Verſammlung von Göttern hielten, bis ſie dieſelben bluten ſahen.

Mit

Mit welch einer laſtervollen Miene, mit welch einer übermüthigen Eitelkeit verließ Sie nicht die letzte Nacht Ihr junger Verführer! Wie ſtolz über den unerwarteten Fortgang ſeiner Abſichten, da er ſo viel über Sie gewonnen hatte, daß Sie in die verlangte ſtrafbare Zuſammenkunft einwilligten! Ich ſtand bey Ihnen, ein unſichtbarer Zeuge von den Unruhen Ihres Herzens, von Ihrer Reue, von der Verwirrung, worinnen er Sie verließ. In welcher Unordnung waren Sie nicht; wie verdrießlich; wie ungleich ſich ſelbſt! Es war eben die Stunde, da Sie ſonſt Ihre Andacht hatten; die Bibel lag bey Ihnen, die Sie in die Hand nahmen; aber Sie unterſtanden ſich nicht ſie zu öffnen, aus Furcht vor den Vorwürfen, die Sie von der Heiligkeit ihrer Geſetze erwarteten. Sie waren zerſtreut und dieſe Zerſtreuung Ihrer Gedanken erweckte die Hoffnung in mir, daß Sie ſich wieder faſſen, und ſich von dem ſtrafbaren Verſprechen losmachen würden, das Sie gethan hatten. Ich war ſchon im Begriffe, mich ſichtbar zu machen, um Ihre wankende Tugend zu befeſtigen; aber die ungegründete Furcht, welche

die

die Sterblichen vor den Einwohnern höherer Welten haben, hielt mich zurück; die Wirkung hätte Ihrer furchtsamen Gemüthsart wegen zu gefährlich seyn können, so sehr ich auch meine Erscheinung gemildert haben, und sie sanft auch meine Anrede geworden seyn möchte. Ich dachte also, dieser Brief würde weniger in Erstaunen setzen, und Sie überreden, ohne Sie zu sehr zu beunruhigen.

Sie haben nur noch wenig Stunden übrig, um sich wieder zu sammeln. Ach wollten Sie wohl einen unbefleckten Namen mit dem Frieden und der Unschuld Ihres Gemüths dieser blinden ausschweifenden Leidenschaft aufopfern, von der Ungerechtigkeit gegen die unglückliche Sylvia nichts zu sagen, an welche Alkander durch tausend Gelübde verbunden ist, die sich aber nun in der Dunkelheit abhärmt, ein elendes Opfer seiner Falschheit und Meineydigkeit? O seyn Sie tugendhaft und mitleidig; barmherzig gegen sie, und gerecht gegen sich selbst!

Nach dieser Warnung selbst von einem Todten, wie viel schwerer, wie viel strafbarer wird nicht Ihr Verbrechen seyn! Sie müs-

sen

sen sich freywilliger Weise dem Verderben überliefern und sich mit Vorsatz und kalter Ueberlegung in die Verdammniß stürzen. Sie müssen gleich Verzweifelten alle Ihre Ansprüche auf die himmlische Glückseeligkeit aufgeben, alle Hoffnungen auf die Welten des Lebens und der Wonne, einer unsterblichen Schönheit und Jugend. O wie weit übertrifft diese diejenige, von welcher Sie auf Ihrer niedrigen Welt, in diesem Augenblicke, zu Ihrer größten Gefahr, so sehr bezaubert sind!

An die Gräfinn von Hartford.

Madame,

Dieses ist der letzte Brief, den Sie von mir empfangen werden, die letzte Versicherung einer aufrichtigen und beständigen Freundschaft von mir. Wenn wir wieder zusammen kommen: So wird es in jenen glückseeligen Gegenden geschehen, wo die Liebe in aller ihrer Vollkommenheit herrscht. Vielleicht bin ich der erste von den seeligen Geistern, die Ihnen zu Ihrer Ankunft in den Gefilden der ewigen Wonne glückwünschen werden. Der Himmel mag mein Zeuge seyn,

welch

welch einen zärtlichen Antheil ich an Ihrer Glückſeeligkeit nehme. Zu ihm habe ich meine brünſtigſten Wünſche emporgeſandt, daß Sie vor den ſchmeichelnden Verblendungen der Welt verwahrt bleiben möchten. Und möchten Sie doch einſt, wenn nun das Beyſpiel Ihrer Gottſeeligkeit den Menſchen lange ein Seegen geweſen iſt, Ihren Lauf in Friede beſchlieſſen, und in die Wohnungen einer unveränderlichen Freude eingehn!

Ich nehme nun hier Abſchied von Ihnen, aber, wie ich hoffe, einen kurzen Abſchied, weil ich in der völligen Verſicherung ſterbe, daß wir bald wieder zuſammen kommen werden! Aber auf welch einer Höhe von Glückſeeligkeit! In welch einer Erweiterung aller unſrer Kräfte! Was für entzückende Betrachtungen werden wir über die Seeligkeiten anſtellen, die wir ewig beſitzen werden! Ewig werden wir Preis und Ehre und Anbetung dem geben, der uns geliebt und uns mit ſeinem Blute gewaſchen hat! Dieſer iſt nun mein Heil und meine Hoffnung! Dieſer Name, auf den die Heiden trauen, in welchem alle Geſchlechter auf Erden geſeegnet ſind,

iſt nun meine herrlichſte Zuverſicht und meine ſicherſte Stütze. Bloß durch ſein Verdienſt hoffe ich vor der vollkommnen Heiligkeit zu beſtehen, und um ſeiner Gerechtigkeit willen gnädig angenommen zu werden.

Wie nichtig würden meine Hoffnungen ſeyn, wenn ich mich auf nichts zu verlaſſen hätte, als auf die Werke, welche entweder von meiner ſtolzen Einbildung, oder von einer freundſchaftlichen Partheylichkeit gute Werke genannt werden, ohne mehr als glänzende Sünden zu ſeyn, wenn die Heiligkeit meines Gottes ſie nach der Strenge unterſuchen ſollte. Wenn er ſie wöge, welche Mängel würde der an meinen beſten Handlungen finden, vor welchem ſelbſt die Himmel nicht rein ſind! Ach wenn ich nicht meine Hoffnung auf das Verdienſt und die Verſöhnung eines Erlöſers ſetzen könnte: Wie elend wäre mein Zuſtand! Welche Verzweiflung würde mich ergreifen! Ungeachtet aller meiner Vorzüge, wie groß ſie auch ſeyn möchten, würde ich zurückbeben, und vor dem einzigen Gedanken erzittern, daß ich nun vor der unbefleckten Majeſtät Gottes erſcheinen ſollte! O JEſu,

welche

welche Anmuth, welche Harmonie iſt in deinem Namen! Himmliſche Freude, die Unſterblichkeit liegt in demſelben! Die Engel müſſen ihn auf ihren güldnen Harfen preiſen! Die erretteten Völker müſſen dich von Ewigkeit zu Ewigkeit verherrlichen!

Was für ein Traum iſt nicht dieſes ſterbliche Leben! Welche Schatten ſind doch alle Gegenſtände der Sinne! Alle Herrlichkeit der Welt, meine theuerſte Freundinn, wird Ihnen in der fürchterlichen Stunde des Todes wie Nichts vorkommen, wenn Sie nun von allem, was ſichtbar iſt, losgeriſſen und in den Bezirk einer ganz unkörperlichen Welt entzückt werden.

Ich habe Urſache zu glauben, daß dieſes mein letzter Abſchied in dieſer Welt ſey. Die Barmherzigkeit Gottes gebe, daß wir nicht ewig getrennt bleiben! Seine Vorſehung, deren Beyſtand und Schutz ich erbitte, müſſe Sie in unſerm heiligſten Glauben beſtändig erhalten und alle Ihre Schritte auf dem Pfade der vollkommenſten Tugend leiten!

So leben Sie denn glücklich, Geliebteſte meiner Freundinnen, bis wir einander

der in dem Paradieſe Gottes wieder ſehen!

Eliſ. Rowe.

* * *

Laß, o Quell der Liebe, meine entzückte Seele ewig aus deinen ergetzenden Strömen ſchöpfen! Laß dieſelbe ſich in die Tiefe, in die Fülle deiner Freuden verſenken, wo ſich alle ihre unendlichen Begierden in einem ewigen Ueberfluſſe vollkommen ſättigen und verlieren werden! Habe ich wohl, o Geliebteſter meiner Seele, eine Freude, nur einen Gedanken von Glückſeeligkeit auſſer dir! Sind wohl meine Wünſche dadurch beruhigt, daß du meine Tage mit Ueberfluß und Friede gekrönt haſt? Setze ich nicht alle Freude, den ganzen Troſt meines Lebens in deine Huld, allein in deine Liebe? Was nützt mir dieſe eitle traumvolle Scene vergänglicher Dinge? Meine Gedanken ſchwingen ſich weit über die Grenzen jener Welten hinauf! Dieſe Welt iſt mir gekreuzigt; ich bin für alle ihre leeren Schimmer geſtorben. Aber wie ſchmachtet meine Seele nach dir mit brünſtigen, uneingeſchränkten

ten Wünſchen! Für dich erwachen alle meine Kräfte; was Begierden erwecken, was erfreuen, was alle Wünſche befriedigen kann, iſt in dir nur, du unendlicher Abgrund von Entzückung und Liebe! Wie wandelt meine Seele in dieſen weiten unermeßlichen Freuden umher! Wie verdunkeln ſich nicht in mir alle Gedanken auſſer dem deinigen! Ich vergeſſe meiner; ich vergeſſe alles auſſer dir dem herrlichſten, dem ewigen Gegenſtande meiner Beſchäfftigung! Du ſollſt auch meiner Seele eingeprägt bleiben, gegenwärtig bis in den Tod, und nach dem Tode werde ich durch die ganze Dauer meines unſterblichen Weſens meine Aufmerkſamkeit nur auf deine majeſtätiſchen Vollkommenheiten richten!

* * *

Zerſtreue jene Wolken; laß mich deine Herrlichkeit ſehen, die mich zu dir zieht! Ich muß befriedigt, meine Sehnſucht muß geſtillt, meine unendlichen Begierden müſſen erfüllt werden, oder du haſt dein edelſtes Werk vergebens erſchaffen.

Die Thiere ſind glückſeelig; ſie erreichen das Ziel ihrer Natur, ihre Sinne werden geſättigt und ſie hoffen keine höhere Seeligkeit; denn ſie wiſſen nichts von dir, der du ihre mannichfaltigen Geſchlechter ins Daſeyn rufſt; ſie ſind zufrieden, weil ſie kein höheres Gut, weil ſie deinen Namen nicht kennen.

Aber der Menſch, fähig einer unſterblichen Seeligkeit, ſtrebt nach einem unendlichen, obgleich ungeſehenen Gegenſtande, und nur da kann er die Ruhe finden, die er ſucht.

Sechs und ſiebenzigſtes Stück.

Wenn man an der Wahrheit, welche die Seele mit ſo vielen edlen und erhabnen Freuden bereichert, nur einigen Geſchmack gewonnen hat; ſo kann man leicht verleitet werden, die glücklichen Geiſter, welche, von der Natur mit auſſerordentlichen Fähigkeiten des Verſtandes begünſtigt, ſich über alle Grenzen der gemeinen Einſicht hinausſchwingen, ganze Wiſſenſchaften beynahe mit Einem Blicke überſehen, oder auch in den Bezirken

der

der menschlichen Erkenntniß Entdeckungen über Entdeckungen machen, mit einer Eifersucht anzusehen, die, wenn sie gleich vom Neide unterschieden bleibt, ihm doch darinnen ähnlich ist, daß sie traurig macht, und das Vergnügen mindert, welches man über seine eignen, obgleich geringern Reichthümer empfinden könnte. So nöthig ist es, auch die edelsten Arten von Begierden einzuschränken, und ihnen nicht mehr Gewalt über sich zu erlauben, als eine weise und erleuchtete Vernunft zulassen kann, weil sie für die Ruhe und Zufriedenheit des Gemüths fast eben so schlimme Wirkungen haben können, als die viel niedrigern und unedlern Leidenschaften der Sinnlichkeit, die Wollust und der Geiz! Es ist mit einem großen Verstande und mit dem Ueberflusse einer sehr ausgebreiteten Erkenntniß, wie mit einem großen Vermögen beschaffen. Die Reichsten sind selten die Glücklichsten, weil nicht allein die Verwaltung eines großen Reichthums mit vielen Sorgen verknüpft ist, sondern auch vornehmlich darum, weil ihn wenige zu ihrem eignen Glücke und zur Beförderung des Glückes an-

drer Menschen zu gebrauchen wissen; ein Geheimniß, welches nur durch ein edles Herz erlangt werden kann.

Der Urheber der Natur hat, wegen der mannichfaltigen Endzwecke seiner Regierung, nicht einem jeden Verstande gleich viel Stärke gegeben. Einigen sind so viele Fähigkeiten desselben verliehen, daß sie sich, mit ihrer Hülfe, so zu sagen, des ganzen Gebietes der menschlichen Wissenschaft bemächtigen können. Wie viel vermögen diese nicht zur Erweiterung sowohl, als zur Erhöhung der allgemeinen Glückseeligkeit, wenn sie ihre Einsichten zu den Endzwecken anwenden, die dadurch befördert werden sollen! Welch ein Licht können sie nicht über das menschliche Geschlecht ausbreiten! Welche Vorurtheile und Irrthümer, die, wie unwichtig sie zuweilen scheinen mögen, doch allezeit sehr schädliche Einflüsse in die Wohlfarth der Gesellschaft haben, können sie nicht vertilgen, oder doch von ihrer tyrannischen Herrschaft entsetzen! Welche unbekannte, welche nähere und angenehmere Wege zum Glücke können sie nicht bahnen! Glückseelig sind sie, wenn sie ihre

reichen Erkenntniſſe zu ſolchen würdigen und großen Abſichten gebrauchen! Sie werden verehrt; ſie werden bewundert werden, obgleich dieſes der geringſte Tribut iſt, den ſie verdienen. Aber wenn ſie auch ihren Verſtand nicht zum allgemeinen Beſten anwenden; wenn ihre Erkenntniſſe entweder nur todte und vergrabne Schätze ſind, ein Licht, das niemanden leuchtet, als ihnen, und mit ihnen verliſcht, oder wenn ſie gar mit ihren Einſichten oder mit den Talenten ihres Genies ſchädlich werden: Wer wird ſie bewundern? Der Neid ſelbſt würde noch zu viel Ehre für ſie ſeyn. Jeder Verfaſſer wünſcht ſich Leſer; es iſt natürlich, daß er nicht ganz unbekannt ſeyn will; aber eher wollte ich, gleich den mittelmäßigſten Schriftſtellern, in eine immerwährende Vergeſſenheit verſinken, als durch den wollüſtigen Witz eines jüngern Crebillons unſterblich werden, und ich möchte die ſchönſten und unvergänglichſten Werke eines Voltaire nicht gemacht haben, wenn ich zugleich der Scribent ſeines Briefs an Uranien ſeyn ſollte. Wie viel beſſre Mitglieder des menſchlichen Geſchlechts würden

sehr viele groſse Geister gewesen seyn, wenn ihr Verstand eingeschränkter geblieben wäre! Manche witzige Köpfe wären der Welt am Pfluge nützlichter geworden, als sie mit allem ihrem Genie am Schreibepulte wurden, und Dionysius, der Schulmeister, hat sich ohne Zweifel um die Bürger zu Corinth verdienter gemacht, als Dionysius, der Tyrann, um Sicilien.

So nützlich groſse Geister dem menschlichen Geschlechte werden können: So kann die Welt doch ihrer leichter entbehren, als derjenigen, die in allen Umständen, Begebenheiten und Verhältnissen des Lebens ihre Pflichten erfüllen. Eben deswegen bemerkt man auch in Absicht auf die moralischen Kräfte des Menschen keine so ungleiche Austheilung, als bey den Vorzügen und Talenten des Verstandes. Man kann in vielen vortrefflichen Wissenschaften nicht allein ein Fremdling seyn, sondern auch so eingeschränkte Fähigkeiten besitzen, daſs man niemals in ihren Geheimnissen eingeweiht zu werden hoffen darf, und doch kann man diejenigen, die sie ganz begreifen, auf der Laufbahn der Tu-

gend

gend weit hinter sich lassen. Es müssen vielleicht ganze Jahrhunderte verfließen, ehe das Genie eines Newtons erscheint; aber der Newton, der sich bestrebte, ein guter Bürger zu seyn; der von einer aufrichtigen Ehrfurcht gegen die Religion und von einer redlichen Menschenliebe begeistert wurde, der rechtschaffne, der bescheidne, der großmüthige, der unter den grausamsten Schmerzen geduldige Newton, kann beynahe jeder Mensch, auch mit einem sehr mittelmäßigen Verstande werden. Wenige können das Licht in seine untheilbaren Elemente auflösen; wenige den Gestirnen ihre Laufbahn vorzeichnen: Wem wird es aber an Kraft fehlen, wenn es ihm nur nicht an einem aufrichtigen und ernstlichen Willen fehlt, ein rechtschaffner Unterthan, ein getreuer Freund, ein weiser und sorgfältiger Vater, ein zärtlicher Mann, in seinem Amte sorgfältig und unverdrossen, in seinen Pflichten gegen das Vaterland eifrig, gegen einen jeden dienstfertig und leutseelig, in den Widerwärtigkeiten, die ihn treffen, gelassen und standhaft, mitleidig, und wenn es seine Umstände erlauben, hilfreich gegen die

die Nothleidenden, und in seinem Tode getrost und freudig zu werden?

Wenn wir auf die Ewigkeit sehen; so hat der Verstand nicht so große und herrliche Aussichten der Belohnung vor sich, als das Herz. Nach der Offenbarung wird der Richter, welcher den künftigen Zustand der Menschen nach ihrem gegenwärtigen Verhalten mit der höchsten und reinsten Unpartheylichkeit einrichten wird, nicht die Erkenntnisse, sondern den Gebrauch derselben zum allgemeinen Besten und nicht die Talente, sondern die Tugenden belohnen. Ich will dadurch nicht behaupten, daß die Vorzüge des Verstandes in die Hoheit und Glückseeligkeit, die in einer bessern Welt erwartet wird, keinen Einfluß haben könnten; denn wie könnte ich läugnen, daß die Fähigkeit zu allen Tugenden um so viel gröſſer sey, je gröſſer die Erleuchtung ist? Allein die Wirklichkeit eines höhern Grades von Rechtschaffenheit ist keine nothwendige Folge der Erleuchtung, sondern eines ernstlichen und lebendigen Willens. Je kräftiger dieser ist, desto höher wird sich unsre Tugend emporschwingen.

Ob wir also gleich zur möglichsten Verbesserung und Erweiterung unsers Verstandes verbunden sind: So müssen wir doch vornehmlich die moralischen Kräfte unsrer Seele zu stärken und von einem Grade der Lebhaftigkeit und Wirksamkeit zum andern zu erhöhen suchen. Kein Mensch weiß, wie weit sich seine Kraft erstrecken werde, bis er fest und unveränderlich entschlossen ist, das zu thun, was er thun kann. Ein ernstlicher Vorsatz hat oft Dinge ausgeführt, die ihm während seiner Unthätigkeit und Trägheit unmöglich zu seyn, und sein Vermögen unendlich weit zu übersteigen schienen, und es giebt in uns viele Geschicklichkeiten, die der Besitzer nicht kennt, die im Gemüthe verborgen liegen und nur eine bequeme Gelegenheit erwarten, gebraucht zu werden und ihre Wirksamkeit zu offenbaren. Man muß sich nur üben, ein innerliches Wohlgefallen an allen guten und rechtschaffenen Handlungen zu empfinden; dieses Wohlgefallen muß zur Lust werden; diese Lust müssen wir unterhalten und ihre Lebhaftigkeit vermehren; die Lust muß den Vorsatz hervorbringen, der sich immer mehr

in

in unserm Herzen befestigen muß; man muß sich die Schwierigkeiten, die er zu überwinden haben möchte, im Voraus vorstellen, und auf Mittel denken, sie zu überwältigen. Die Veranlassungen zu den Handlungen werden kommen, und nach einer solchen Vorbereitung werden wir erstaunen, daß es uns nicht schwerer wird, edel zu seyn, und unsre Pflicht zu thun. Wir werden sie wiederholen, und wenn erst gute Neigungen und Vorsätze ein Uebergewicht erhalten haben: So werden wir bey der Beobachtung unsrer Schuldigkeit selbst den Widerstand nicht scheuen.

Allein man muß freylich sehr früh anfangen, die Neigungen zu seinen Pflichten auszubilden. Nur das Laster schießt, gleich dem Unkraute, geschwind auf; die Tugend wächst langsam und bedarf einer sorgfältigen Pflege, wenn sie unter den mannichfaltigen Stürmen, die sie zu befürchten hat, zur Reife kommen soll. Dieses ist besonders in der Kindheit und Jugend des Menschen nöthig, und Aeltern, welche ihre Kinder glücklich zu machen wünschen, sollten sich die Verbesserung ihrer Herzen weit ernstlicher angelegen

seyn

seyn lassen, als die Erweiterung ihrer Einsichten. Wenn diese nur nicht vernachläßigt wird, so wird schon das Herz dem Verstande beystehen, wenn eine besondre Anstrengung desselben erfodert wird. Wenn sich aber erst lasterhafte Neigungen eingewurzelt haben: Wie schwer wird es nicht seyn, sie wieder auszurotten!

Unterdessen müssen diejenigen, die schon einen falschen Weg betreten und im Bösen eine Fertigkeit erlangt haben, nicht verzweifeln. Hätten sie auch ihre moralischen Kräfte beynahe ganz zernichtet; so können sie doch, (obgleich ohne Wunderwerk, nicht auf einmal,) wieder erneuert werden. Sie müssen nur, so stark auch ihre lasterhafte Gewohnheiten geworden seyn mögen, die Hoffnung ihrer Besserung nicht selbst aufgeben. Zuerst müssen sie widerstehen wollen, und diesen Vorsatz müssen sie fassen, wenn ihre unordentlichen Leidenschaften ruhen. Sie müssen ihren verderbten Neigungen wirklich entgegenzustreben anfangen, und diesen Widerstand fortsetzen. Können strafbare Gewohnheiten nicht auf einmal abgelegt werden: So-

lassen

lassen sich doch die Stricke, die uns fesseln, nach und nach zerreiben und endlich völlig zerreißen. Selten wird ein Mensch in einem so hohen Grade verderbt seyn, daß er nicht zu einer Tugend vor der andern, seines Temperaments wegen, geschickt seyn sollte. Giebt es nun eine, welche selbst von unsrer natürlichen Beschaffenheit begünstigt wird: So wollen wir sie nur pflegen. Unter dem Schatten der Zweige, die sie ausstößt, werden auch andre hoffnungsvolle Saamen aufgehn und wachsen. Dann werden unsre Seelen Bäumen gleichen, die zu verschiednen Zeiten Früchte tragen. Wenn diese reifen, blühen andre und verheißen eine neue Erndte.

* * *

Folgendes Schreiben verdient, seines Innhaltes wegen, Aufmerksamkeit. Ich glaube, daß es genug ist, dasselbe einzurücken, da zumal Henriette eine allzugroße Liebhaberinn der Musik ist, als daß sie mit Vergnügen in dem Charakter einer Aufseherinn bey dem großen Concerte erscheinen sollte.

Mein

Mein Herr Ironside,

Ich bin ein großer Liebhaber der Musik, und ich halte die angenehmen Wirkungen, die sie mit ihrer Zauberkraft in mir hervorbringt, für das edelste Vergnügen unter den sinnlichen Belustigungen. So oft ich bey einer auch nur mittelmäßigen Musik zugegen bin: So werde ich gleich ganz Ohr, und das ist ein jeder, wie mich deucht, sowohl dem Componisten, als denen schuldig, die sie aufführen. Besonders werde ich dieses, wenn ich geistliche Musiken höre; ich bin bey jedem Recitative, bey jeder Arie so stille, daß ich mich kaum Odem zu holen getraue, aus Furcht, ich möchte die Spielenden stören, oder mich selbst um eine rührende Stelle bringen.

Hieraus können Sie leicht den Schluß machen, daß ich ein Billet zum großen Concerte und die Erlaubniß der großmüthigen Freunde und Beförderer der Musik, die niemanden von diesem Vergnügen ausschließen, der zum Gefühle desselben nicht unfähig zu seyn scheint, sehr zu schätzen wisse. Sollte

ich nach der Menge derer, die dabey erscheinen, urtheilen: So müßte jeder so viel Geschmack daran finden, als ich. Aber so rühmlich kann ich nicht von allen denken, mein Herr Ironside. Viele Herren und Damen scheinen nur zu kommen, weil sie, dem Ansehen nach, nicht an andern Orten mit einander sprechen können. Dadurch entsteht nun ein Geräusch, welches oft die schönsten Stellen der Musik verderbt. Denken Sie, zu welchem Verdruße für mich, da ich zumal befürchte, daß wegen einer solcher Aufführung auch endlich die Unschuldigen die Erlaubniß verlieren könnten, dieses Vergnügen mit denen zu theilen, die gewiß den Aufwand, den es kostet, nicht machen, um auch sich desselben auf die unangenehmste Art beraubt zu sehen! Sie könnten vielleicht einem solchen Verluste zuvorkommen, wenn Sie einmal in dem großen Concerte, und zugleich mit einer von den Unsichtbaren, mit Henrietten etwa, wofern ich den unmaßgeblichen Vorschlag thun darf, erscheinen, und ihre Gegenwart zum Schrecken aller derer, die nicht schweigen können, vorher ankündigen

digen wollten. Wie ſehr würden Sie nicht dadurch verbinden

Ihren ſtäſſigen Leſer,
Melodius.

Sieben u. ſiebenzigſtes Stück.

Unter den mannichfaltigen wichtigen Betrachtungen, welche die Leiden des Erlöſers bey denen veranlaſſen können, die gewohnt ſind, ernſtlich über die Religion nachzudenken, verdienen diejenigen eine beſondre Aufmerkſamkeit, welche die Vorherverkündigung desjenigen betreffen, was er von dem grimmigen Haſſe ſeiner Feinde erdulden müſſen. Denn in welche ehrerbietige Verwunderung müſſen wir nicht geſetzt werden, wenn wir ſehen, daß von ſeiner Perſon und von ſeinen Schickſalen auf der Erde, während ſeiner tiefen Erniedrigung, auch die beſonderſten Umſtände und Begebenheiten vorhergeſagt wurden, deren Erfüllung nicht in ſeiner Gewalt war, ſondern bloß von den Geſinnungen und der Freyheit andrer Men-

ſchen abhieng? Von dieſer Art ſind unter andern auch die Theilung ſeiner Kleider, das Loos, das um ſein Gewand geworfen wurde, der Eſſig, und die Galle, welche ihm die Kriegsknechte am Kreuze zur Stillung ſeines Durſtes darboten: Welche beſondre Umſtände! Und ſie wurden alle in den Pſalmen ſo deutlich, und ſo viele Jahrhunderte vorher geweiſſagt! Wem muß dieſes nicht in ſeinem Glauben an die beſte Religion befeſtigen! Weſſen Ueberzeugung, die ſchon durch andre Gründe zu einer unumſtößlichen Gewißheit erhöht worden iſt, muß nicht dadurch noch mehr vergröſſert werden! Und wie wichtig iſt nicht bloß dieſer unläugbare Nutzen der Prophezeyungen!

Unter den Weiſſagungen der Leiden Chriſti haben die Pſalmen, in denen er redend eingeführt wird, einen ſehr merkwürdigen Vorzug vor den andern. Seine Geſchichtſchreiber erzählen ſeine Leiden mit der äuſſerſten Einfalt, und auch, wenn wir diejenigen ausnehmen, die er am Oelberge erduldete, nur die ſichtbaren Leiden, welche von allen Zuſchauern beobachtet werden konnten. Sie

ſagen

ſagen nichts von den Empfindungen, welche der Anblick derſelben billig bey andern hervorgebracht haben ſollte, und eben ſo wenig von denen, die er ſelbſt empfunden hat. Sie beſchreiben bloß, was geſchehen war; denn ſie wollten keine rührende und bewegliche Geſchichte ſchreiben, um den Feinden, die das Evangelium haben würde, keine Gelegenheit zu dem Vorwurfe zu geben, daß ſie, um die Leidenſchaften leichter und gewiſſer zu erwecken, vergröſſert hätten, welches diejenigen zu thun pflegen, die in ihren Geſchichten bewegen und einnehmen wollen. Die Begebenheiten und beſondern Umſtände waren für einen jeden, der ſie mit den gehörigen Geſinnungen betrachtete, an ſich ſelbſt mehr als zu rührend.

Unterdeß iſt es doch überaus nützlich zu wiſſen, welches die Empfindungen und Geſinnungen des Erlöſers bey ſeinen Leiden waren. Dieſe nun hat uns Gott in den prophetiſchen Pſalmen entdeckt, welche den Vorwurf nicht zu befürchten hatten, der vielleicht einer rührenden Beſchreibung ſeiner Leiden hätte gemacht werden können. Wir

lernen aus denſelben, welch einen ſchmerzlichen Eindruck dieſelben auf ſeine Seele gemacht haben, und ſie erhöhen durch die Beſchreibung derſelben den hohen Werth deſſen, was er für uns erduldet hat. In dieſer Abſicht theile ich auch meinen Leſern eine poetiſche Ueberſetzung des neun und ſechzigſten Pſalmes mit, worinnen theils die Leiden des Erlöſers und ſeine Empfindungen unter denſelben, theils die Trübſalen, womit die Gottheit ihrer Urheber geahndet werden ſollte, theils die Geſinnungen, die ſie bey uns wirken müſſen, mit groſſer Deutlichkeit vorhergeweiſſagt worden ſind.

Der 69 Pſalm.

Errette mich und hilf; denn aufgebrachte Wellen
Begraben, Gott, mich tief hinab in ſich.
In bodenloſen Schlamm verſink ich; Tiefen ſchwellen
Und rauſchen und bedecken mich.
Die Fluthen dämmen mir mit meinem Untergange,
Und du verweilſt ſo lange?

Ich

Ich hab empor zu dir, Gott meines Heils, geflehet,
Und müde mich in meiner Angſt geſchrien.
Mein Holz iſt heiſch und brennt; mein Angeſicht vergehet,
Weil deine Rettungen verziehn.
Um Hülfe, Gott, um Troſt iſt meiner Seele bange,
Und du verweilſt ſo lange?

Mehr iſt der Feinde Schwarm, als Haar auf meinem Haupte,
Der ungereizt mich zu verderben wacht;
Bezahlen ſoll ich nun, o HErr, was ich nicht raubte;
Die mich verderben, haben Macht!
Ihr Haß iſt unverdient; ich weiß mich ohne Schulden:
Kannſt du den Frevel dulden?

Du kennſt, Allwiſſender, die Thorheit, die ich trage,
Du kennſt mich, und meine Schulden, Gott!
Beſchäme nicht an mir, wenn ich umſonſt dir klage,
Die dir vertraun, HErr Zebaoth!

Nicht schamroth mach an mir, Gott Israels, die Frommen,
Die seufzend zu dir kommen.

Mein Antlitz ist entweiht. Die Schmach von allen Sündern
Drückt in den Staub um deinetwillen mich.
Ich, meinen Brüdern fremd, fremd meiner Mutter Kindern,
Ich habe keinen Freund, als dich!
Der Eifer für dein Haus verzehrt mich, mich verzehret
Die Schmach, die dich entehret!

Ich wein, ich faste, HErr, und meine Seele leidet.
Sie sehn mein Leid, und spotten mein dazu;
Ich, ihr Gespött, ich bin in einen Sack gekleidet;
Wer kann mich trösten, als nur du?
Ich hör im Thore, Gott, von mir verächtlich singen!
Ich bin das Lied der Zechen!

Am Tage meiner Angst will ich zu dir nur beten;
Dir fleh ich, Gott, zur angenehmen Zeit.

Wie

Wie groß iſt deine Huld! Sie müſſe mich vertreten,
Erretten den, der zu dir ſchreyt!
Bey dir iſt Treu und Heil; du ſiehſt, wie viel ich trage;
Ach höre meine Klage!

Entreiß mich aus dem Schlamm; entreiß mich meinen Haſſern;
Und übergieb mich nicht in ihre Wut!
Reiß, eh ich ganz vergeh, mich aus den tiefen Waſſern;
Mich überſtröme nicht die Flut!
Schleuß, ſchleuß den Abgrund zu, daß ſie mich nicht ergreife,
Die Tiefe! Nicht erſäufe!

Wie mild iſt deine Huld! Wie reich iſt deine Güte!
Vernimm mich, HErr, und wende dich zu mir!
Verbirg dein Antlitz nicht; mit trauerndem Gemüthe
Hoff ich, dein Knecht, mein Heil von dir.

Erſchein auf mein Gebet, mit dem erſeufzten Heile,
Verzeuch, verzeuch nicht! Eile!

Ach nahe dich zu mir, um meiner Feinde willen,
Erlöſe mich! Du kenneſt meine Scham!
Und meine Schand und Schmach! Komm, komm, mein Leid zu ſtillen,
Und lindre gnädig meinen Gram!
Du weißt es, wer mich haßt! Die Schmach bricht meine Seele,
In welcher ich mich quäle.

Ich warte auf Mitleid zwar; doch niemand wills beweiſen;
Auf Tröſter, Gott; doch dieſe find ich nicht.
Mit Galle wollen ſie, ſo matt ich bin, mich ſpeiſen;
So ſpotten ſie mir ins Geſicht!
Ich, wenn ich dürſte, muß von denen, die mich haſſen,
Mir Eſſig bieten laſſen.

„O Rächer, ihnen ſey, vor ihrem Angeſichte,
„Ihr Tiſch ein Netz, ein Fallſtrick, ein Gericht!

„Ihr

„Ihr Auge ſehe nicht, verſchlieſſe ſich dem Lichte,
„Und Nacht bedeck ihr Angeſicht!
„Laß wanken, weil ſie mich, die kühnen Frevler, ſchänden,
„Laß wanken ihre Lenden!

„Geuß deine Rach auf ſie! Dein Zorn, dein Grimm ergreife
„Der Sünder Schwarm! Verödet ſey ihr Haus,
„Und niemand wohne da! Der Läſtrer Hütten ſchleife,
„Und rotte die Verbrecher aus!
„Sie drängten, den du ſchlugſt; den, ſo du hart ſchlugſt, ſpotten
„Der Dränger Läſterrotten.

„Laß Straf auf Strafe ſie verfolgen, und verderben!
„Verſchleuß, verſchleuß vor ihnen deine Huld!
„Tilg aus des Lebens Buch die Frevler! Laß ſie ſterben!
„Vergilt den Frevlern jede Schuld!

„Ihr

„Ihr Name werde nicht mit denen angeschrieben,
„Die deine Rechte lieben!
Wie ich so elend bin! Mit Schrecknissen umgeben!
Errette nun; beschütz, erhöhe mich!
Mit Liedern will ich dann, Gott, deinen Ruhm erheben;
Mit hohem Danke preis ich dich!
Ich weiß, daß dieß Geschenk dein Vaterherz mehr rühre,
Als viel gehörnte Stiere.

Die Hartgeplagten sehns; es freuen sich die Armen;
Und wer, o Gott, dir zu gefallen strebt.
Ihr Herz empfindet neu, HErr, HErr, durch dein Erbarmen
Mit einer neuen Kraft belebt.
Die Armen hört der HErr, und er will nicht verachten
Die, so in Fesseln schmachten.

Der Himmel lobe Gott! Es lob ihn Meer und Erde,
Und was daselbst durch seine Güte lebt!

Für

Für Zion wacht der HErr, daß ihm geholfen werde;
Gott, der sein Israel erhebt.
Der HErr wird, wenn wir nur auf seine Güte trauen,
Die Städte Juda bauen.

Da wohnen; da erfreun sich Israels Geschlechte,
Ein heilig Volk, das seinen Willen übt!
Ererben wird das Land der Saame seiner Knechte,
Und wer den Namen Gottes liebt.
Sie werden ewig da; denn Gott will sie belohnen,
In stolzer Ruhe wohnen!

Acht und siebenzigstes Stück.

Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken, und werde darnach mit dieser meiner Haut umgeben werden, und werde in mei-

meinem Fleische Gott sehen. Denselbigen werde ich mir sehen, und meine Augen werden ihn schauen und kein Fremder, Hiob 19, 25. 26. 27.

Das Anschaun Gottes.

Mit Zittern freu ich mich,
Und würds es nicht glauben;
Wäre der nicht der Ewige,
Der mirs verheissen hat!
Denn ich weiß es, ich fühl es:
Ich bin ein Sünder!
Würd es wissen und fühlen;
Wenn auch sein göttliches Licht
Heller mir meine Flecken nicht zeigte,
Nicht enthüllte
Meiner Seele Todesgestalt!
Mit tief anbetendem Erstaunen,
Im Staube zitternd, freu ich mich!
Ich werde Gott schaun!

Forsch ihm nach, dem göttlichsten Gedanken,
Den du zu denken vermagst,
O die du, nah am Grabe deines Leibes,
Doch ewig bist!

Nicht,

Nicht, daß du wagtest
Ins Allerheiligste zu gehn!
Viel unüberdachte,
Viel nicht gepriesne, nicht gefeyerte,
Himmlische Gnaden
Sind im Heiligthume.

Von ferne, nur von ferne,
Nur Einen gemilderten Schimmer,
Damit ich nicht sterbe!
Einen für mich durch Nacht
Gemilderten Schimmer
Deiner Herrlichkeit seh ich.

Wie groß war der, der beten durfte:
Hab ich Gnade vor dir gefunden; so laß mich
Deine Herrlichkeit sehn!
Der so zum Unendlichen
Beten durft', und erhört ward!

Ins Land des Golgatha kam er nicht!
An ihm rächt' es ein früherer Tod,
Daß er Einmal, nur Einmal
Nicht glaubte!
Wie groß zeigt ihn
Selbst die Strafe!

Und

Und doch verbarg der Vater ihn
In eine Nacht des Bergs,
Als vor dem Endlichen
Des Sohnes Herrlichkeit
Vorübergieng!
Als die Poſaun auf Sinai ſchwieg,
Und die Stimme der Donner!
Als Gott von Gott ſprach!

Uneingehüllt durch Nacht,
In eines Tages Lichte,
Das keine Schatten ſichtbarer machen,
Schaut er nun Jahrhunderte ſchon,
(Wir haltens für Jahrhunderte!)
Auſſer den Schranken der Zeit,
Ohn Empfindung des Augenblicks,
Dem der Augenblick folgt,
Schaut er nun
Deine Herrlichkeit,
Heiliger!
Heiliger!
Heiliger!

Namloſeſte Wonne meiner Seele!
Gedanke des künftigen Schauns;
Du, du biſt meine große Zuverſicht,

Du biſt der Fels,
Auf den ich trete
Und gen Himmel ſchaue,
Wenn die Schrecken der Sünde,
Des Todes Schrecken,
Wenn ſie fürchterlich drohn,
Mich niederzuſtürzen!

Auf dieſem Felſen, o du,
Den nun die Todten Gottes ſehn
Laß mich ſtehn,
Wenn mich die Allmacht
Des unbezwingbaren Todes
Einſt ringsum einſchließt!

Erheb, o meine Seele, dich
Ueber die Sterblichkeit!
Blick auf, und ſchau!
Schau oft; ſo wirſt du ſtralenvoll
Des Vaters Klarheit
In JEſu Chriſti Antlitz ſchaun!

Hoſianna! Hoſianna!
Die Fülle der Gottheit
Wohnt in dem Menſchen
JEſu Chriſto!

Kaum ſchallt der Seraphim Harfe noch,
Sie bebt!
Kaum tönt ihre Stimme noch,
Sie zittert! ſie zittert!

Hoſianna! Hoſianna!
In dem Menſchen JEſu Chriſto
Wohnt die Fülle der Gottheit!

Selbſt damals, da einer der Strahlen Gottes
Auf unſre Welt,
Jene Weiſſagung heller leuchtet', erfüllt ward;
Da er verachtet und elend war,
Als kein anderer Menſch
Verachtet und elend war!
Selbſt damals erblickten,
Nicht die Sünder,
Aber die Engel
Des Vaters Klarheit
Im Angeſichte des Sohns!

Ich ſeh, ich ſehe den Zeugen!
Neun entſetzliche Mitternächte
Hatt' er gezweifelt!

Hatt'

Hatt' er mit der Schmerzen höchſtem
Anbetend gerungen!

Ich ſeh ihn, und ahndende Freuden,
Wie keine der Freuden iſt,
Welche die Erde nur giebt,
Durchbeben, erſchrecken mich!
Glühn an meiner Stirn!
Schlagen in meinem Herzen!
Ich ſeh ihn!

Ihm erſcheint der Auferſtandne!
Seine Hände legt er
In des Göttlichen Wunden!
Himmel und Erde vergehen um ihn!
Auch er ſieht die Klarheit des Vaters
Im Angeſichte des Sohns.
Ich hör, ich hör, ich hör ihn!
Er ruft!
(Himmel und Erde vergehen um ihn!)
Er ruft:
Mein HErr! und mein Gott!

Neun und ſiebenzigſtes Stück.

Ich bin zwar, wenn ich mich recht kenne, noch nicht ernſthaft genug zu einem Sittenrichter; allein ich kann mit der Freymüthigkeit eines Mannes, der ſich ſeiner Geſinnungen bewuſt iſt, ſagen, daß ich ein aufrichtiger Feind aller Thorheiten bin, die dem menſchlichen Geſchlechte nachtheilig ſind. Kleine und faſt unſchädliche Thorheiten kann man allenfalls einem jeden laſſen: Denn man nimmt dem Menſchen allemal ein Vergnügen, wenn man ihm eine Thorheit nimmt; und wer wird nicht jedweden gern ſein Vergnügen gönnen? Wenn ſie aber gröſſer und gefährlicher werden, dann iſt es Zeit ein wachſames Auge auf ſie zu haben. Wer wollte ſo ſtrenge ſeyn, einem politiſchen Handwerksmanne ſeine Freude zu verderben, wenn er da, wo er ſein am Tage mit Mühe erworbenes Geld des Abends ohne Sorgen vertrinkt, mit einer lächerlich wichtigen Mine von dem gegenwärtigen Kriege ſpriche,

und

und seinen Zehnbrüdern mit vieler Listigkeit die Fehler der Generale und die Geheimnisse der Cabineter ganz zuverläßig entdeckt? Man läßt ihn Allianzen und Frieden schließen, Festungen erobern und Schlachten gewinnen, und den Krieg da und dorthin spielen, ohne seinen Eroberungen Einhalt zu thun, oder seinen Staatsstreichen bey Zeiten zuvor zu kommen. Allein es würde die Obrigkeit nöthigen, ihn unter genauere Aufsicht zu bringen, sobald er sichs einfallen lassen wollte, Mißvergnügten wider die Regierung unter seinen Nebenpöbel auszustreuen, und der Anführer einer Rotte von Aufrührern zu werden.

Aus einer ähnlichen Ursache wünschte ich, Herr Ironside, Ihre Aufmerksamkeit auf eine gewisse Art Leute rege zu machen, die sich ebenfalls gern ein besonderes Ansehen vor andern ihres gleichen geben möchten, und weil sie es durch nichts Klügers zu thun wissen, Freygeister sind. Leute, deren Unglaube mehrentheils, (ihrem verderbten Herzen unbeschadet) aus einem ungeschicklichen Gebrauche ihrer Vernunft, und einem ziemlich kleinen Vorrathe von Gelehr-

samkeit, mit einem Worte, aus einer sehr zählbaren Menge einseitiger Kenntnisse und Einsichten herrührt. Man kann ihnen zwar nicht Schuld geben, daß sie Leute von Verstande und Wissenschaften verführten, und ich getraue mir, den Ungrund einer solchen Anklage allenfalls vor jedem Richterstuhle zu erweisen, wenn sie einmal dergleichen Vertheidigung nöthig haben sollten. Allein die Schuld liegt doch wenigstens nicht an ihrem guten Willen, und sie ermangeln nicht, den bestmöglichsten Schaden unter denen anzustiften, denen es eben so, wie ihnen selbst an den gehörigen Einsichten fehlt, und die eben so, wie sie, mit desto mehr Leichtsinn und Eitelkeit versehen sind.

Meine Umstände verbinden mich, oft mit dergleichen halbklugen Köpfen in Gesellschaft zu seyn, und ehe ich sie ganz kennen lernte, gab ich mir bisweilen die Mühe, ihre Weisheit ernsthaft zu beantworten. Allein die Erfahrung hat mich gelehrt, daß man sie dadurch in ihren eignen Augen nur um so viel wichtiger macht, ohne sie zu bessern. Und sind denn nicht alle ihre mächtigen Einwürfe schon tausend-

ſeyndal beantworten? Sind ſie nicht bloſſe Nachſager? Aber das wiſſen ſie entweder nicht, oder ſie wollen es nicht wiſſen.

Die alte Wahrheit, daß man dasjenige, womit man ſich ſehen laſſen will, entweder recht, oder gar nicht lernen müſſe, iſt jedermann bekannt. Halbgelehrte und Halbkenner ſind die überläſtigſten Leute auf dem Erdboden. Sie wiſſen gerade ſo viel, als man nöthig hat, gegen alle Dinge Schwierigkeiten und Zweifel vorzubringen, und weiter nichts. Wüßten ſie mehr; ſo würden ſie ſich auch ſelbſt darauf antworten können, aber ſich vielmehr ihre verjährten Entdeckungen gar nicht einfallen laſſen.

Wer ſind die meiſten Freygeiſter geweſen? War es Newton? Iſt es Young? Oder ſind es die ganz Ungelehrten, die eine geſunde Vernunft und ein redliches Herz beſitzen? Nichts weniger. Nur die unſeeligen Mittelding zwiſchen beyden, welche weder die höhern Einſichten der erſtern, noch die redliche Einfalt der andern beſitzen.

As heavy mules are neither horſe nor aſs.

Der ehrliche Bediente des jungen Herrn —— iſt ein aufrichtiger Chriſt; ſein Herr iſt ein Freygeiſt, denn er will nicht unter dem Pöbel gehören; und Newton, Richardſon und Baumgarten ſind wieder eben das, was ſein Diener iſt. Nur mit dem Unterſchiede, daß jene durch Gründe von dem überzeugt ſind, was dieſer bloß aus gutem Herzen glaubt. Denn glücklicher Weiſe haben Leute ſeines gleichen genügſamkeit auch nicht Spitzfindigkeit genug, die Erheblichkeit der meiſen Lehren unſerer Freygeiſter zu begreifen: So wie ſich der ehrliche Sancho Panſa nimmer überreden konnte, daß die Windmühlen, die ſein ritterlicher Herr für Rieſen anſah, wirkliche Rieſen wären. Sie lachen alſo ganz offenherzig darüber, oder verachten ſie ohne Complimente. Und ſo geht es dieſen eingebildeten Helden, wie den jungen Lehrlingen in der Fechtkunſt, die zwar ihre Geſchicklichkeit gern an jedermann verſuchen möchten, die aber der Bauer im Nothfalle mit einem Pfule zu Boden ſchlägt, und der geübtere Fechter mit dem Degen niederſtößt.

Zwei-

Zweifeln ist der erste Schritt zur Wahrheit, haben sie einmal irgendwo gehört oder gelesen: Diesen ersten Schritt haben sie gethan, und darüber sind sie auch schon aus dem Odem gekommen; sie haben sich also ganz wohlbedächtig entschlossen, stehen zu bleiben. Ist es nun ein Wunder, daß sie nichts weiter können, als zweifeln? Ein Grad mehr Verstand, ein Grad mehr Wissenschaft würde ihnen ihr ganzes System, (wenn sie anders etwas haben, das einem Systema ähnlich seyn soll); über den Haufen werfen; sie würden das Baufällige an ihren Gründen gewahr werden, und die Fehler in ihren Schlüssen entdecken, und was wollten sie alsdenn anfangen? Mit wem könnten sie disputiren? Und disputiren müssen sie doch; denn es ist ihr größtes Talent: Das Talent aller derjenigen, die, wie Pope von den Eroberern sagt, nicht weiter sehen, als ihre Nase reiche, und gleichwohl alle diejenigen für Thoren halten, welche weiter sehen, als sie.

Sie sind ein paar Jahre auf Akademien gewesen; das ist, (zumal wie sie diese Zeit

angewandt haben,) gerade so lange, als man nöthig hat, die Namen der Kunstwörter, oder aufs höchste einen leichten Umriß von einigen Wissenschaften zu lernen. Mit diesem Schaume von Gelehrsamkeit, (denn die rechte Oberfläche haben sie nicht einmal berühret;) mit diesem Schaume von Gelehrsamkeit, der ihr kleines Gehirn in eine große Gährung setzt, ohne es zu reinigen, springen sie in die große Welt. Sie wissen genug, um ihr entscheidendes Urtheil über alle möglichen und wirklichen Dinge zu fällen, und ihr wildes unbändiges Herz, dem der Unglaube schmeichelt, rennt mit dem schwachen Kopfe davon, der weiter nichts mehr zu thun hat, als nachzustolpern, wohin jenes will.

Ich habe oft darüber nachgedacht, wie sie sich bey ihrem Stolze mit einem so geringen Antheile von Wissenschaften für ihre Person begnügen können. Und vielleicht habe ich die Ursache ausfündig gemacht. Hier haben Sie, Herr Aufseher, meine Muthmaaßung.

Ein

Ein gewisser Schriftsteller vergleicht die Wissenschaften mit den starken Getränken, von denen niemand mehr zu sich nehmen darf, als sein Kopf vertragen kann. Vielleicht haben unsere jungen Frühgeister dieses gelesen, und aus einem allzubescheidnen Mistrauen in die Stärke ihres Kopfes, (welches doch sonst nicht ihr Fehler zu seyn scheint,) die Nüchternheit zu weit getrieben. Ich kann zwar, mit ihrer Erlaubniß gesagt, bey dem Weine selbst, eben so wenig, als bey vielen andern Gelegenheiten Spuren eines solchen Mistrauens an ihnen gewahr werden: Allein Menschen haben oft große Ungleichheiten in ihren Charakteren.

Sollte ich wirklich hinter die wahre Ursache gekommen seyn, so kann ich diesen Herren eine sehr nützliche Entdeckung mittheilen, die ihnen vielleicht noch unbekannt ist. Ich finde nämlich, daß die Wissenschaften auch eine gewisse Eigenschaft haben, worinnen sie der Fiebertinde gleichen, die, wenn sie in einem allzugeringen Maasse, und nicht eine gewisse Zeitlang hinter einander genommen wird, die Wassersucht, oder eine Aus-

zeh-

gehend verurſacht, zwo gefährliche Krankheiten, die ſich ſelten anders, als mit dem Untergange des Patienten endigen.

Ueberhaupt würde ihnen dieſe Bemerkung auch noch in allerhand andern Fällen nützlich ſeyn können. Denn ſie ſprechen von andern Künſten und Wiſſenſchaften eben ſo unverzagt, als von der Religion, ob gleich ihre Einſichten in jene nicht tiefer ſind, als in dieſe. Man erſtaunt, wenn man hört, wie ſie den Worten Poeſie, Heldengedichte, Muſik, Ausführung, Compoſition, Zeichnung, Colorit eben ſo übel mitſpielen, als den Wahrheiten des Chriſtenthums: Ob ſie gleich damit, weil die Sache keine ernſthaftern Folgen hat, weiter keinen Schaden thun, als daß ſie ſich einigen Anmerkungen ausſetzen, auf die ſie eben nicht ſtolz ſeyn dürfen.

Eine Erinnerung, mein Herr Aufſeher, die Sie vor kurzem bey einer andern Gelegenheit einigen jungen Herren gaben, hatte ſo ſichtbar eine gute Wirkung, daß ſie jedermann in die Augen fiel. Dieſes läßt mich hoffen, daß es vielen Eindruck machen wür-

be, wenn Sie einmal in einem Ihrer Blätter auch über diese Materie etwas sagen wollten. Ich bin

Mein Herr,

Ihr ergebenster
F.

Mein Herr Ironside,

Da ich weiß, daß Sie Ihre Aufsicht auch über den Umgang erstrecken, wie ich zu meiner besondern Zufriedenheit aus verschiednen Blättern wahrgenommen habe: So ersuche ich Sie, uns einmal ein sichres Mittel anzuzeigen, wie man sich gegen eine gewisse Art unerträglicher Menschen verwahren könne, welche ich die Schmeißfliegen der Gesellschaft nenne. Sie verdienen einen solchen Namen, weil sie alle Eigenschaften dieser Insecten besitzen. Sie drängen sich überall zu, und wenn man nicht die Thüren vor ihnen verschließt, so kann man sie nicht abwehren. Sie haben in ihrer Person nichts, das angenehm wäre, man müßte sich denn an ihren im Sonnenscheine bunten Flügeln beluſtigen

fliegen wollen. Zum Unglücke überreden ſie ſich, daß ſie Verſtand und Witz genug haben, nicht einen nur, ſondern alle in der Geſellſchaft zu unterhalten; obgleich ihr Geſchwätz gemeiniglich eben ſo ſinnlos iſt, als das Summen der Maykäfer im Frühlinge. Unterdeß iſt das noch ihre beſte Eigenſchaft. Gleich allen andern Schmeißfliegen, ſtechen oder beflecken ſie die Perſonen, auf die ſie anfallen. Welch einen wichtigen Dienſt würden Sie nicht denen leiſten, die einen tugendhaften und ergötzenden Umgang lieben, wenn Sie etwas ausfündig machten, wodurch man ſich dieſes Ungeziefers entledigen könnte. Ich bin,

Mein Herr,

Ihr ergebner Diener.

Apomyos.

Mein Herr,

Ich liebe die Kürze, und bin ein Feind aller energiſchen Worte. Daher ſind die meiſten Sprachen mangelhaft für mich; ſonderlich wenn ich einen Charakter machen ſoll.

Es

Es giebt einige; diese kommen mir sehr zu statten. Der Erfinder des Wortes Menschengesicht hat mir aus mancher Verlegenheit geholfen. Wie nachdrücklich! Wie mahlerisch! Warum vermehrt man nicht ihre Zahl? Man benennt sonst die Leute nach ihren vornehmsten Talenten. Man sagt: Ein Genie, ein schöner Geist. Es giebt Menschen, deren gröſstes Talent Essen und Trinken ist. Sollte man nicht von einem solchen sagen können: Es ist ein Magen! Eine Gesellschaft Mägen. Wie oft muſs man nicht in solchen Gesellschaften seyn! Ich bin,

Mein Herr,

Ihr Knecht.

Achtzigstes Stück.

Ich würde mir einen Vorwurf darüber machen, und vielleicht ist er mir von einigen meiner Leser schon gemacht worden, daſs ich in meinen Blättern einer der reichsten

sten und schönsten Quellen eines edlen Vergnügens, der Musik, noch nicht erwähnt haben würde, wenn es nicht zum Theil deswegen geschehen wäre, weil mir es überflüssig zu seyn scheint, etwas anzupreisen, dessen Vortrefflichkeit fast von dem ganzen menschlichen Geschlechte erkannt wird. Nur sehr wenig Menschen erklären sich mit Verachtung und Widerwillen gegen diese liebenswürdige Kunst, entweder aus eigenen Vorurtheilen eines blödsinnigen Verstandes, oder aus Mangel einer Empfindung, die ihnen von der Natur versagt worden ist: und diesen habe ich weiter nichts zu sagen, als ihnen das Schweigen über dieser Punkt anzurathen. Denn wenn die lebendigen Geschöpfe auf dem Erdboden ein Urtheil über die Sonne fällen sollten; so müßten, meines Erachtens, die Maulwürfe keine Stimme dabey haben.

Zwar hat man noch weniger gute Schriften über diese Materie, als man zur Ehre unsers Jahrhundertes vermuthen sollte; allein die Wiederherstellung der Gelehrsamkeit und des Geschmackes in Europa ist noch nicht alt. Geistreiche Scribenten und tiefe

Kenner

Kenner der übrigen ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, wie ein Batteux iſt, ſind zum Unglücke bisher noch allzuwenig mit der Muſik bekannt geweſen; ſo wie es hingegen großen Virtuoſen oft an den Vorzügen der erſtern gefehlt hat. Jedoch man wird, wie ich hoffe, nach einiger Zeit nicht mehr Urſache haben, dergleichen Klagen zu führen, und die Gelehrten ſowohl, als die Tonkünſtler werden ſehr viel dabey gewinnen. Jene werden dadurch Einſichten und Kenntniſſe bekommen, die ihnen wichtig und angenehm ſeyn müſſen, und dieſe werden ſich nicht mehr den unangenehmen Vorwurf machen laſſen dürfen, welchen, wie ich nicht irre, ein gewiſſer franzöſiſcher Graf im Vertrauen gegen ſeine Freunde äußerte, daß er die Muſikos liebte und hochſchätzte, wie ihre Inſtrumente, die während einer Muſik unentbehrlich und vortrefflich ſind, auſſerdem aber zu nichts dienen, als wieder in ihr Futteral geſteckt zu werden.

Man hat bereits einen guten Anfang gemacht. In Deutſchland haben unter andern Krauſe, Quanz, Scheibe, Marpurg, und der mir unbekannte Verfaſſer der ver-

mischten Gedanken in Marpurgs Beyträgen zur Aufnahme der Musik schon sehr schätzbare Werke von dieser Art geliefert. Denn ich rede hier nicht von Schriften, welche bloß für diejenigen geschrieben sind, so die Geheimnisse der Musik als Künstler studiren.

Ich werde heute weder von den Vorzügen der Musik überhaupt, noch von einigen besondern Theilen derselben reden: (dieses behalte ich mir auf eine andre Zeit vor;) Ich will sie itzt von einer einzigen Seite betrachten, von welcher sie mit dem Inhalte einiger meiner vorigen Blätter gewisser maassen in Verbindung stehet; in so fern sie nämlich einen Theil einer guten Erziehung ausmacht, und eine der angenehmsten und besten Beschäfftigungen in einsamen Stunden ist.

Ueberhaupt müssen die schönen Künste und Wissenschaften bey jeder guten Erziehung zum Grunde aller andern gelegt werden. Sie geben der Seele Heiterkeit und Leben; sie bestimmen, läutern, veredeln viele unsrer Ideen und Empfindungen, machen sie feiner und breiten über alle unsre Gedanken

und

und Handlungen eine Schönheit, Anmuth und Leichtigkeit aus, welche sonst durch nichts erhalten werden kann. Ein Mensch, der sich zwar in einer von den höhern Wissenschaften vollkommen macht, haben aber jene vernachläßigt, gleicht einem Gebäude, welches zwar regelmäßig und dauerhaft ist, wo aber weder der Tünchey, noch der Mahler, noch der Bildhauer, noch ein andrer Künstler etwas zur Zierde und zum Vergnügen angebracht hat, dessen inwendige und auswendige Mauern noch nackend stehen; mit einem Worte, welches in Ansehung des Schmuckes noch nicht einmal einer Scheune oder einem Gefängnisse den Vorzug streitig machen darf.

Die Griechen, welche die Kunst Kinder zu erziehen, und große Männer aus ihnen zu bilden, unter allen Völkern am besten verstunden, fiengen mit den schönen Künsten an. Sie trieben sie alle; aber die Musik hatte den ersten Rang: Sie war ein so nothwendiger Theil bey ihrer Erziehung, daß es eine eben so große Schande war, nichts in der Musik zu wissen, als nicht lesen können.

ken. In der That muß man sich einen Geschmack in allen erwerben, wenn man die eben angeführten Vortheile davon haben, oder auch in einer einzelnen zu einer gröſsern Vollkommenheit gelangen will. Sie sind so nahe mit einander verschwistert, daß sie nicht ohne Nachtheil von einander getrennt werden können; sie bieten einander gemeinschaftlich die Hand, und die Kenntnisse und Einsichten in die Eine, erleichtern, vermehren und berichtigen auch unsre Einsichten in die andre.

Ein Dichter ohne Kenntniß und Geschmack in der Mahlerey und Musik, wird allemal Hauptmängel in seinen Werken lassen, oft unrichtige Wege gehen, und seines Zweckes verfehlen; wenigstens wird er ihnen nicht alle die Vollkommenheiten geben, die er ihnen ausserdem ertheilen könnte. Ein Mahler, der mit den Werken der Dichtkunst und ihren Regeln unbekannt ist, wird beynahe allemal ein mechanischer Künstler bleiben, oder doch, so groß auch sein natürliches Genie seyn mag, nimmer so vortrefflich und fehlerfrey in seinen Compositionen, so

richtig,

richtig, stark und schön im Ausdrucke, und so gekehrt in der Costüme seyn, als derjenige, so bey einem gleich großen Genie den Vortheil jener Kenntnisse vor ihm voraus hat. Ein Musikus, der nicht die Poesie und selbst einige Theile der Beredsamkeit studirt, wird bey weitem nicht so vollkommen in seiner Kunst werden, als ein andrer, der mit eben demselben Genie und eben so vieler Einsicht in die Geheimnisse der Tonkunst noch jene Wissenschaft verbindet. Und so lassen sich diese Anmerkungen auch, wiewohl in einem geringern Grade, auf alle diejenigen anwenden, welche diese Künste nicht als ihr Hauptwerk studiren.

Wenn es aber nun nothwendig und nützlich ist, in keinen einzigen von diesen Künsten ein Fremdling zu seyn; warum will man denn nicht so frühzeitig einen Anfang darinnen machen, als man nur immer kann? Die Jahre der Kindheit haben gewisse vorzügliche Geschicklichkeiten dazu, die, wenn sie einmal verloren sind, unwiederbringlich verloren sind. Die Wißbegierde dieses Alters, seine Neigung beschäfftigt zu seyn, die

Leichtigkeit mit welcher Kinder alles fassen, was sinnlich ist, und die Biegsamkeit und Schnelligkeit aller ihrer Gliedmaassen sind Vortheile, die man nicht ungebraucht lassen muß, da man überdieses die nachfolgenden Jahre mit gröſſerm Nutzen zu andern Dingen anwenden kann.

So wie die Kräfte der Seele nach und nach hervorbrechen und sich entwickeln; so müssen sie auch auf die besten Gegenstände gerichtet, bestimmt und geordnet werden. Jedermann gesteht, daß man den Körper von der zartesten Kindheit an, ehe er noch üble Gewohnheiten und Fertigkeiten bekömmt, zu leichten, freyen, natürlichen, angenehmen und schönen Stellungen und Bewegungen gewöhnen müsse. Man findet für gut, sie in dieser Absicht bey Zeiten einem Tanzmeister zu übergeben: Sollte man für den Geist weniger Sorge tragen? Und der Geist gewinnt durch den Unterricht in den übrigen schönen Künsten und Wissenschaften mehr, als der Körper durch das Tanzen. Sie bilden ihn nicht nur; sie geben ihm auch Nahrung.

Vielleicht macht man mir den Einwurf, daß Kinder auf solche Weise über die Kräfte ihres Alters angestrengt würden. Allein dieses läßt sich vermeiden, wenn man mit ihren Beschäfftigungen gehörig abwechselt; keine anhaltende Anstrengung bloß auf eine einzige von diesen Künsten, noch viel weniger aber auf ernsthaftere Wissenschaften, die erst für die reifern Jahre gehören, von ihnen fodert, und ihnen die nöthigen Leibesbewegungen, und den Schlaf nach ihrem eignen Belieben verstattet.

Kinder sind noch thätiger, als Erwachsene. Sie wollen immer beschäfftigt seyn. Richtet man diesen Trieb nicht auf etwas Nützliches; so werden sie ihn an unnützen Dingen zu stillen suchen. Gewisse nützliche Beschäfftigungen sind ihnen eben so leicht und angenehm, als ihre gewöhnlichen Spiele. Sie lernen eben so bald leichte und schöne Verse, als ein abgeschmacktes Wiegenlied der Amme. Sie hören eben so gern eine anmuthige Fabel in Versen oder in Prosa, und eine wunderbare und rührende Geschichte erzählen, als ein Hexenmährchen ihrer

rer Wärterinn. Sie lassen sich eben so gern im Singen oder auf einem musikalischen Instrumente unterrichten, als sie Kartenhäuser bauen; und ihr Geschmack bildet sich eben so leicht und unvermerkt zu den Schönen und Regelmäßigen, als er durch das Schlechte verdorben werden kann.

Exempel beweisen in solchen Dingen am besten, und meine Leser werden mir, wie ich hoffe, glauben, wenn ich sie versichre, daß ich Kinder von sieben Jahren gesehen habe, welche schon viele Schönheiten eines Gedichtes fühlten, und bisweilen selbst die darinnen befindlichen kleinen Fehler wider den Geschmack und wider die Sprache wahrnahmen. Auf der Mahlerakademie in Paris sieht man Knaben von eilf bis zwölf Jahren die schon vortrefflich zeichnen, und die Schönheiten und Fehler in fremden Zeichnungen eben so gut bemerken, als geschickte Mahler, die schon ihr zwanzigstes Jahr zurück gelegt haben. Wie weit es dieses Alter in der Musik bringen könne, davon haben wir in Kopenhagen ein Beyspiel, welches man,

man, ehe es vorhanden war, kaum für möglich gehalten haben würde.

Mit der Musik läßt sich unstreitig am füglichsten der Anfang machen. Man kann sie darinnen noch einige Jahre eher als im Zeichnen unterrichten. Der Klang eines Instrumentes reizt die Kinder; der Gesang, die Sprache der Freude und der Fröhlichkeit ist ihrem Alter natürlich, und das Gehör ist viel früher im Stande einen halben Ton zu unterscheiden, als das Auge, den Unterschied in dem Schwunge einer mehr oder weniger krummen Linie zu bemerken; so wie die Hand weniger Sicherheit und Festigkeit nöthig hat, eine bestimmte Taste auf dem Claviere zu treffen, als den Umriß eines Körpers, der auf die Spitze eines Haares gesetzt werden muß, richtig zu ziehen. Zudem erfodert das Zeichnen einen länger anhaltenden Fleiß, und lohnt nicht so geschwind mit so vielem Vergnügen als die Musik. Das flüchtige Wesen der Kinder verlangt aber Abwechslung, die selbst Personen von reiferm Alter eine nöthige und angenehme Er-

quickung ist, und oft die Stelle der Ruhe bey ihnen vertritt.

Da die Kinder gemeiniglich unruhig und heftig in ihren Leidenschaften sind; so muß man diese Lebhaftigkeit mit aller Sorgfalt auf unschädliche und edle Gegenstände zu richten suchen; und ich weiß keinen, welcher in dieser Absicht der Musik vorgezogen zu werden verdiente. Man wird, wo es nöthig ist, sich ihren Neigungen zu widersetzen, weit weniger Widerstand antreffen, wenn sie ihren Verdruß über eine unbefriedigte Begierde durch die Musik vertreiben können. Die Erfahrung lehrt uns, daß es wider heftige Gemüthsbewegungen kein bessres Mittel gebe, als sich von den Gedanken an den Gegenstand unsrer Unruhe loszumachen. Allein hier sind oft die stärksten Bewegungsgründe der Vernunft selbst bey Erwachsnen unkräftig: Wie viel mehr bey Kindern? Leidenschaften werden am sichersten durch angenehme Empfindungen von andrer Art beruhigt, und unter diesen gehört der Musik die Oberstelle.

D. Lu-

D. Luther, ein Mann, den nur wenige nach ſeinem verehrungswürdigen Charakter kennen, hält die Muſik ebenfalls für das allerſicherſte Mittel wider die Leidenſchaften *. Er giebt ihr den nächſten Platz nach der Theologie, weil ſie, wie er ſich ausdrückt, Wirkungen hervorbringt, welche, auſſer der Religion, nur von der Muſik hervorgebracht werden können. Er erklärt, daß er die Herzoge von Bayern, ob ſie gleich nicht die beſten Geſinnungen gegen ihn hätten, doch auſſerordentlich hochſchätzte, weil ſie ſo große Freunde der Muſik wären. In einer Seele, ſagt er, die viel Empfindung für die Muſik hat, muß nothwendig der Saame zu vielen andern guten Eigenſchaften liegen.

Ich muß noch eines wichtigen Nutzens nicht vergeſſen, welcher durch ſie bey Kindern erhalten werden kann, die von Natur träge ſind. Wie man bey ſolchen überhaupt kein Mittel unangewandt laſſen muß, ſie aus ihrer Schläfrigkeit zu bringen; wie man ihre Seele gleichſam allen Orten berühren muß, um auszuſpüren, wo ſie das meiſte

Be-

* Seckend. in Luth. p. 20.

Gefühl hat, damit man sie von derselben Seite in Bewegung bringe: So kann man besonders mit der Musik in dieser Absichs den sichersten Versuch machen, und ich bin gewiß, er wird nur bey den allerwenigsten fehlschlagen. Ist sie nicht nach dem einstimmigen Urtheile fast aller Menschen beynahe das unfehlbarste Gegenmittel wider die so verdrüßliche lange Weile? Es giebt Stunden, wo uns fast alles in der Welt so gleichgültig ist, daß man nicht eigentlich sagen kann, daß man in solchen Zeiten lebe; wenigstens empfindet man seine Existenz nur durch einen gewissen Verdruß. Dieser Zustand, welcher gemeiniglich von einem Mangel der Veränderung der Seele herrühret, ist durch nichts leichter zu verjagen, als durch die Musik. Sie erweckt die Lebensgeister, und setzt sie in Bewegung: man erheitert sich, man lebt wieder.

Sonderlich sollte man durch einen frühzeitigen Unterricht in dieser liebenswürdigen Kunst, diejenige Hälfte des menschlichen Geschlechtes in den Stand setzen, sich ihre unbeschäfftigten und einsamern Stunden

durch

durch ein so reizendes Vergnügen zu erhe-
tern, welchen die Sittsamkeit und der Wohl-
stand nicht erlauben, an so vielen andern
Ergetzlichkeiten Theil zu nehmen, die sich
unser Geschlecht nicht versagen darf. Aus
Mangel solcher edlern Belustigungen, neh-
men sie ihre Zuflucht so oft zu andern, die
eben nicht die besten Folgen für ihren Geist
sowohl, als für ihr Herz und für ihre Glück-
seeligkeit, und für die Wohlfahrt ihrer Män-
ner und Kinder haben. Würden die Frauen-
zimmer dabey gewinnen oder verlieren, wenn
sie die Karte mit dem Claviere verauschten?

Sie läßt sich noch zu verschiednen andern
eben so wichtigen Absichten brauchen. Die
ersten Gesetzgeber der alten Nationen faßten
ihre Gesetze in Verse ab, und brachten sie in
Melodeyen, um ihnen einen desto leichtern
Eingang in die Herzen des Volks zu ver-
schaffen, und sie sowohl dem Verstande als
dem Gedächtnisse dadurch faßlicher zu ma-
chen. In den neuern Zeiten hat man die
Anmerkung gemacht, daß die geistlichen Ge-
sänge vor zwey hundert Jahren viel beyge-
tragen haben, die Erkenntniß der Religion

unter

dem Volke auszubreiten, und die Kirchenverbeſſerung zu befördern. Könnte man nicht Kindern auf ſolche Weiſe die nöthigſten und nützlichſten Wahrheiten der Sittenlehre und ſelbſt der Religion beybringen? Könnte man ſie nicht in ſchönen und rührenden Geſängen auf die Wunder Gottes in der Natur aufmerkſam machen; ihnen die Anmuth und Hoheit der Tugend und die Freuden der Tugendhaften lehren, und ſie mit der Hoffnung eines ewigen und glückſeeligen Lebens begeiſtern? Iſt es nicht eine unwiderſprechliche Wahrheit, daß keine Erkenntniſſe wirkſamer in der Seele ſind, als diejenigen, ſo ihr ohne Zwang und mit angenehmen Empfindungen eingeflößt werden?

Ich wünſchte, daß zu dieſer Abſicht eine Sammlung vorhanden ſeyn möchte, die man Kindern ohne Bedenken in die Hände geben könnte. Die darinn enthaltene Stücke müßten ſowohl in Abſicht auf die Poeſie, als auf die Muſik mit vieler Behutſamkeit gewählt werden. Man müßte dazu leichte und ſchöne Poeſien ausſuchen, die nichts enthielten, was der Unſchuld der Sitten im geringſten

zingsten gefährlich seyn könnte; und die Musik müßte ebenfalls leicht, singbar, natürlich, ausdrückend und dem Inhalte der Verse angemessen seyn.

Man würde sich bey einem solchen Unternehmen vielleicht der Poesie wegen am meisten in Verlegenheit befinden. Denn man wird mir zugestehen, daß viele Oden und Lieder, die an sich Personen von gesetzterm Alter unschädlich, und vielleicht, eines feinen Witzes und andrer poetischen Schönheiten wegen, selbst schätzbar seyn können, dennoch nicht von Kindern gelesen und auswendig behalten werden müssen. Dieses ist die Ursache, warum ich die berliner Oden, welche von einigen der größten Tonkünstler unsrer Zeiten in die Musik gesetzt sind, und in Ansehung der Composition alle schon erwähnte Vorzüge haben, nicht als ein Beyspiel einer solchen Sammlung anführen kann, ob sich gleich ein Auszug dieser Art daraus verfertigen ließe, sonderlich aus den geistlichen und moralischen. Die Herren Verfasser würden sich ohne Zweifel das Publicum sehr verbinden, wenn sie sich selbst einer solchen Arbeit unterzie-

ziehen wollten, und ich getraue mir, zu ſagen, ſie würde ihrer Bemühungen nicht unwürdig ſeyn.

Ich habe mich durch das Vergnügen, von den Vortheilen der Muſik für die Kinder zu reden, verführen laſſen, mich ſo lange dabey aufzuhalten, daß ich von ihrer Geſchicklichkeit die Andacht in unſern einſamen Stunden zu befördern, nur noch wenig ſagen kann. Ich darf mich ohnedieß nicht erſt in einen Erweis darüber einlaſſen; ich beziehe mich bloß auf die Erfahrung aller derer, welche der Andacht nicht unfähig, und zugleich gegen die ſüſſe und rührende Sprache der Muſik empfindlich ſind. Sollte mir jemand Schuld geben, daß ich damit der Hoheit, der Würde und der Kraft der Religion zu nahe träte; ſo läßt ſich zwar dieſer Einwurf durch verſchiedne Gründe ſehr leicht und bündig widerlegen: Ich glaube aber, daß ich für die, ſo ihn etwa machen könnten, ſchon genug geſagt habe, wenn ich ſie bitte, ſich zu erinnern, daß Gott ſelbſt die Muſik zu dieſer Abſicht geheiligt, da er ſie bey ſeinem Dienſte in dem Tempel der Iſraeliten anbefahl;

fahl; daß sich ein David durch sein Saitenspiel zum Lobe Gottes ermunterte; daß sie in den Schulen der Propheten gelehrt wurde, und daß selbst ein Apostel die Ermahnung giebt: Ermuntert euch unter einander mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen lieblichen Liedern.

F.

Ein und achtzigstes Stück.

Die Vorsehung begnadiget uns, wenn wir zumal unsre Umstände mit dem Unglücke so vieler Völker um uns her vergleichen, mit so ausserordentlichen Wohlthaten; wir genießen eines so stolzen Friedens; alle Nationen wünschen sich so sehr unser Schicksal, und wir scheinen so sehr die Geliebten des Himmels zu seyn, daß wir wohl Ursache haben, die ernsthaftesten Betrachtungen über unsre Aufführung anzustellen, und mit Unpartheylichkeit zu untersuchen, ob wir wirklich auch so große und unterscheidende Glück-

ſeeligkeiten als Reizungen und Aufmunterungen zur getreuern und eifrigern Erfüllung unſrer Pflichten anwenden, oder nicht. Ich glaube nicht ohne Grund zu hoffen, daß wir nicht unter die verderbteſten Nationen gehören, und beſonders darf der Unglaube unter uns ſein Haupt noch nicht mit der Frechheit aufheben, mit welcher er ſeine tyranniſche Herrſchaft unter andern Völkern ausbreitet. Aber ſind wir darum beſſer als viele von denen, die unter den grauſamen Bedrängniſſen eines Krieges ſeufzen, der dem chriſtlichen Namen ſo viel Schande macht? Wir wiſſen, daß der morgende Tag zu einer ſolchen wichtigen Unterſuchung für einen jeden beſtimmt iſt. Möchte ſie doch von allen, die den Ruhm, Chriſten zu ſeyn, noch nicht verläugnet haben, mit einer beſondern Ernſthaftigkeit und Redlichkeit angeſtellt werden! Und möchten doch die Gedanken etwas dazu beytragen, die ich heute meinen Leſern über den Rückfall aus der Tugend ins Laſter mittheilen will!

Nicht alle Laſterhaften ſinken ſo tief, daß Religion und Tugend gar keinen Eindruck

mehr auf ihre Herzen machen sollten. Sie empfinden zuweilen die Schändlichkeit ihrer Unordnungen, und zuweilen sind auch die Folgen derselben so unglücklich, daß sie die Rechtfertigung ihrer Ausschweifungen aufgeben, sich dem Schmerze ernsthafter Untersuchungen unterwerfen, ihre Laster mit Abscheu zu betrachten anfangen, ihre nothwendigen und unauflöslichen Verhältnisse gegen das höchste Wesen erwägen, von der Schönheit und dem Glücke der Tugend gerührt werden, nach der Ruhe seufzen, welche alle Rechtschaffnen genießen, die Veränderung ihres Lebens wünschen, beschließen, und wirklich auch unternehmen. Glückseelig sind sie und ein himmlischer Friede wird bald ihre bekümmerten Gemüther erquicken, wenn sie dieses Unternehmen mit Muth, Weisheit, Vorsicht und Beständigkeit ausführen; wenn der Abscheu gegen ihre Laster so lebhaft und stark geworden ist, daß sie auf einmal alle Fesseln derselben zerbrochen haben; wenn sie nun von einem Eifer brennen, der alle Hindernisse, Schwierigkeiten und Verführungen überwältigt, die sich der Ausführung ihrer

edlen Entschließungen widersetzen! Allein diejenigen, die auf dem Kampfplatze der Tugend auf einmal Helden werden, sind sehr seltne Erscheinungen. Die meisten, wie ernstlich auch ihre Vorsätze gewesen seyn mögen, fallen, ehe sie eine gewisse Höhe von Frömmigkeit und Rechtschaffenheit erreichen, oft zurück, und viele fallen auch so oft, daß sie endlich das Vermögen, wieder aufzustehen, ganz verlieren.

Wenn der Uebergang von der Tugend zu den Lastern, die man zu verabscheuen angefangen und zu unterlassen, beschlossen hat, schnell erfolgt: So ist dieses freylich ein schlimmes Anzeichen, zumal wenn die Reizung und Versuchung, dazu nicht sehr stark gewesen ist, und noch schlimmer ist es, wenn die Veranlassung dazu bloß innerlich seyn sollte Denn ein solcher plötzlicher Rückfall beweist entweder, daß die Entschließung, ein beßres Leben anzufangen, weder sehr ernstlich noch sehr lebhaft war, oder daß die Laster, welche man verlassen wollte, sich nicht allein sehr tief eingewurzelt, sondern auch durch die öftere Ausübung derselben, eine

nur

nur allzuunüberwindliche Gewalt über das Gemüth erlangt haben. Wenn ein Entschluß in einem hohen Grade ernstlich ist: So können ihn nur zween Feinde überwinden, die Zeit, und eine ausserordentliche Macht. Entweder das Herz muß, so zu sagen, vom Laster mit Sturme wieder erobert werden, oder die Zeit muß die guten Vorsätze nach und nach auslöschen. Wenn man anfängt, seltner an seine guten Entschließungen zu denken; wenn der Abscheu gegen das Laster in seiner Heftigkeit ermattet; wenn sich das reizende und liebenswürdige Bild der Tugend entfernt, oder, wenn wegen der Zerstreuungen, worein man sich einläßt, Nebel zwischen uns und demselben aufsteigen, die seinen hellen Glanz vermindern: So ist freylich ein Rückfall sehr möglich; aber man sieht auch, daß er nicht gar zu schnell auf gute Vorsätze erfolgen kann. Alles dieses ist aus der Natur unsrer Seele sehr begreiflich.

Der Rückfall ist sehr leicht und gemeiniglich unausbleiblich, wenn auch der Entschluß der Besserung ernstlich war, wofern er mehr durch die Vorstellungen der Furcht und einer

nahen Gefahr, als durch andre und erhabnere Gründe hervorgebracht worden ist. Die Furcht kann zwar zuweilen ganz ausserordentliche Veränderungen wirken, wie das Beyspiel des Abtes de la Trappe beweist. Der plötzliche und unerwartete Anblick einer schnell verstorbnen Person, die, wie er, in die Laster und Wollüste der Welt zerstreut und mehr als seine Freundinn gewesen war, bewog ihn zu der allerstrengsten Lebensart, und verwandelte einen Weltmann auf einmal in einen Styliten. Allein solche Wirkungen hat die Furcht nicht oft, wenn sie zumal nicht bald durch edlere Ursachen der Besserung unterstützt wird. Verschwindet die Gefahr, worinnen ein Mensch wegen seiner Ausschweifungen zu seyn glaubte, so hört gemeiniglich auch die Furcht auf; man eilet ohnedieß, sich von schrecklichen Vorstellungen so bald zu befreyen, als man kann. Man hatte sich zur Tugend nicht aus einer lebhaften Erkenntniß ihrer Vorzüge und glücklichen Folgen entschlossen; man hatte vielleicht gar nicht daran gedacht, oder die Vorstellungen davon waren doch nur dunkel gewesen; sie konnten

also nicht kräftig werden. Nunmehr nimmt das Laster seine reizende Gestalt wieder an, und wenn uns auch die Tugend noch schön zu seyn scheinen sollte: So dünkt sie uns doch eine sehr melancholische Schönheit zu seyn. Es zeigt sich eine Gelegenheit zum Laster; die ersten Leidenschaften erwachen; man schmeichelt sich noch, daß man ihnen widerstehen will, und man ist schon gefallen.

Rückfälle aus der Tugend ins Laster, sind für die Glückseeligkeit des Menschen mit einer sehr grosen Gefahr verknüpft, zumal, wenn sie oft wiederkommen. Um rechtschafen zu seyn, in der Ausübung der Frömmigkeit seine Freude zu finden, und sich durch edle Thaten zu der wahren Würde und Hoheit der menschlichen Natur emporzuschwingen, dazu sind einige gute und gesetzmäßige Handlungen nicht genug. Jede Tugend ist eine Fertigkeit; zu einer jeden gehört eine ganze Reihe von Thaten, die mit unsren Pflichten übereinstimmen. Wie nun dazu eine ununterbrochne Uebung erfodert wird: So begreift man leicht, daß, wo es, so zu sagen, eine immerwährende Ebbe und Flut

von Tugend und Laſter giebt, kein hoher Grad von Fertigkeit im Guten erlangt werden könne. Ein Menſch aber, der es darinnen zu keiner Feſtigkeit bringt, hat von ſeiner Abwechslung in der Rechtſchaffenheit und in der Unordnung alles zu befürchten. Wer das erſtemal die Früchte des Laſters verſuchen will, der träumt von Glückſeeligkeit; er ſagt einem Gute nach, welches er verachten würde, wenn ers kennte. Die Leidenſchaft verblendet; die Sinne betriegen; die Vorurtheile verführen; er hat das Leere in dem Schatten, den er verfolgt, noch nicht empfunden. Derjenige hingegen, der ſich ernſtlich vorgeſetzt hat, ein Leben zu führen, welches die Geſetze der Religion verlangen, weiß, wie ſehr die Verheißungen des Laſters täuſchen; er hat die dringende Nothwendigkeit tugendhaft zu ſeyn, erkannt; er hat eingeſehen, daß derjenige, der zum Genuſſe eines wahren Glückes zu kommen wünſcht, ſeine weſentlichen Verhältniſſe gegen Gott, gegen ſich, und gegen das allgemeine Beſte zu erfüllen ſuchen müſſe. Je öfter er ſich mit Aufrichtigkeit und Ernſt entſchloſſen hat, dieſes zu

thun,

thun, desto öfter ist diese Ueberzeugung in ihm erneuert worden. Wenn er nun gleichwohl oft zurück fällt: Welch ein Uebergewicht müssen nicht strafbare Gewohnheiten über seine Neigung zur Frömmigkeit und Rechtschaffenheit erlangt haben?

Ueberhaupt ist die Natur der menschlichen Seele so geartet, daß sie nicht lange in einem unentschiednen Zustande aushalten kann. Es ist ihr unmöglich, immer hin und her zu schwanken. Der Verstand kann nicht immer zweifeln; er behauptet entweder sehr bald, oder läugnet das, woran er zweifelt. Mit dem Herzen hat es eine gleiche Bewandniß. Mit der beständigen Veränderung seiner Entschließungen ist allzuviel Unruhe verbunden; man bestimmt sich endlich, einen Weg zu gehen, wohin er auch führen mag. Wenn also ein Mensch in die Ausschweifungen, die er einmal verabscheut hatte, oft zurückfällt: So ist dieses ein eben so gewisses Anzeichen, daß er endlich mit Beständigkeit auf dem Wege des Lasters fortgehen werde, als man mit Zuverläßigkeit wissen kann, daß der Damm nicht ewig widerstehen könne, an dem die

Wellen oft und mit Ungeſtüm anſchlagen, von dem ſie auch immer einige Stücken abreißen, ohne daß ſich jemand um die Ausbeſſerung deſſelben bekümmert. Die guten Entſchließungen müſſen, je ſeltner ſie ausgeführt werden, um ſo viel mehr von ihrer Lebhaftigkeit und Stärke verlieren. Wenn man den Verſuchungen ſich mit einem ſo ſchwachen Widerſtande entgegenſetzt, ſo muß ihre Macht beſtändig zunehmen; der Abſcheu gegen das Laſter wird vermindert; man gewöhnt ſich an die Häßlichkeit deſſelben, wie man das Unangenehme einer Perſon durch den beſtändigen Umgang mit ihr ertragen lernt, und ob man gleich Erfahrung genug hat, daß unſre Begierde nach Glückſeeligkeit und Luſt keine Befriedigung darinnen findet: So wird es doch endlich zum Bedürfniſſe, das zwar keine Freude gewährt, das man aber doch nicht entbehren kann. So ſehr auch die Tugend gefallen mag, ſo fängt man ſie doch an, als ein Ziel anzuſehen, welches man zu erreichen keine Kräfte hat; man wirft die Schuld ſeiner Schläfrigkeit und Muthloſigkeit auf die Schwachheit der menſchlichen Natur; man

erfin-

erfindet, um sich seinen Pflichten zu entziehen, Ausflüchte; man wird zwar von dem Richter in seinem Busen bestraft; allein diese Bestrafungen werden immer unerträglicher; man sucht sich zu betäuben, und hält die Betäubung für Ruhe; man fängt an sich in seinen Ausschweifungen glücklich zu preisen, und so verschwindet nicht allein alle Liebe zur Religion und Tugend aus dem Herzen, sondern die erste schwache Zuneigung gegen sie verwandelt sich endlich in Haß. Man wird ein entschloßner Sünder; immer kühner und verwägner, und was soll nun eine Besserung wirken können, wenn die Wahrheit allen Reiz für uns und alle Gewalt über unsern Verstand verloren hat?

Aber soll man denn bey denen, die ihre redlichen und ernstlichen Entschließungen, tugendhafter zu werden, nicht so gleich mit dem glücklichsten Erfolge bewerkstelligen, sondern noch zuweilen von den verderbten Gewohnheiten und Leidenschaften, die sie hassen, überwältigt werden, alle Hoffnung aufgeben? Das sey ferne! Es ist Hoffnung bey Rückfällen, wenn sie nicht so gar schnell auf die gefaß-

gefaßten Vorſätze der Beſſerung erfolgen; wenn man wie von einem Sturme niedergeworfen wird; wenn man wider ſich ſelbſt kämpft; wenn man das geliebte Laſter, ſo zu ſagen, nur halb begeht; wenn die genoßne Luſt deſſelben mit einer augenblicklichen Reue begleitet wird; wenn man neue und noch ernſtlichere Bemühungen anwendet, ſich von einer Tyranney loszureißen, die man eben deswegen heftiger verabſcheut, weil ſie uns der Tugend untreu macht. Bey ſolchen Geſinnungen wird man immer weniger ſtrauchen; alle guten Vorſätze werden eine gröſſere Feſtigkeit erhalten, und endlich wird man, wegen der Vorſicht, die man anwendet, und wegen der ſorgfältigern Wachſamkeit über alle unſre Schritte, mit Sicherheit auf den glückſeeligen Wegen der Religion und Tugend wandeln. Man wird aber die gefährlichen Rückfälle von der Tugend ins Laſter um ſo viel glücklicher vermeiden, je öfter man die gefaßten guten Entſchließungen erneuert, und man wird ſich immer weniger zu fürchten haben, wenn man ſich von den Gegenſtänden, die man mit einer unordentlichen

Hitze

Hitze liebte, deutliche Begriffe zu bilden ſucht; wenn man ſich gewöhnt, nicht nach dem Eindrucke der Empfindung, ſondern mit Ueberlegung zu handeln; wenn man die Sinnlichkeit immer mehr unterdrückt und die Stärke der Vernunft vermehrt; wenn man die Gelegenheiten der Laſter flieht, die man ablegen will; wenn man die Gelegenheiten zu den entgegengeſetzten Tugenden ſorgfältig bemerkt und braucht, auf ſeine innern Veränderungen aufmerkſam iſt, öftere Prüfungen ſeiner ſelbſt anſtellt, die Einſamkeit liebt, und ſich fleißig zu dem Weſen wendet, das keine ernſtliche Bitte um Weisheit und Stärke zum Guten unerhört läßt.

Zwey und achtzigſtes Stück.

Die Menſchen treiben gewiß die Ungerechtigkeit ſehr weit, wenn ſie ſich über den Mangel des Vergnügens in einer Welt beklagen, welche ihnen in allen Reichen der Natur ſo mannichfaltige und unerſchöpfliche Quellen der unſchuldigſten und lebhafteſten

Freude

Freude eröffnet. Wir haben so viele Sinne, die alle vergnügt werden können, ohne daß man zur Ausschweifung seine Zuflucht zu nehmen braucht; wir dürften aber beynahe nur Augen haben, und sie brauchen, um in einem hohen Grade glücklich zu seyn. Wer seinen Geist so auszubilden gesucht hat, daß er fähig ist, von Ordnung, Absicht, Plan, Regelmäßigkeit und Schönheit gerührt zu werden: Wo findet der nicht Anlaß und Gelegenheit, einen so edlen Geschmack zu befriedigen? Das kleinste Insect, der Wurm, der von tausenden ungesehn und ungeachtet zertreten wird, und die unscheinbarste Muschel oder Schnecke können ihn in die äußerste Verwunderung setzen. Welchem noch so prächtigen Gastmale, welcher noch so schimmernden und rauschenden Gesellschaft würde nicht ein Swammerdamm die Zergliederung einer Biene oder einer Gartenschnecke vorgezogen haben? Und was sind wirklich alle Antiquitätensammler, gegen die Sammler von Naturalien, die es aus Vergnügen und Lust an den Werken der Natur sind, wenn sie auch nicht einmal alle die Einsicht und Erleuchtung besitzen,

sitzen, die ihre Lust noch mehr veredeln würde?

Die Schaalthiere sowohl auf der Erde, als in den Flüssen, Seen und Meeren scheinen wegen ihres einfachen, oder vielmehr wegen ihres uns unbekannten Lebens unter den lebendigen Geschöpfen nur einen sehr niedrigen Rang einzunehmen. Aber auch hier findet der lehrbegierige Mensch eine Welt, die für seine Untersuchung und Bewunderung zu groß und zu weitläuftig ist. Noch hat die Erkenntniß derselben nicht die Höhe von Vollkommenheit erlangen können, die andre Theile der Naturkunde erreicht haben. Man hat zwar viele merkwürdige Erfahrungen von den Schaalthieren gesammelt; aber nur wenige Naturkündiger haben Beobachtungen über die innre fast bey allen Arten sehr verschiedne Beschaffenheit, Einrichtung, und Bildung derselben und über den Nutzen und Gebrauch ihrer mannichfaltigen Theile und Gliedmassen angestellt, obgleich Lister, Swammerdamm, von Heide, und einige andre weit darinnen gekommen sind. Allein auch das, was man schon entdeckt hat, ist schon fähig, denjenigen,

gen, den die Betrachtung der Natur und ihrer Wunder erfreuen kann, zu entzücken, und in das ehrerbietigſte Erſtaunen nicht allein über die Allmacht Gottes, ſondern vornehmlich über die Unendlichkeit ſeiner Weisheit und Güte zu verſetzen. Und ſoll nicht dieſes die vornehmſte Wirkung aller Erkenntniß der Natur ſeyn, und können ſich ihre Beobachter und Kenner einen edlern und höhern Endzweck bey ihren Unterſuchungen vorſetzen?

Man kann dieſe Abſicht ſchon in einem hohen Grade befördern, wenn man bloß die wunderbaren Gebäude, welche die Schnecken und Muſcheln bewohnen, oder wenn man, phyſikaliſcher zu reden, die Gebeine betrachtet, welche dieſe Thiere einſchließen und ihnen nicht allein als weichen und leichtverletzlichen Körpern zum Schutze, ſondern auch in ihren Bewegungen zur Unterſtützung dienen. Die Mannichfaltigkeit und Abwechslung in den Geſtalten und Bildungen ihrer Schaalen, die unzählbare Menge ihrer Abänderungen, die Verſchiedenheit ihrer Farben, und tauſend kleine Auszierungen an denſelben übertreffen alle Vorſtellung. Und

gleich-

gleichwohl entdeckt man überall Abſicht, Regel und Ordnung. Man muß, um ſich einigen Begriff davon machen zu können, ein Cabinet oder das vortreffliche regenfußiſche Conchylienwerk geſehen haben, welches die Stelle eines Cabinets für diejenigen vertreten kann, die dieſen Theil der Natur zu kennen wünſchen, ohne den Aufwand machen zu wollen, der mit der Anſchaffung einer nicht ganz mittelmäßigen Samlung ſolcher Naturalien verbunden iſt. Es iſt lange kein Werk an das Licht getreten, das wegen deſſen, was die Kunſt daran gethan hat, allen Liebhabern und Kennern ſolcher Schriften ſo ſehr bekannt zu ſeyn verdient, als dieſes. Der Künſtler Franz Michael Regenfuß hat darinnen alles geleiſtet, was man von der Vereinigung des Stichels und Pinſels erwarten kann.

Der Künſtler hat ſein Werk, welches in ſeiner Art noch das einzige iſt, dem Könige zugeeignet, weil es, nach dem Ausdrucke der Zueignung, befreyt von der gewiſſen Gefahr, ein unvollendeter Verſuch einer beſondern Erfindung zu bleiben, unter die

Denkmale der Gnade gehört, die schon so vielen Werken der Kunst Wirklichkeit und Dauer gegeben hat.

Der Vorbericht erzählt die Geschichte des Werkes, und unterrichtet uns, wem die Welt für das Verzeichniß der Conchylienschriftsteller, und für die Beschreibung sowohl der dänischen Naturaliensammlungen, als der abgebildeten Schnecken und Muscheln verbunden zu seyn Ursache hat, und meldet, daß zum zweyten und dritten Theile schon viele Originalgemälde fertig liegen.

Auf ein sehr vollständiges Verzeichniß derer, die von den Conchylien und ihren Bewohnern geschrieben haben, folgt eine Nachricht von den vornehmsten dänischen Naturalienſammlungen, und zwar nur von denen, die in Kopenhagen befindlich sind. Es ist merkwürdig, daß Dänemark mit Italien sich der ersten und ältesten Cabineter von Werken und Seltenheiten der Natur und Kunst rühmen kann, und es wird deswegen eine gerechte Verwunderung darüber geäußert, daß ein Linnäus, wenn er in seiner Beschreibung des königlichen Cabinetes in Stockholm unter-

terſchiedner königlicher und fürſtlicher Naturalienſammlungen gedenkt, und dieſe Beyſpiele der Liebe zur Natur in Portugall und Spanien aufſucht, von Dänemark ſchweigt, wo er ſie doch viel näher finden konnte. Es iſt nicht möglich, ſich über die Beſchaffenheit und die Vorzüge einer jeden auszubreiten; ſie verdienten alle beſchrieben zu werden. Allein auſſer den königlichen Sammlungen iſt unſtreitig das hochgräfliche Moltkiſche Cabinet das ſehenswürdigſte und prächtigſte, und es verdient nicht allein wegen der Menge, der Verſchiedenheit, der Mannichfaltigkeit und Ordnung, ſondern auch wegen der Koſtbarkeit und Seltenheit ſeiner Naturalien bewundert zu werden. Für Kenner ſaget man genug, wenn man anmerkt, daß man unter den Schnecken eine ächte und ganz unbeſchädigte Wendeltreppe antrifft; eine Schnecke, die wirklich jedes Auge durch die auſſerordentliche Künſtlichkeit, Regelmäßigkeit und Schönheit ihres ganzen Baues und wegen der ſo vollkommen geometriſchen Abmeſſung ihrer Wendungen in Erſtaunen ſetzen muß.

In einer vorläufigen Einleitung werden zuförderst einige Anmerkungen über den edelsten und wichtigsten Nutzen vorgetragen, den eine erweiterte Kenntniß der Natur und besonders auch eine genauere Kenntniß der Conchylien gewähren muß. Dieser ist kein andrer als eine ausgebreitetere, vollkommnere und lebhaftere Einsicht in die Vollkommenheiten Gottes. „Wir können, heißt es, über die Wunder seiner Schöpfung nicht nachdenken, ohne zum Erstaunen über dieselben fortgeriffen zu werden. Wenn wir hier die Augen verschließen, oder mit Nachläßigkeit öffnen: So müssen nothwendig unsre Vorstellungen von seinen Vollkommenheiten sehr eingeschränkt, sehr dunkel, sehr unfruchtbar bleiben; aber gründliche und zugleich ausgebreitete Einsichten in die Natur geben ihnen eine Art von Unendlichkeit, die allein den unermeßlichen Abstand zwischen uns und unserm großen Schöpfer zu vermindern scheint. Die unzählbare Menge seiner Werke, die Verschiedenheit und Abwechslung ihres Entwurfs, die reiche Quelle von Mitteln zur Ausführung desselben, die Mechanik und Kunst in den Geschöpfen,

ſchöpfen, und ſelbſt die anſcheinende Unordnung darinnen bemächtigt ſich der Bewunderung. Der menſchliche Geiſt in der namenloſen Anzahl ſeiner herrlichen Wunder verloren, fühlt niemals ſeinen göttlichen Urſprung mehr, als wenn er in der Betrachtung derſelben, wenn er in der Mannichfaltigkeit dieſer harmoniſchen und widerwärtigen Verknüpfungen, in dieſen Welten von Weſen, wo nach unſern Einſichten die vollkommenſte Uebereinſtimmung mit der gröſsten Verwirrung abzuwechſeln ſcheint, wenn er in dieſer unaufhörlichen Folge von Zerſtörung und Erneuerung am tiefſten verſunken iſt. Nichts vergröſſert unſern Begriff von der Allmacht ſo ſehr, als dieſes majeſtätiſche Schauſpiel, durch welches ſie ſich in ihrer Unendlichkeit offenbaret. Mit welch einer Empfindung von Ehrfurcht gegen ihre Weisheit und Güte muſs nicht ein ſolcher Anblick des Weltgebäudes begeiſtern? Wie vollkommen ſind nicht die Vorſtellungen von Gott, die aus ſolchen Einſichten entſpringen; wie würdig des Schöpfers, da ſie gleiſam durch ſeine eigne Hand gebildet werden und keine Träume küh-

ner und umherſchweifender Einbildungen ſind, welche durch Träume einer noch vermeßnern Einbildung wieder zernichtet werden! So unzertrennlich Einſchränkung und Endlichkeit von allen Wundern der Natur ſind: So hat ihnen dennoch der Schöpfer eine gewiſſe Unermeßlichkeit mitgetheilt, die, ſo zu ſagen, der Widerſchein ſeiner eigenthümlichen Unendlichkeit iſt, und derjenige, welcher über die Menge und Weitläuftigkeit ſeiner Erkenntniſſe ſtolz werden wollte, würde ſeine Eitelkeit bald gedemüthigt ſehen, wenn er einen Blick auf dasjenige thäte, was ihm die Natur zeigt. Jede beſondre Art von Geſchöpfen, die ſich oft, ungeachtet ihrer weſentlichen Gleichheit, in faſt unzählbare kleinere Familien ausbreitet, kann eine neue Wiſſenſchaft erzeugen, die für den geſchäfftigſten Geiſt keine Grenzen hat. Hier werden die Menſchen allezeit unbearbeitete Felder antreffen; jeder abändernde Charakter des menſchlichen Verſtandes kann hier ſeine ihm angemeßne Arbeit, und einen neuen noch unbetretnen Weg zu ſeinem unendlichen Urheber finden, der mit beſondern Annehmlichkeiten beſtreut iſt,

und

und er wird nur Aufmerkſamkeit und Fleiß, nur Neigung zum Unterſuchen, nur eine geſunde Beurtheilung und ſelten Genie brauchen, neue Arten der Erkenntniſſe, neue Arten eines höhern Vergnügens und zugleich neue Beſtätigungen der göttlichen Güte und Weisheit zu entdecken.„

Der Verfolg der Einleitung beweiſet dieſes. Man findet zuerſt eine kurze Nachricht und Abbildung von den Schriftſtellern, die in dieſem Theile der Naturkunde gearbeitet haben. Da in dieſer Nachricht die Zeitordnung beobachtet worden iſt: So erkennt man daraus den ſtufenmäßigen Fortgang dieſer Wiſſenſchaft. Plinius, Gesner, Aldrovandi, Bartholin, Worm, Liſter, Bonanni, Swammerdamm, Reaumür, Rumph, Preyne, Klein, Gualtieri, und Adanſon ſind die großen Naturforſcher, die ſich auch hier über andre erheben. Dieſe ſind es, welche uns ſowohl mit den Thieren ſelbſt, als mit ihren Schaalen genauer bekannt gemacht haben, und ſie ſind es auch, welche für die Richtigkeit der Beſchreibung Bürge ſind, die hier ſowohl von jenen, als von dieſen gegeben

ben wird. Sie iſt keines Auszuges fähig, weil nichts daraus weggelaſſen werden kann, ohne ſie entweder unvollſtändig, oder dunkel zu machen. Aber man muß nothwendig in die äuſſerſte Verwunderung geſetzt werden, wenn man daraus lernt, daß man in den Schaalthieren nicht allein faſt alle die Theile, die man in gröſſern Körpern von Lebendigen findet, ſondern auch noch andre darinnen antreffe, die eben ſo künſtlich ſind; wenn man ſieht, wie ſie ſich erhalten und bewegen; wenn man beſonders die mannichfaltigen Arten ihrer Fortpflanzung betrachtet! „Welche Beweiſe von der grenzenloſen Allmacht, und wenn man den Ausdruck erlauben will, von der unendlichen Erfindſamkeit des Schöpfers! Eine ſo kleine Maſſe Fleiſch, als das Fleiſch der meiſten Muſcheln und Schnecken iſt, zu ſolchen organiſchen Körpern gebildet zu ſehen, worinnen ein forſchendes Auge ſo viele Gliedmaſſen, Nerven, Muſkeln, Drüſen, Canäle und andre Theile beobachtet; zu ſehen, wie ſehr dadurch die verſchiednen Arten des Lebens und der Luſt vervielfältigt werden; überall Regel, Plan, und Abſicht zu

ent-

entdecken, und zwar in einer unendlichen Veränderung und Abwechslung; überall, beſonders auch in den Schaalen und Gehäuſen dieſer Thiere ſo richtige Abmeſſungen, ſo künſtliche und allezeit ſo regelmäßige Verhältniſſe und ſo erſtaunliche allezeit ſchöne Verſchiedenheiten zu erblicken: Welch ein Vergnügen! Und wie fähig iſt ein ſolches Vergnügen nicht, einen nachdenkenden Geiſt in die ehrerbietigſte Verwunderung über Gott zu ſetzen.„

Auf dieſe Einleitung folgen die regenfußiſchen Tafeln mit den dazu nöthigen Tabellen, welche in chronologiſcher Ordnung theils die kurzen Beſchreibungen andrer Schriftſteller von den abgebildeten Conchylien anführen, theils die Namen derſelben in verſchiednen Sprachen enthalten und alle mit viel Genauigkeit und Fleiß gearbeitet ſind. Dieſe werden von den kratzenſteiniſchen und ſpengleriſchen Beſchreibungen begleitet, die ſich durch ihre Genauigkeit, Deutlichkeit und Ausführlichkeit empfehlen. Sie beweiſen, wie vortrefflich die regenfußiſchen Abbildungen ſind, wie weit ſie die ſchönſten Kupferſtiche zurücklaſſen, denen mit den Farben der

Natur ſo zu ſagen das Leben fehlt, und wie verdient das Lob iſt, welches ihnen ſchon Doiſſin in ſeinem Gedichte von der Kupferſtecherey gegeben hat: Die Stiche des Herrn Regenfuß ſind unſtreitig die vollkommenſten, die man jemals in dieſer Art geſehen hat. Es ſind Conchylien nach der Natur vorgeſtellet, aber ſo mit Farben erleuchtet, daß ſie mit dem Pinſel allein gemacht zu ſeyn ſcheinen.

Drey und achtzigſtes Stück.

Ich habe ſchon in einigen meiner Blätter geäußert, welch einen hohen Werth ich der göttlichen Poeſie der heiligen Schrift zueigne. Da nun die Wahrheit, daß Moſes, Hiob, David, Jeſaias und andre Propheten, bloß als Dichter betrachtet, ſich mit allen großen menſchlichen Genien in einen glücklichen und ehrenvollen Wettſtreit hätten einlaſſen können, noch nicht ſo ſehr bekannt iſt, als ſie doch bekannt zu ſeyn verdient, indem durch die Ueberzeugung davon unſre Hochachtung

tung gegen das unentbehrlichſte und ſchätzbarſte Buch zu einem deſto höhern Grade erhoben werden muß: So habe ich mir vorgenommen, dieſelbe einmal an einem ganzen Gedichte zu beweiſen. Man findet in der Schrift nicht alle Arten von Gedichten; allein man braucht ſich nicht darüber zu verwundern. Die Propheten brauchten die Poeſie, welche die Sprache der Begeiſterung und des Herzens iſt, dazu, wozu ſie eigentlich angewendet werden ſollte, — Empfindungen auszudrücken und Empfindungen in andern hervorzubringen. Folglich iſt dieſelbe, wenn ich den Hiob, das hohe Lied, den Prediger Salomons und gewiſſe Stücken der Propheten ausnehme, welche theils epiſch, theils dogmatiſch, theils didaktiſch ſind, faſt überall bloß lyriſch. Es ſind Geſänge, die gemeiniglich von der Muſik begleitet wurden. Welche Geſänge, und, ohne itzt auf den erhabnen und göttlichen Innhalt zu ſehen, wie voll von poetiſchen Schönheiten!

Die Wahl, um dieſes zu beweiſen, iſt ſchwer; allein ich wähle, wegen des Feſtes, welches wir in dieſer Woche feyern, den acht

und

und ſechzigſten Pſalm. Ehe ich aber den Verſtand mit der Betrachtung ſeiner mannichfaltigen Schönheiten beſchäfftige, werde ich ihn meinen Leſern erſt in einer freyen poetiſchen Ueberſetzung mittheilen, und weil die Einſicht in das Poetiſche deſſelben ſehr von der Einſicht in ſeinen wahren und eigentlichen Sinn abhängt: So will ich den groſſen und für das menſchliche Geſchlecht ſo merkwürdigen Innhalt dieſes Pſalmes vorausſchicken, und ihn ſelbſt in dem nächſten Blatte, als ein lyriſches Gedicht betrachten.

Es gehöret dieſer Pſalm unter diejenigen, welche meſſianiſche genannt werden, weil er eine Prophezeyung von den auſſerordentlichen und herrlichen Begebenheiten enthält, welche nach der von Chriſto vollendeten Erlöſung der Menſchen dem Erdkreiſe eine ganz neue Geſtalt mitgetheilt haben. Es wird ſolches in dem neuen Teſtamente von dem Geiſte Gottes, als dem einzigen untrieglichen Ausleger der heiligen Schrift ſelbſt verſichert, indem Paulus aus dieſem Pſalme einen Beweis der Auferſtehung JEſu Chriſti und ſeiner Erhöhung in den Himmel herleitet. Allein

wenn

wenn wir auch dieſes Zeugniß nicht hätten: So würde der Innhalt ſelbſt laut genug für ſich reden.

Der vornehmſte Gegenſtand des Geſanges iſt die Aufrichtung des Reiches Gottes unter den Menſchen, die nach der majeſtätiſchen Auffarth des Erlöſers in den Himmel, durch den Dienſt ſeiner Apoſtel, ungeachtet aller Widerſetzung ſeiner Feinde, erfolgen ſollte.

Der göttliche Sänger fängt mit dem Wunſche an, daß die Feinde des Meſſias zerſtreut werden möchten; ein Wunſch, der in dem Munde eines Propheten eine gewiſſe Verheiſſung und Weiſſagung iſt. Gleich darauf kömmt er auf die nähere Offenbarung deſſelben unter den Menſchen und ermuntert nicht allein zu ihrem Preiſe, ſondern auch zu einer würdigen Vorbereitung auf ſeine Ankunft: Singet Gott, lobſinget Gott; machet Bahn, dem, der da ſanft herfährt; er heißet Herr, und freuet euch vor ihm! Man wird ſich hier erinnern, daß Jeſaias in der Folge verkündigte, dieſes würde kurz vor der Erſcheinung des Meſſias die Stimme eines Predi-

gers

gers in der Wüste seyn. Er heißet Herr. Im Ebräischen lautet es eigentlich: Sein Name Jehova tröstet uns. Eine Redensart, die schon Moses gebraucht hat, den grossen Engel des Bundes, der die Israeliten aus Aegypten führte, zu bezeichnen.

Hierauf wird, nach einer nähern Beschreibung dieser großen Person, die Offenbarung derselben mit der Offenbarung Gottes auf dem Sinai verglichen. Diese war majestätisch, aber sie erfüllte die Gegenwärtigen mit dem fürchterlichsten Schrecken; sie war mehr eine Offenbarung der Heiligkeit, als der Gnade; die Offenbarung des Messias sollte erfreulicher seyn: Nun aber giebst du Gott einen gnädigen Regen, und dein Erbe, das dürre ist, erquickest du, daß deine Thiere darinnen wohnen können; du lädest die Elenden mit deinen Gütern. Sie ist bestimmt, die wahre Glückseeligkeit des menschlichen Geschlechtes zu befördern: Der Herr giebt sein Wort mit großen Schaaren von Evangelisten. Es ist umsonst, daß sich die Feinde des Erlösers der Ausbreitung seiner Lehre widersetzen: Die Könige der

Heer-

Heerschaaren fliehen, und die Einsame, die verlaßne Kirche, siegt, und theilt den Raub aus. Die Apostel dürfen sich nur ruhig halten; (zu Felde liegen heißt es, aber unrichtig, in der lutherischen Uebersetzung:) So werden sie mit ihrer Lehre glänzen, wie die Flügel der Tauben, und der Berg Gottes, die Kirche, wie sie auch von dem Propheten Jesaias genannt wird, soll groß und fruchtbar werden. Denn Gott hat Lust auf demselben zu wohnen, Gott, der in die Höhe gefahren ist, das Gefängniß gefangen geführt, und Gaben, die Gaben des Heiligen Geistes, unter die Menschen ausgetheilt hat. Solche Wunder verdienen ein tägliches Lob! Es mögen Trübsalen über die Bekenner Gottes kommen; bey ihrem Gott sind Ausgänge vom Tode; sie haben einen Herrn, der vom Tode errettet. Er wird auch gewiß alle seine Feinde und die Feinde seiner Kirche überwinden, und die Siegeslieder, die einst bey der Errettung der Jüden aus Aegypten angestimmt wurden, werden auch bey einer viel herrlichern Offenbarung des Messias angestimmt werden. Lobet Gott, den Herrn,

in

in den Versammlungen, für den Brunnen Israel, oder richtiger nach dem Ebräischen: Lobet in den Versammlungen, Gott, den Herrn, der aus dem Brunnen Israels entsprungen ist, oder, wie Paulus sich ausdrückt, der nach dem Fleische aus den Vätern herkömmt. Nichts ist gerechter, als dieses Lob des Messias. Er hat sein Reich unter den Menschen durch Lehrer aus den Stämmen Benjamin, Juda, Sebulon und Naphthali aufgerichtet. Die Könige selbst müssen seine Religion annehmen; die Verfolger werden vertilgt; er giebt seinem Worte und seinem Volke Kraft. Wie billig ist es nicht, daß die ganze Erde frohlocke und ausrufe: Gelobet sey Gott! Wer kann sich weigern in diesem Psalme den Messias zu sehen?

Ich habe diesen Gesang in meiner freyen Uebersetzung desselben unter den Propheten und verschiedne Chöre ausgetheilt, theils durch die Abänderung der Versarten das Feyerliche desselben besser auszudrücken, theils auch die Abwechslung der darinnen herrschenden heiligen Leidenschaften sichtbarer zu machen.

Der Prophet.

Es erſcheine der Herr! Es erhebe ſich Gott,
Jehovah Zebaoth!
Er räche ſeines Namens Ehre,
Zermalme ſeiner Feinde Heere!
Es erſcheine der Herr! Es erhebe ſich Gott,
Jehovah Zebaoth,
Daß er vor ſeinem Angeſichte
Seiner Haſſer Schwarm zernichte!

Mächtig wirſt du, o Herr, die Verbrecher zerſtreun;
Wie Rauch ſo laß ſie ſeyn!
Zerſchmelze ſie, wie Wachs in Flammen!
Reiß aus! vertilge ſie zuſammen!
Wer gerecht iſt, o Gott, der müſſe ſich freun,
Von Herzen fröhlich ſeyn!
Er jauchze! Seine Freudenlieder
Töne jeder Erdkreis wieder!

Erſtes Choe.

Singet, ſinget dem Herrn!
Frohlocket mit Pſalmen dem Herrn!
Frohlockt, damit die Welt es höre,
Triumphgeſänge ſeiner Ehre!

Singt Jubel! Stimmt an!
Macht, machet ihm Bahn!
Er kömmt in wilde Wüsteneyen.
Heil ist im Namen des Jah!
Der Herr Messias ist da!
Erscheint, euch vor dem Herrn zu freuen.

Frohlocket dem Herrn;
Der Waisen Vater und Herrn;
Der Wittwen Richter und Belohnung,
Dem Heiligen in seiner Wohnung!
Er, weil er sie liebt,
Giebt ihnen, er giebt
Verlassenen das Haus voll Kinder,
Die ihr gefesselt wart, euch
Befreyt er, machet euch reich
Und läßt im Dürren nur die Sünder.

Zweytes Chor.

Du zogst vor deinem Volke hin;
Gott, da du in der Wüste Sin
Vor deinem Volk einherzogst,
Vor Israel einherzogst,
Da bebten auch Fromme! Wie zitterten sie!

Da

Da rauscht es! Da bebte vom Donnergetümmel
Die Erde! Da troffen die schmelzenden Himmel
Alles erzitterte! Selbst der Sinai!
Vor dir Jehovah Zebaoth,
Vor Israels Gott!

Drittes Chor.

Nun ist alles Ruh;
Nunmehr schenket du
Einen gnädigen Regen
Daß dein Erbe, die Dürren sich,
O Herr Messias, durch dich
Freuen und erquicken mögen;
Daß die Wüsteney
Deiner Frommen Wohnung sey;
Daß die matte Heerde
Satt von deinen Gütern werde!

Der Prophet.

Der Herr verkündigt seine Lehre,
Die Lehre seines Heils, der Welt.
Groß sind der Friedensboten Heere,
Ein jeder freudig und ein Held!

So sangen, nach blutigen Kriegen,
Jungfräuliche Reihen von Siegen,
Und jauchzten, daß das Land erklang,
Den frölichen Triumphgesang.

Alle Chöre.

Der Heere Könige flohen!
Sie flohen! Sie flohen!
Zerstreut entflohn sie! Nach dem Streite
Gieng, die daheim sich hielt, heraus
Und theilte der Besiegten Beute,
Den Lohn den Ueberwinder aus.

Der Prophet.

Seyd, seyd nur still
Und leidet, was Gott will,
Und haltet euch in euren Gränzen;
Wie Taubenflügel sollt ihr glänzen:
Es glänzt das Gold, das Silber glänzt
Nicht schöner, als ihr Fittig glänzt.

So will es Gott!
Der Herrscher Zebaoth
Verordnet Fürsten unter ihnen,
Und die besiegten Völker dienen.

Da flieht die Nacht; dann wird sie schnell,
Wie Schnee, von seinem Glanze hell.

Der Berg des Herrn
Ist groß und streckt sich fern,
Wie Basans gipflichtes Gebirge;
Ein seegentriefendes Gebirge!
Du bist dem Berge Basan gleich,
So fruchtbar und so hügelreich!

Der Herr ist hier!
Warum beneidet ihr
Den Berg, ihr gipfelreichen Berge?
Der Herr hat Lust zu diesem Berge.
Er fuhr herab, ihn einzuweihen!
Hier thronet er. Ewig soll er seyn!

Ein festend Chor
Der Engel fleugt empor.
Sein Wagen sind zweymal zehn tausend,
Verdoppelte zweymal zehn tausend.
Der Himmel wartet schon auf dich,
Schon öffnen seine Pforten sich!

Der Herr ist hie,
Hie ist der Herr. Der Sinai

Glänzt ganz vor seinem Angesichte
In Heiligkeit in vollem Lichte.
Wir sind versöhnt; nun donnert nicht
Der hohe Sinai mit Gericht!

Du zürnest nicht;
Du fährst empor, du fährst
Nun die Gefängnisse gesprengt,
Und hast für uns Geschenke empfangen.
Herr, o Begnadiger, du giebst
Sie deinen Menschen, die du liebst.

Der Wasserfluthen Schwall
Doch plötzlich weicht, so sehr er tobet;
Es ruht ihr Grimm, denn er gebietet.
So legt die stolze Welle sich,
Wenn Gott gebietet: Lege dich!

Erstes Chor.

Gelobt, gelobt, sey unser Gott!
Gelobt Elohim Zebaoth!
Er giebt uns eine Last von Plagen,
Er giebt sie täglich uns zu tragen;
Wir klagen!

Gleich

Gleich reiner Gott und unser Gott;
Gelobt, gelobt, gelobt sey Gott!

Zweytes Chor.

Gepreist mit hiedern ihn Israels Saame!
Uns rettet der Herr, uns hilft er in Eil.
Herr Zebaoth ist sein herrlicher Name!
Der Herr, der Herr ist unser Heil!

Drittes Chor.

Bey ihm ist Rettung in Noth,
Der Ausgang ins Leben vom Tod
Ist bey dem Gewaltigen! Bringet,
Bringt Stärke dem Herrn! Frohlocket ihm!
Lobsinget!

Der Prophet.

Mit Zorn gelaufet und mit Schrecken
Wird seine Macht der Herr erwecken,
Zerschmeissen seiner Feinde Haupt,
Eh ihre wilde Rott es glaubt.
Sie wandeln kühn in ihren Schulden,
Ein drauender ergrimmter Schwarm!
Der Herr wird ihre Wut nicht dulden;
Zerschmettern wird sie Gottes Arm!

Entflohn sie auch auf Basans Höhen,
Entflohn sie in die tiefsten Seen,
Ich fände sie auf Basans Höh,
Im Abgrund, in der tiefsten See.
So spricht der Herr! Er liegt bezwungen,
Der Haufen! Auch ruht seine Wut.
Zerknirsche deinen Hunde Zungen;
Dein Fuß zerknirsche sie in Blut!

Man sah, mein Gott, wie du einher
giengst,
Wie du im Heiligthum einhergiengst,
Mein Gott, mein König, als das Meer
Den Wütrich einschlang und sein Heer,
Die Sänger jauchzten auf und sangen;
Die Harfen froher Spieler klangen;
Der Töchter Jakobs Paukenschall
Verdoppelte der Wiederhall.

Die Chöre.

Kommt, lasset uns vor Gott erscheinen;
Vor Gott, mit Jubel und mit Dank!
Preist, preist den Herren in den Gemeinen,
Gott, der aus Jakobs Quell entsprang!

Der

Der Prophet.

Da, da regiert vor dir,
Von deiner Kraft gestärkt, dein Benjamin,
der Kleine.
Die Fürsten Juda herrschen hier,
Ein zahlreich Heer in der Gemeine.
Die Fürsten Sebulon; die Fürsten Naphthali;
Sie alle herrschen über sie.

Dein Gott erbaut dein Reich,
Damit die Welt an dir sein Wohlgefallen
merke!
Welch Reich ist deinem Reiche gleich?
O stärk es uns durch deine Stärke!
Es ist ein göttlich Werk; Nimm deines Werks
dich an;
Dein ist es; denn du hasts gethan!

Dein Tempel wo du wohnst,
Bewegt die Könige, Geschenke dir zu beim-
gen.
In Salem, Herrscher, wo du thronst,
Erscheinen sie, dein Lob zu singen.

O ewig wollest du ein Friedens-Tempel seyn,
Daß deiner sich die Völker freun!

Schilt, schilt das Thier im Rohr,
Den Beren, der uns dräut; die ungezähmten
Thiere!
Sie heben wild ihr Horn empor!
Schilt die Versammlung wilder Stiere!
Schilt den, der uns zerreißt, der um ein
schnödes Geld
Auf uns, als seine Beute, fällt.

Er kömmt, der Herr zerstreut
Mit seines Armes Kraft die Völker, die gern
kriegen.
Aegyptens Fürsten sind bereit,
Anbetend, Gott, vor dir zu liegen.
Auch flehet dir gebeugt, mit ausgestreckter
Hand,
Das überwundne Mohrenland.

Erstes Thor.

Es erschalle frohlockender Völker Ge-
sang!
Ihr Reiche der Erde, bringt Ehre, bringt
Dank,

Ein himmelanstaendes Jubelgetümmel
Dem ewigen Herrn der Himmel des Himmels!

Zweytes Chor.

Der Herr ist ewig und ewig sein Reich,
Wer herrscht; wer herrschet ihm gleich?
Seht, er wird seine Stimme erheben,
Und Stärke seiner Stimme geben!

Drittes Chor.

Erscheint in festlicher Pracht,
Lobsingende, feyernde Chöre!
Bringt, bringt Jehovah Preis und Macht,
Dem Herrscher in Jakob und Israels Ehre!
Er herrscht; er triumphirt.
Wer darf ihm widerstehen?
Jehovah, Jehovah regiert,
Und seine Stärk ist in den Höhen!

Alle Chöre.

Noch lassen wir unsere Jubel erschallen.
Der Herr in seinem Heiligthum,
Er, er verdienet unsern Ruhm;
Verdient, daß wir ihm niederfallen.

Der

Der Herr, der Herr ist Gott!
Der Herr ist Israels Gott!
Jehovah wird sein Volk erheben,
Und Stärke seinem Volke geben!
Er, er Jehovah Zebaoth!
Gelobet, gelobet, gelobet sey Gott!

Vier und achtzigstes Stück.

Wenn es gewiß ist, daß lyrische Gedichte, welche von einer rührenden Musik begleitet werden sollen, ihren höchsten Werth und Vorzug theils durch mannichfaltige, grosse, und interessante Einfindungen, theils durch die glückliche Art ihrer Abwechslung und ihres Ausdruckes erhalten: So wird man gestehen müssen, daß der göttliche Psalm, dessen freye Uebersetzung in dem vorigen Blatte mitgetheilt worden ist, unter die vollkommensten Gesänge gehöre. Nichts kann erhabner, merkwürdiger, und wichtiger seyn, als der Inhalt desselben. Die Einrichtung und Ordnung ist diejenige, welche eine gesellige Natur in der Art, mehr-

schiedne

schiedne Gemüthsbewegungen aus einander entspringen, beobachten muß. Alles ist Empfindung, und welch eine mannichfaltige und abwechselnde Empfindung! Die Musik hat nicht nöthig, ihre Kunst zu brauchen, den Sänger lebhafter und rührender zu machen, als er wirklich ist; sie darf ihn nur begleiten. Der Ausdruck ist voll Seele, voll Kraft, Größe und Hoheit, und selbst ein jedes Bild, welches darinnen vorkömmt, Affect, und gemacht, die Empfindungen, die das Ganze hervorbringt, nicht allein zu unterhalten, sondern zu beleben. Alles dieses verdient einige besondre Anmerkungen.

Zu einem sehr vollkommnen lyrischen Dichter ist es noch nicht genug, daß er dasjenige, was er besingen will, selbst empfinde, und was er empfindet, auch glücklich auszudrücken wisse. Denn wenn die Gegenstände, welche seine Empfindungen begeistern, nur entweder für ihn, oder für eine gewisse Art Menschen groß und wichtig, oder angenehm und schön sind: So werden andre entweder gar nicht davon gerührt werden, so rührend sein Gedicht auch für ihn, oder für

diese

diejenigen seyn mag, die mit ihm von einerley Objecten erschüttert und zum Affect gereizt werden, oder man muß sich erst in ihre Stelle setzen; eine Bemühung, die nur unächte und, so zu sagen, gekünstelte Leidenschaften hervorbringt. Eben darinnen besteht der Vorzug, den die Dichter des alten Bundes in Absicht auf das Interesse vor allen andern voraus haben. Um von den Oden und Hymnen eines Pindars oder Callimachus gerührt werden zu können, muß man gleichsam sich in einen Griechen verwandeln, und da dieses doch nur durch die Hülfe der Einbildung geschehen kann: So begreift man leicht, daß die pindarischen Oden ganz andre Eindrücke auf die Griechen gemacht haben müssen, als sie auf uns machen können, wie sehr wir uns auch bestreben, mit unsrer Einbildung Zuschauer bey den olympischen und nemeischen Spielen abzugeben. Aber von der Poesie der heiligen Schrift mit den edelsten und erhabensten Empfindungen beseelt zu werden, braucht man nur ein Mensch zu seyn, der von dem Ursprunge, von der Bestimmung, und von der wahren Glückseligkeit

seit seiner Natur unterrichtet ist. Daher sind die Gedichte der Offenbarung, Gedichte für alle Völker und für alle Zeitalter. Die Gegenstände derselben, deren Anblick und Betrachtung sehr große und sehr vortreffliche Empfindungen wirken muß, verlieren ihre Kraft niemals; sie bleiben allezeit wichtig, wenn nur die Menschen nicht selbst dasjenige verkennen wollen, was ihre wahre gegenwärtige und zukünftige Wohlfarth angeht. Es ist zwar unläugbar, daß, weil die geoffenbarte Religion lange Zeit nur Einem gewissen Volke vertraut gewesen ist, nicht alle einzelnen Schönheiten der biblischen Gedichte von denen empfunden werden können, die von den besondern Verfassungen und Schicksalen desselben gar keine Kenntniß haben. Allein wegen dieses Umstandes hört doch nicht das Ganze derselben auf rührend und beweglich zu seyn. Man muß freylich um gewisse besondre Schönheiten des acht und sechzigsten Psalmes zu fühlen, die Begebenheiten des israelitischen Volkes kennen. Wenn sie aber auch, bey einer vorausgesetzten Unwissenheit darinnen, nicht alle empfunden wer-

den:

den: So bleibet doch der vornehmste Inhalt für die, denen es nicht an aller Kenntniß und Empfindung der Religion fehlt, ausserordentlich merkwürdig, wichtig, und erhaben. Denn können wohl die Thaten und Offenbarungen Gottes, mit den Begebenheiten, die daraus entsprungen sind, oder noch daraus entspringen sollen, jemals dem menschlichen Geschlechte gleichgültig seyn, wofern es nicht entweder in eine völlige Verfinsterung des Verstandes, oder in eine völlige Verderbniß des Herzens versunken ist?

In dem Psalme, von dem wir reden, wird die Offenbarung eines Erlösers der Menschen, welcher Gott ist, wird die Aufrichtung seines Reiches und dessen Ausbreitung auf der Erde, die Einführung der Religion, und die Ueberwindung alles Widerstandes gegen diese grossen Absichten der göttlichen Gnade besungen. Worauf kann dem Menschen mehr gelegen seyn, als an diesen so wichtigen Begebenheiten und Thaten der Gottheit? Und was kann zugleich Gröſſers und Erhabners gedacht werden?

Mit

Mit dieſer Merkwürdigkeit, Wichtigkeit und Hoheit des Hauptinnhaltes ſtimmt die ganze Art der Vorſtellung und jede Ausſchmückung überein. Mehr als einmal ſtellt der heilige Dichter eine Vergleichung zwiſchen der Offenbarung des Meſſias in den letzten Zeiten und zwiſchen andern ältern göttlichen Offenbarungen an. Es werden alſo immer große Gegenſtände großen Gegenſtänden entgegen gehalten, wodurch unſtreitig die Wichtigkeit des Ganzen ungemein erhöht wird. Welch einen Eindruck mußten nicht ſolche Vergleichungen auf die Iſraeliten zu den Zeiten Davids machen!

Lyriſche Dichter, wenn ihre Arbeiten ihren Endzweck glücklich erreichen ſollen, müſſen keiner andern Ordnung folgen, als derjenigen, welche die Natur im Affecte unter der Erzeugung verſchiedner und abwechſelnder Leidenſchaften aus einander beobachtet. Der Menſch denkt während ſeiner lebhaften Empfindungen in keinen methodiſchen, nach den Regeln der Logik eingerichteten Sätzen, Urtheilen, Schlüſſen und Beweiſen; er iſt nicht beſchäfftigt, auf dem Wege der Demonſtration Wahrheiten zu erfinden, oder en

einander zu ketten; es sind Wünsche, es sind Aufmunterungen an andre; es sind Vorsätze, kurze Erzählungen dessen, wovon die Seele gerührt ist, es mag vergangen, gegenwärtig oder zukünftig seyn, Beschreibungen, Gemälde, Vergleichungen, Anreden, Personendichtungen, Ausrufungen, und andre Bewegungen des Herzens, deren Verbindung unter einander man nicht allezeit gleich einsehen kann, weil in dem Zustande der Begeisterung die Ideen mit einer unaussprechlichen Geschwindigkeit auf einander folgen, welche verursacht, daß viele Nebenideen verschwinden, die deutlicher gemacht werden, wenn die Seele ruhiger und kälter ist. Darinnen ist nun keine wahre Unordnung; es ist nur eine Ordnung nach andern Gesetzen, als die sind, welche die Dialektik vorschreibt. In unserm Psalme ist ein wirklicher Zusammenhang; aber es ist der Zusammenhang des heiligsten und schönsten Affects.

Weil dieser göttliche Gesang eine begeisterte Weissagung zukünftiger Dinge ist: So läßt sich hier die Frage aufwerfen, ob die Eingebung derselben vor seiner Ausarbeitung, oder unter derselben erfolgt sey. Man

kann

kann zwar hierüber, weil die Frage eine Begebenheit betrifft, durch Muthmaßen nichts Gewisses bestimmen; aber mir kömmt doch das Erste in einem hohen Grade wahrscheinlich vor. Denn es erhellt aus dem Ganzen, daß David den Vorsatz gehabt habe, nicht allein seine eigne Empfindungen zu beschreiben, sondern auch gleiche Bewegungen in andern hervorzubringen. Er arbeitete diesen Gesang für den Tempel, als ein Stück der israelitischen Liturgie, wie solches deutlich aus den vielen Aufmunterungen an andre erhellt, die in diesem erhabnen Liede so oft vorkommen.

Der ganze Psalm ist Affect, und fängt mitten in der Leidenschaft an. Denn der Wunsch, daß Gott aufstehen, und seine Feinde zerstreuen möge, die gleich darauf folgende Anrede an Gott, die Gottlosen zu vertilgen, und ein neuer Wunsch, welcher die Freude der Gerechten begehrt, beweist, daß vor diesen Vorstellungen eine vielleicht sehr lange Reihe andrer Ideen vorhergegangen seyn müsse. Nur in einem Gesange ist ein solcher affectvoller Eingang schön; ein

epiſches, und überhaupt ein längers Gedicht würde dadurch verunſtaltet werden.

Ich habe geſagt, daß in lyriſchen Gedichten viele Nebenideen ausgelaſſen werden, die die Seele in einem ruhigen Zuſtande deutlich ausgedrückt haben würde; daß eben daraus die ſchöne Unordnung entſtehe, welche mit Recht in den Oden eines Pindars oder Horatius geprieſen wird. In der höchſten Vollkommenheit findet man ſie in unſerm Pſalme. Ich will nur Ein Exempel geben. Nach der Aufmunterung im fünften Verſe folgt auf die Beſchreibung des erſcheinenden Meſſias eine ſehr begeiſterte Erinnerung an die Offenbarung Gottes, welche die Iſraeliten hatten, als ſie aus Aegypten ausgeführt worden waren. Man ſieht nicht ſo gleich ein, durch welch ein Band dieſe Ideen mit einander verbunden ſind, und doch iſt ein wirklicher Zuſammenhang da. In einer ruhigen Betrachtung über das, was den Propheten itzt begeiſtert, würde David geſagt haben: „Der Meſſias, zu deſſen Preiſe ich aufmuntere, „verdient das lebhafteſte Lob: er iſt ein Erbarmer aller derer, die elend ſind; er er-

„ſcheint,

„scheint, sich der Gefangnen und Verlaßnen „anzunehmen, sie zu seegnen, die Abtrünni„gen aber in der Dürre zu lassen, und wie „die Offenbarung Gottes, da er vor seinem „Volke voranzog, und ihnen in der Wüste „sein Gesetz gab, selbst seine Heiligen mit „Schrecken erfüllte: So ist die Erscheinung „des Messias bloß wohlthätig, und diejeni„gen, die vor Sehnsucht nach seinem Heile „fast verschmachteten, werden nun erquickt.“ Ich würde nicht bloße Anmerkungen; ich müßte einen Commentarius über den ganzen Psalm schreiben, wenn ich jede einzelne Schönheit dieser Art bemerken, und die Nebenideen ergänzen wollte, die mir wegen der hohen Begeisterung darinnen ausgelassen zu seyn scheinen. Ich hoffe aber meine freyere Uebersetzung oder Nachahmung so eingerichtet zu haben, daß meinen nachdenkenden Lesern diese Ergänzung nicht allzuschwer fallen soll.

Die Verschiedenheit und Abwechslung der heiligen Leidenschaften, worein der Prophet in diesem Gesange sich und andre versetzt, ist bewundernswürdig. Man sieht ihn

zuerst von einem frommen und gerechten Unwillen gegen die Feinde Gottes entbrannt. In diesem Zorne, der aus einem feurigen Abscheue gegen ihre Laster entspringt, wünscht er, daß sich Gott aufmachen, sie zerstreuen und vertilgen möge. Wer ist heilig und kann Empörer gegen eine unendliche Majestät mit Gelassenheit ansehen, und wer kann sich, wenn keine Besserung derselben zu hoffen ist, von dem billigen Wunsche ihrer Bestrafung enthalten? Wer kann Gott lieben, ohne auch seine Heiligkeit zu lieben, die eine beharrliche Bosheit mit der strengsten Rache verfolgen muß? Der Anfang ist also, wie er seyn soll, voll Begeisterung, ob er gleich noch eine ganz besondre Schönheit besitzt, welches ich zeigen werde, wenn ich auf den poetischen Ausdruck unsers Psalmes komme.

Jedoch der Affect des Zorns ist allezeit ein unangenehmer Affect; eine gebesserte menschliche Seele sucht sich davon loßzureissen, und dieses thut auch David. In der Begeisterung sehen wir selten einen Gegenstand, ohne zugleich in grosser Geschwindigkeit auch das Gegentheil davon wahrzunehmen.

Die

Die Gottlosen und ihre Schicksale erinnern den Dichter an die Gerechten, und auf diese Weise erzeugt ein Wunsch den andern:

Wer gerecht ist, o Gott, der müsse sich freun,
Von Herzen frölich seyn!
Er jauchze; seine Freudenlieder
Töne jeder Erdkreis wieder!

Nun ist der Uebergang zu lauter angenehmen und frölichen Vorstellungen natürlich und leicht. Die Aufmunterung zum Preise Gottes, der zur Erlösung der Menschen erscheint, die Vorstellung, daß er ein Vater der Wittwen und Waisen ist, und der Einsamen ein Haus voll Kinder giebt und die Gefangnen ausführt, alles dieses sind sehr freudige Ideen. Allein wie ihn erst der Gedanke an die furchtbare Heiligkeit Gottes auf die Betrachtung seiner Güte leitete, so bringt diese jenen zurück, der gleich darauf die Idee der göttlichen Gnade erneuert, indem der Affect die verschiednen Offenbarungen Gottes mit einander vergleicht, woraus denn eine bewundernswürdige Abwechslung des Schre-

ckens und der Beruhigung entſpringt. Man zittert mit den Iſraeliten am Sinai, wenn man den Dichter ſingen hört:

Gott da du in der Wüſte Sin
Vor deinem Volk einherzogſt,
Vor Iſrael einherzogſt;
Da bebten auch Fromme! Wie zitterten ſie!

Da rauſcht es! Da bebte vom Donnergetümmel
Die Erde! Da troffen die ſchmelzenden Himmel!
Alles erzitterte! Selbſt der Sinai!

Man wird aber auch ſogleich mit der allerſüßeſten Ueberraſchung wieder beruhigt:

Nun iſt alles Ruh,
Und nun ſchenkeſt du
Einen gnädigen Regen!

Aus dieſer ſo ſanften Stille entſpringt eine ſehr lebhafte und anhaltende Freude, die in mannichfaltigen und ſehr abgeänderten Empfindungen und Bewegungen des Herzens lange fortdauert, und bloß dadurch, wiewohl nur auf eine kurze Zeit, die Farbe eines

des andern Affectes annimmt, weil der Prophet neben den glückſeeligen Wirkungen der Offenbarung des Meſſias auch die ſchrecklichen Schickſale ſeiner Feinde erblickt. Seine Freude, die zu einer herrſchenden Empfindung geworden iſt, erlaubt es ihm nicht, ſich bey dieſem Anblicke zu verweilen. Er geht vielmehr durch die Erinnerung, welch eine dankbare Freude die alten Iſraeliten über die vormalige göttliche Errettung von ihren Feinden empfunden hatten, in den Affect der Bewunderung und des Lobes hinüber, und dieſer veranlaßt wieder eine ſtillere Betrachtung der Wohlthaten, welche dazu reizen, bis er eben dadurch eine neue Stärke empfängt, und in die lebhafteſte Aufmunterung zum Preiſe eines ſo herrlichen Gottes ausbricht. Könnten wohl in einem ſo kurzen Geſange mannichfaltigere, verſchiednere und zugleich ſchönere Vorſtellungen mit einander abwechſeln?

Und wie mannichfaltig und bewundernswürdig ſind nicht die Schönheiten des Ausdrucks! Die Schreibart hat alle Begeiſterung, die ſo große, ſo feurige und ſo göttliche Em-

pfindungen verlangen können. Mit der edelſten Einfalt, und mit einer Deutlichkeit, die das Licht ſelbſt iſt, vereinigen ſich Neuheit, Nachdruck und Hoheit. Die Vergleichungen ſind, wie es die Leidenſchaft begehrt, kurz, und ſo ſchön ſie auch ſind, ſo verweilt ſich doch der Dichter nicht bey ihnen; denn je künſtlicher die Ausführung deſſelben wird, deſto kälter muß der Poet, und deſto gröſſer die Selbſtgefälligkeit ſeyn, die er dadurch verräth. Weil der Pſalm prophetiſch iſt, und deswegen eine gewiſſe heilige Dunkelheit in Abſicht auf die vorherverkündigten Begebenheiten erfoderte; ſo werden die Wohlthaten und Glückſeligkeiten des neuen Bundes unter Bildern vorgeſtellt, die von dem hergenommen ſind, was der alte Bund Groſſes und Vorzügliches hatte. Die Hitze des Affects wird ſo wenig dadurch geſchwächt, daß ſie vielmehr eher davon eine neue Nahrung empfängt. Die Metaphern, die zuweilen kurze Allegorien werden, ſind immer neu und ſtark; die Wendungen der Gedanken unerwartet, und die Figuren des Ausdrucks kühn und feurig. Jedoch es iſt nöthig, daß ich dieſes mit einigen Beyſpie-

len

ten bestätige; denn ich würde allzuweitläuftig werden, wenn ich eine jede einzelne Schönheit bemerken wollte.

Gleich der Anfang hat im Ausdrucke etwas Großes und Feyerliches. Denn die Worte: Es stehe Gott auf, daß seine Feinde zerstreuet werden, und die ihn hassen, vor ihm fliehen, sind eben diejenigen, die vordem Moses bey dem jedesmaligen Aufbruche der Bundeslade brauchte, über welcher die Herrlichkeit Gottes wohnte. Was mußte nicht ein gläubiger Israelit von einem solchen Eingange erwarten, der ihn an die mannichfaltigen großen Errettungen erinnerte, die seine Väter der unter ihnen gegenwärtigen Gottheit zu verdanken gehabt hätten?

Eine für uns weniger deutliche, aber eben so schöne Anspielung dieser Art findet man im zwölften Verse. Hier heißt es nach dem Ebräischen: Der Herr giebt das Wort; der Jungfrauen, die fröliche Nachrichten verkündigen, ist ein groſſes Heer. Eigentlich ist, wie der Zusammenhang beweist, die Rede von den Apostеln. Sie werden

aber

über hier durch eine kühne Metapher mit den Chören von Jungfrauen verglichen, welche die vormaligen Siege der Israeliten und die herrlichen Thaten Gottes unter ihnen zu besingen pflegten. Diese Anspielung habe ich deswegen verständlicher also auszudrücken gesucht:

Der Herr verkündigt seine Lehre,
Die Lehre seines Heils der Welt.
Groß sind der Friedensboten Heere,
Ein jeder freudig und ein Held.
So sangen nach blutigen Kriegen
Jungfräuliche Reihen von Siegen,
Und jauchzten, daß das Land erklang
Den frölichen Triumphgesang!

Die gleich darauf folgende von Luthern unrichtig übersetzte Stelle: Die Könige der Heerschaaren flohen; sie flohen, zeigt den Inhalt dieses Triumphgesanges, und ist, wenn die Hülle der Allegorie weggenommen wird, zugleich eine prächtige Vorstellung von den zukünftigen Siegen der Kirche über ihre Feinde. Wie schön ist sie nicht durch die feurige Wiederholung:

Der Heere Könige flohen!
Sie flohen! Sie flohen!

Was die Bilder betrifft, die im Folgenden von dem Glanze der Taubenflügel, von dem ſchneehellen Lichte, welches durch das Evangelium die verfinſterte Welt erleuchten ſollte, und von dem hügelreichen Berge Baſan hergenommen werden, mit dem die Kirche theils wegen ihrer Fruchtbarkeit im Geiſtlichen, theils wegen ihrer vielen beſondern Gemeinen verglichen wird: So brauche ich mich bey der Schönheit derſelben nicht aufzuhalten, weil ſie einem jeden in die Augen ſtralen muß.

Eine beſonders vortreffliche Stelle iſt die Beſchreibung des Wagen Gottes, Meſſias, auf welchem ſich der Meſſias zur Rechten der Majeſtät in die Höhe erhoben hat: Der Wagen Gottes iſt viel tauſendmal tauſend. Im Ebräiſchen heißt es eigentlich: Der Wagen Gottes iſt zweymal zwanzigtauſend und viele Myriaden. Welch eine groſſe Vorſtellung von der Menge Engel, die ihn bey ſeiner Auffarth in den Himmel begleite-

ten

ten! Ich habe sie einigermaßen in folgenden Versen nachzuahmen gesucht:

Ein feyernd Chor
Der Engel fleugt empor;
Sein Wagen sind zweymal zehntausend
Verdoppelte zweymal zehntausend.

Noch eine sehr vortreffliche Stelle muß ich bemerken, weil sie in der unrichtigen prosaischen Uebersetzung verschwindet. Diese saget im sieben und zwanzigsten Verse: Lobet Gott den Herrn in den Versammlungen für den Brunn Israel; Worte, die keinen Verstand geben. Nach dem Ebräischen heißt es eigentlich: Lobet in den Versammlungen Gott, den Herrn, der aus dem Brunnen Israels entspringt. Kann man sich wohl von der Menschwerdung des Messias und seiner Herkunft nach dem Fleische von den Vätern eine poetischere Vorstellung denken?

Ich hätte mich in der Anführung von den Schönheiten der Schreibart viel mehr ausbreiten können; allein dieses kann für nachdenkende Leser genug seyn, und wer die angeführten zu empfinden fähig ist, dem kann

kann es nicht schwer fallen, die übrigen zu entdecken.

Fünf und achtzigstes Stück.

Wofern es unmöglich ist, die Höhe von Rechtschaffenheit zu erreichen, welche erstiegen werden muß, um einen nicht unbilligen Anspruch auf den großen Namen eines Tugendhaften machen zu dürfen, ohne die Gesetze, die den Gebrauch unsrer Kräfte und die ganze Einrichtung unsers Verhaltens bestimmen und regieren sollen, oftmals und in vielerley Fällen ausgeübt zu haben: So kann man leicht mit Ueberzeugung einsehen, daß eine fertige Entdeckung guter, und eine eben so glückliche Beobachtung und Vermeidung gefährlicher und böser Gelegenheiten unter den mannichfaltigen Uebungen, welche edle Fertigkeiten erleichtern, und befestigen, nicht den niedrigsten Rang einnehmen. Wem es hier an geschwinder Einsicht und richtiger Beurtheilung fehlt, der

wird

wird auch bey dem aufrichtigsten Entschlusse, seinen Pflichten getreu zu seyn, auf dem Wege der Tugend nur sehr langsame Schritte thun, indem tausend zu guten Handlungen sehr bequeme Veranlassungen ungenützt vorübereilen werden, weil er sie nicht sieht. Die Schuld davon mag nun an der Blödigkeit oder an der Trägheit, oder auch an der Zerstreuung seines Verstandes liegen. Er wird sich von demjenigen weit zurückgelassen sehn, der jede innerliche und äußerliche Reizung zur gewissenhaften Leistung seiner mannichfaltigen Verbindlichkeiten bemerkt, und, an eine schnelle Beobachtung derselben gewöhnt, jede, die sich ihm anbietet, ergreift, jede zu seinem Vortheile anwendet, durch jede löbliche Handlung, die er unternimmt, seiner Liebe zur Tugend eine neue Stärke mittheilt, und das Leben derselben, so zu sagen, immer lebendiger macht. Es hat mit jeder andern Kraft der menschlichen Natur die Bewandniß, daß sie zu dem Grade von Stärke, dessen sie fähig ist, nicht gelangen kann, ohne oft gebraucht und angestrengt zu werden. Aber welch ein Unterschied ist gleichwohl in dem

den Wachsthume unſrer in ihren Beſtimmungen ſo weit von einander verſchiednen Kräfte! Sind, damit ich meine Gedanken durch ein Beyſpiel deutlicher mache, unſre körperlichen Fähigkeiten bis auf den Grad erhöht, den ſie nicht überſchreiten können: So nimmt ihre Stärke eben durch den Gebrauch wieder ab, der ſie erweckte und vermehrte; die Uebung ſchwächt ſie nun, und je öfter ſie angeſtrengt werden, deſto ſtumpfer werden ſie, und deſto ſchneller erfolgt ihre Abnahme. Nur die Fertigkeiten der Tugend ſind eines unaufhörlichen Wachsthumes fähig; mit jeder Anwendung empfangen ſie ein neues Leben, werden ſtärker, werden immer mächtiger, alle Hinderniſſe und Schwierigkeiten zu überwältigen, und der Wettläufer in den Schranken der Religion und Rechtſchaffenheit ermüdet ſo wenig durch ſeinen ſchnellen Fortgang, daß ihm vielmehr jeder noch ſchnellere Schritt auch eine größre Geſchwindigkeit und Freudigkeit mittheilt. Doch ſo weit kann es niemand bringen, ohne ſeine mannichfaltigen Pflichten oft erfüllt zu haben. Wer kann ſie aber oft erfüllen, wenn

als ihm zu Glückseligkeit und Lust fehlt, die Gelegenheiten dazu glücklich zu entdecken und sorgfältig zu gebrauchen?

Man erstaunt, wenn man überdenkt, wie viel Gutes Aristides schon gestiftet hat, wenn man sein Leben aus der Nähe oder aus der Ferne übersieht; man erstaunt noch mehr, wenn man sich vorstellt, wie viel man noch und zwar mit der allergewissesten Gewißheit, von ihm erwarten darf. Wenn er nicht gelernt hätte, oder es nicht wissen wollte, daß ein Rechtschaffner bey allen Größe und Würde stets Tugend und bey einem wachsenden feurigen Eifer, allen seinen Pflichten zu gehorchen, immer Ursachen genug übrig behalte, sich zu demüthigen: Wie wenig Selbstzufriedenheit könnte er nicht seine Aufführung betrachten, und wie nahe wäre er der Gefahr nicht, sich der Vorzüge zu überheben, die ihnen schönsten Werth von der Bescheidenheit, und von einer stets sanften Mäßigung selbst einer nicht unerlaubten Freude darüber empfangen? Man braucht diesen Liebenswürdigen nicht lange zu kennen, um zu wissen, daß jede Stunde seines

Le-

Lebens oft mit mehr als einer edlen und rühmlichen Handlung bereichert und verschönert wurde. Ueberläßt er sich den Verbindlichkeiten seines Berufes? Wie eifrig erfüllt er sie nicht? mit welcher Treue; mit welcher Gewissenhaftigkeit! Erscheint er in den Gesellschaften, welches gemeiniglich auch aus Pflicht geschieht; auch in die Gesellschaften begleiten ihn Religion und Tugend, und überall in der heitersten und angenehmsten Gestalt: sie begeistern seine Gespräche, die alle entweder nützlich, oder verbindlich sind. Man ist begierig zu wissen, warum sich Aristides in der Jugend so sehr von andern unterscheide; welche man gleichwohl nicht beschuldigen darf, daß es ihnen an Neigung und Lust zu ihren Pflichten fehle? Wahre Tugend zu besitzen, dazu muß man freylich ein Christ seyn; sie in einem höhern und vorzüglichern Grade zu besitzen, dazu ist auch ein besonderer und ungewöhnlicher Einfluß des Verstandes unentbehrlich, ohne welchen sich der Mensch zu keiner andern, als zu einer bloß scheinbaren Größe emporschwingen kann. Allein dieses sind die ersten und allge-

meinen Ursachen, und diese bringen ihre Wirkung nicht unmittelbar hervor. Worinnen sollen wir also die Mittelursachen suchen, wodurch sie wirken? In seinen natürlichen Fähigkeiten und Talenten? Aber wie oft bleiben die schönsten Gaben der Natur ungebraucht, gleich Schätzen, welche der Besitzer selbst oft fast weniger kennt, als eine scharfsichtigere Welt? Wie oft werden sie auch entweder ganz zernichtet oder durch Laster geschändet? In der Erziehung? Aber wie viele können sich nicht rühmen, durch eine weise und vortreffliche Erziehung auf den Weg der Tugend geleitet worden zu seyn? Warum gehen sie denselben, wenn sie ihn auch nicht verlassen, doch mit einer solchen Trägheit? Warum verlieren sie sich unter der Menge derer, die, wenn sie gut genug bleiben, um weder verachtet noch abgescheut zu werden, sich doch nicht bestreben, so vortrefflich zu seyn, daß sie eine besondre Hochachtung, Verehrung und Bewunderung verdienten? Sollen wir Aristides moralische Vorzüge seinen äußerlichen Umständen zuschreiben? Aber so würden große und erhabne

haben Tugenden nicht ſo ſelten in der Welt ſeyn, wenn es bloß auf Geburt, Anſehn und Macht ankäme. Woraus ſollen wir alſo ſeine ſo auſſerordentliche Fertigkeit in allen löblichen Handlungen herleiten? Am beſten unſtreitig aus der Gewohnheit, alle Gelegenheiten zum Guten, ehe ſie vorüber ſind, ſchleunig wahrzunehmen, und aus der Luſt, ſie ihrer Beſtimmung gemäß anzuwenden. Dieſe Vollkommenheit iſt es, welche, ſo zu ſagen, jeder Tugend Flügel giebt! Glücklich iſt das Volk, das ſich rühmen kann, in verſchiednen Ständen mehr als einen Ariſtides zu beſitzen, wenn ſie ſolches auch in verſchiednen Graden und auf verſchiednen Laufbahnen ſeyn ſollten!

Sechs und achtzigſtes Stück.

Es iſt nöthig, wenn wir in der Entdeckung und glücklichen Anwendung guter Gelegenheiten zu einer ſolchen Fertigkeit kommen wollen, durch welche wir unſre

Tugend nicht allein stärken, und von einer Stufe der Vortrefflichkeit zur andern erhöhen, sondern auch unsre Zufriedenheit und Glückseligkeit mit einem grossen Ueberflusse wahrer Freuden vermehren können, daß wir uns mit den Vorschriften bekannt zu machen suchen, welche uns in den Besitz dieser Vollkommenheit setzen, so bald wir in der Beobachtung derselben Sorgfalt und Klugheit beweisen. Da ein Mensch nicht allein durch wirkliche Laster, sondern auch durch Vernachläßigung der Pflichten, die Vernunft und Religion gebieten, strafbar und unglücklich wird: So kann eine Betrachtung dieser Regeln denen nicht anders als angenehm seyn, welche sich von einer edlen Lust begeistert fühlen, ihre Wohlfahrt und Ehre auf eine ungeheuchelte Frömmigkeit und Rechtschaffenheit zu gründen.

Ich setze voraus, daß derjenige, welcher sich gewöhnen will, die Gelegenheiten zum Guten, die sich ihm anbieten, mit Geschwindigkeit nicht allein zu entdecken, sondern auch auf das vortheilhafteste zu gebrauchen, eine deutliche, gegründete und zugleich lebhafte

hafte Erkenntniß seiner mannichfaltigen Obliegenheiten besitzen müsse. Dieses bedarf keines Beweises, wenn man sich nur erinnern will, daß sie in solchen Verknüpfungen sowohl unsrer eignen innerlichen und äußerlichen Umstände, Schicksale, Veränderungen, als auch unsrer Verhältnisse gegen andre Menschen und Wesen bestehen, wodurch die Erfüllung unsrer Pflichten entweder möglich gemacht, oder befördert wird. Wenn man diese nicht kennt, woher sollen wir diejenigen Verbindungen unsrer Umstände und Verhältnisse entdecken, welche zur Ausübung der Tugend vor andern bequem und vortheilhaft sind? Ein wichtiger Grund, die allernothwendigsten Einsichten zu erweitern, und unsre Verbindlichkeiten in ihrem ganzen Umfange übersehen zu lernen! Denn je vollkommner und lebendiger sie sind, desto leichter muß es uns werden, alle Veranlassungen zu löblichen Thaten wahrzunehmen, und ihrem Endzwecke gemäß anzuwenden.

Da alle Gelegenheiten zum Guten nicht bloß in unsern äußern, sondern vornehmlich in unsern innerlichen Umständen und Beschaf-

schaffenheiten und deren Zusammenhänge mit unsern Verhältnissen gegen andre Menschen und Wesen gegründet sind: So begreift man leicht, daß die erste Regel eine genaue Aufmerksamkeit auf uns selbst und eine richtige und sorgfältige Selbsterkenntniß verlange. Keine unsrer Handlungen kann zur Wirklichkeit kommen, wenn wir nicht von einem innern Antriebe dazu gereizt werden, er mag nun aus bloßer Empfindung, oder aus der Gegenwart heftiger Begierden und Leidenschaften, oder auch aus deutlicher Erkenntniß entspringen. Wir müssen also die Triebfedern kennen, welche unsre Seele in Bewegung setzen; wir müssen die Anzahl derer, die zugleich wirken, wir müssen die verschiednen Stufen ihrer Lebhaftigkeit und Stärke kennen, wenn wir sie nach den Erfordernissen der Fälle, worin wir kommen, entweder vermehren und anfeuren oder zurückhalten und schwächen wollen. Und wie können wir die innern Beschaffenheiten und Veränderungen unsres Verstandes und seiner Kräfte, unsers Herzens und seiner Bewegungen mit unsern äußern Umständen und Verän-

änderungen in diejenige Harmonie bringen, welche Religion und Rechtſchaffenheit begehren, wenn wir Fremdlinge in uns ſelbſt ſind? Wenn wir nicht wiſſen, was in unſerm eignen Herzen vorgeht, oder wenn es dem Bewußtſeyn davon an Deutlichkeit und Lichte fehlt: Werden wir nicht in unſern Handlungen von jeder fremden Gewalt abhangen, die nur auf unſre Sinne wirken kann? Lerne dich ſelbſt kennen, iſt alſo eine Regel, deren Beobachtung, auſſer tauſend andern vortrefflichen Wirkungen, auch dieſe hat, daß ſie die Entdeckung und Anwendung aller guten Gelegenheiten erleichtert und befördert.

Weil überhaupt der Ausführung eines jeden Unternehmens, worein wir uns einlaſſen, nichts hinderlicher zu ſeyn pflegt, als theils die Zerſtreuung unſers Geiſtes, die gemeiniglich ihren Grund in einer allzumächtigen Sinnlichkeit hat, theils auch eine unordentliche Geſchäfeigkeit, welche entweder auf keinen gewiſſen Endzweck gerichtet iſt, oder ihre Gegenſtände beſtändig verändert, oder verſchiedne Abſichten zu gleicher Zeit

verfolgt, ohne ſie gehörig mit einander zu verbinden: So müſſen wir, um alle Gelegenheiten zum Guten leicht entdecken und gebrauchen zu können, uns von dieſen ſo nachtheiligen Unvollkommenheiten unſrer Seele zu befreyen, oder vor ihnen zu bewahren ſuchen. Die Gegenwart des Geiſtes und die Sammlung des Herzens ſind auch zu dieſem ſo wichtigen Endzwecke nothwendige und ſichre Mittel. Ein Menſch mag noch ſo ernſtlich entſchloſſen ſeyn, eine jede Gelegenheit zu nützlichen Handlungen pflichtmäßig anzuwenden, und auch ſcharfſichtig genug, ſie zu entdecken; ſie wird ihm, ſelbſt wenn er ſie faſt ergriffen hat, noch entfliehen, wofern er zur Zerſtreuung gewöhnt, oder in eine Geſchäftigkeit verloren iſt, die ſich durch keine Regeln einſchränken und regieren läßt. Denke da wir beſtändigen Veränderungen unſers Zuſtandes ausgeſetzt ſind, und keine einzige in einer völligen Gleichheit mit ſich ſelbſt lange fortzudauern pflegt; da die Zerſtreuung und eine unordentliche Geſchäftigkeit eben darinnen beſteht, daß die Seele unfähig geworden iſt, eine Reihe von Gedanken,

oder Bewegungen, oder Handlungen mit Beſtändigkeit fortzuſetzen, weil ſie keinem beſtimmten und feſten Entwurfe folgt; da überdieß jede Gelegenheit entweder verſchwindet, oder unbequem werden muß, wenn die Verknüpfung von einerley innerlichen und äuſſerlichen Umſtänden geſchwächt wird, oder völlig aufhört: So iſt derjenige, der dieſe Fehler noch nicht überwunden hat, immer in Gefahr, von der beſchloſſnen und auch wohl ſchon angefangenen Ausführung edler Unternehmungen, zu denen ihn beſondre Veranlaſſungen reizen, durch fremde Gegenſtände abwendig gemacht zu werden, ſo bald ſie nur einen unvermutheten und plötzlichen Eindruck auf ihn machen. Ueber dieſe Gefahr iſt derjenige erhoben, der ſich ſo in ſeiner Gewalt hat, daß ihn nichts beunruhigt. Er iſt ſo frey; er iſt ſeiner ſelbſt und ſeiner Kräfte und ihrer Wirkungen ſo mächtig, und ſeine Augen ſind immer ſo offen und wachſam, daß er alle Veränderungen, die nicht von ihm ſelbſt entſpringen, bemerkt, ohne ſich ſelbſt dadurch verändern zu laſſen; daß er auf ſeinem Wege ſtandhaft fortgeht, wenn

es nicht ſeine Pflicht ſelbſt erfodert, ſeine Handlungen anders einzurichten.

Ein Menſch, der ſich geübt hat, ſeine Gedanken zu ſammeln, und gegenwärtiger Geiſtes zu ſeyn, wie leicht muß der nicht ſeine Umſtände, ſeine Verhältniſſe gegen andre Menſchen, und überhaupt gegen alle Geſchöpfe, und deren Abwechslungen mit den Geſetzen Gottes vergleichen; wie leicht muß der nicht aus einer ſolchen Vergleichung einſehn, und, wie das Beſte aller Bücher ſagt, prüfen können, welches ſein guter, ſein ihm wohlgefälliger Wille ſey! Es giebt ſo merkliche Gelegenheiten zur Tugend für alle Menſchen, daß es beynahe gar keine Anſtrengung unſrer Aufmerkſamkeit zur Entdeckung derſelben bedarf; ſie dringen ſich, ſo zu ſagen, einem jeden auf; man müßte ſehr muthwilliger Weiſe ſeine Augen verſchließen, wenn man ſie nicht entdecken wollte. Allein es giebt Gelegenheiten zur Tugend, die es nicht gleich bey dem erſten Anblicke zu ſeyn ſcheinen; ſie ſtralen nicht in einem ſo ſtarken Lichte, als jene; man muß ſeine Aufmerkſamkeit ermuntern; man muß in der Beurtheilung

sehr geeilet, und doch zugleich sehr geschwind seyn, damit sie nicht ungebraucht vorüber eilen. Wie glücklich ist alsdann nicht derjenige, der sich in der Vergleichung aller Dinge mit dem Willen Gottes und mit seinen Pflichten bis zur Fertigkeit geübt hat! Diese wird ihn in den Stand setzen, ohne Verzug zu sehen, was er thun muß, und welch einen vorzüglichen Werth haben nicht Tugenden, die bey weniger merklichen, wenigen sichtbaren Gelegenheiten dazu ausgeübt werden!

Jedoch es ist unmöglich, in dem Gebrauche der Gelegenheiten zu tugendhaften Handlungen, mit so vieler Treue und mit einem solchen Eifer zu verfahren, als wir schuldig sind, wenn nicht unsre allgemeinen Entschließungen, alle Gesetze, die unsern Gehorsam fodern, zur beständigen Richtschnur unsers Verhaltens zu machen, zu allen Zeiten Wirksamkeit und Stärke genug behalten. Wie nöthig ist es nicht in dieser Absicht, öftere Betrachtungen über die Nothwendigkeit und wahre Beschaffenheit derselben anzustellen! Gehen wir uns keine Mühe, sie immer

zu erneuern, so haben sie das Schicksal aller Ideen unsres Geistes, die, wenn wir sie nicht fortsetzen, endlich von andern so verdunkelt werden, als wenn sie nie von uns gedacht worden wären. Wir müssen uns also unsrer guten Vorsätze nichts allein bewußt bleiben; wir müssen sie auch in ihrer Herrschaft über alle andern Gedanken, und über alle Wirkungen unsers Willens, zu vertheidigen suchen. Wir müssen gestehen, daß die Ordnung, in welcher wir sie zur Wirklichkeit bringen sollen, nicht verrückt werde, und besonders müssen wir alle unsre Umstände, und alle Veränderungen, die mit uns vorgehen, als Mittel anwenden, täglich ihre Stärke und Lebhaftigkeit zu vermehren. Je größer diese ist, desto mehr wird uns an der Erfüllung derselben liegen, und wer weiß nicht, wie nöthig uns der Muth macht, den wir an einem Gegenstande unsers Wünschens nehmen? Alsdann darf sich unsrer Aufmerksamkeit nichts entziehen, was in einigem Verhältnisse damit steht; wir sehen alles, und die Hoffnung, unsre Vorsätze auszuführen, wie belebt sie nicht unsre Thätig-

eigleit, und welche Hinderniſſe hilft ſie nicht überwinden?

Die Folge aus dieſen Erfahrungen iſt die Nothwendigkeit einer beſtändigen und angelegentlichen Erneuerung guter Vorſätze. Die nun dieſe, weil ihre Belohnung ſelten eine ſinnliche Luſt iſt, bloß durch die Uebung in einer deutlichen Erkenntniß unſrer Pflichten befördert werden kann: So können wir wieder eine unordentliche Sinnlichkeit nie zu ſehr auf unſrer Hut ſeyn, weil eine reife und zuverläſſige Beurtheilung durch nichts mehr verhindert wird, als durch ſie. Die Einbildung muß, ſelbſt wenn wir ſie auf moraliſche Güter richten, wie die vornehmſte Urſache unſrer Handlungen werden; denn auch ſie kann uns zu gefährlichen Verirrungen Anlaß geben, weil ſie allezeit mit undeutlicher Erkenntniß verbunden iſt. Nur mit der Vernunft können wir den Zuſammenhang der Dinge, und das, was durch dieſen Zuſammenhang nothwendig und eine Verbindlichkeit wird, überſehen. Sie muß herrſchen, wie lebendig und wirkſam auch unſer moraliſches Gefühl ſeyn mag, und je ſtär-

so die Winde sind, welche die Segel füllen, desto nöthiger wird sie am Steuerruder. Die besten Empfindungen werden leicht unordentlich, weil die Dunkelheit der Vorstellung das Guten und Bösen leicht in einer Unrichtigkeit derselben ausarten kann, oder auch weil die Grade derselben den Graden dessen, worauf sie gerichtet werden, nicht gemäß, sondern bald stärker, bald anhaltender sind, als sie seyn sollten. Je weniger nur uns also unsern Empfindungen überlassen; je weniger uns sinnliche Begierden und Abneigungen regieren, desto leichter werden wir gute Gelegenheiten, ohne uns zu verirren, entdecken, und sie beste glücklichen, ohne in ihrem Gebrauche je zu fehlen, zu unserm wahren Vortheile anzuwenden wissen.

Allein wie wir zu allen moralischen Vollkommenheiten nur durch viele und verschiedene Stufen, und auch nicht ohne oft anzufangen und wieder aufzustehen, empor klettern können, gleich Kindern, die nicht mit Sicherheit gehen lernen, ohne oft gestrauchelt zu haben: Also werden wir, ungeachtet des ernstlichen Bestrebens, diese Regeln zu beobachten,

achten, dennoch viele vortreffliche Veranlaſſungen zur Erfüllung unſrer Pflichten vernachläßigen. Soll uns nun dieſes Strauchelu nicht zum Nachtheile gereichen; ſo müſſen wir von jedem Falle aufſtehn, und ſeltner fallen: und wünſchen wir dieſes; ſo müſſen wir uns einer lebendigen und heilſamen Erkenntniß unſerer Fehltritte, und der von uns verabſäumten guten Gelegenheiten befleißigen. Dieſes iſt das Amt des Gewiſſens, welches nicht allein über unſre noch bloß möglichen oder angefangnen, ſondern auch über die ſchon vollendeten Handlungen unpartheyiſch, und mit völliger Freyheit entweder für uns oder wider unſre Eigenliebe urtheilen ſoll, nachdem es unſre Thaten verdienen. Je wachſamer und zärtlicher ſolches iſt; je freymüthiger es uns begangne Fehler vorhalten, und uns zeigen darf, in welchen Fällen wir zu pflichtmäßigen Thaten veranlaßt wurden, ohne ſie verrichtet zu haben, deſto vorſichtiger werden wir in der Folge werden. Der verſchuldete und unwiederbringliche Verluſt guter Gelegenheiten und aller ihrer glückſeeligen Folgen wird uns kränken; je deutlicher

unſre Erkenntniß davon wird, und je empfindlicher noch immer unſre Luſt zur Tugend iſt, deſto eifriger wird uns eine ſolche ſchmerzhafte Empfindung machen, einem neuen Verluſte durch alle nur mögliche Aufmerkſamkeit und Gegenwart des Geiſtes vorzubeugen.

Nichts, was zur Beförderung der moraliſchen Güte und Glückſeligkeit des Menſchen unternommen wird, bedarf einer Belohnung. Aber ſie glücklich wären nicht die Stunden, worinnen dieſe Betrachtungen gedacht, worden, angewendet, und wie ihrer belohnt, wenn ſie auch nur einen meiner Leſer bewegen möchten, nicht allein aufmerkſamer auf gute Gelegenheiten zu ſeyn, ſondern ſie auch, wegen des groſſen Gewinnes, den ſie verheißen, beſſer zu gebrauchen!

Sieben und achtzigſtes Stück.

Leſen iſt eine der edelſten, nützlichſten und angenehmſten Beſchäfftigungen, und einer der gröſten Vorzüge des Menſchen, die uns

einer

einer kleinen Anzahl Auserwählten zu Theile werden. Es ist ein Vorzug, daß sich ein jeder, der ihn hat, als Einen aus Zehntausenden ansehen kann. Vielleicht sage ich noch zu wenig. Gleichwohl welch eine Glückseeligkeit, mit den größten Geistern aller Jahrhunderte in Gesellschaft zu seyn, die herrlichsten Werke ihres Genies zu studiren, und durch einen vertrauten Umgang mit ihnen, ihre schönsten Empfindungen, Gedanken und Einsichten, die Früchte eines vielhundertjährigen Nachdenkens, und langer mannichfaltiger Erfahrungen, mit leichter Mühe zu den seinigen zu machen!

Man sieht leicht, daß dieß nichts von demjenigen ist, welches man als eine schlechterdings nothwendige Pflicht völlig vollkommener Gemüthsbeschaffenheit ansehen müßte, da dieses aus besondern Absichten geschehen soll, das ebenmäßige keine besondere Regeln, die bey dem Unterrichte in der Weisheit ausdrücklich gegeben werden. Ich habe itzt nur einige Lehren zu meinem Augenmerke, wobey man sich überhaupt der allgemeinen Endzwecke vorsetzen soll, sie

nen Geist mit nützlichen und angenehmen Kenntnissen zu bereichern, die Empfindung des Guten und Schönen zu schärfen und richtiger zu machen, und sein Herz zu veredeln.

So groß und mannichfaltig nun zwar der Nutzen solches Lesens ist; so kann es doch unsre Kräfte nicht über ihre natürlichen Gränzen ausdehnen: Aber es kann den natürlichen Talenten diejenige Vollkommenheit ertheilen, deren sie fähig sind; es kann alle Triebfedern der Seele in Bewegung setzen, die in ihr verborgnen Keime entwickeln, ihnen Saft und Wärme geben, und sie zu Früchten reif machen. Der erfahrenste Greis kann aus Büchern noch Nutzen schöpfen, und den Jüngling setzt ein langer Gebrauch derselben über seine Jahre hinweg.

Die Wenigsten sehen es aus diesem Gesichtspunkte an; die meisten setzen sich weit geringere Endzwecke dabey vor, und haben daher auch weit geringere Vortheile davon. Einige lesen, um einen wirklichen Hunger ihrer Seele nach Erkenntniß zu stillen; sie versehen es aber darinnen, daß sie sich in der Wahl ihrer Speisen nicht darnach richten,

was

was ihnen gut schmeckt, als was ihnen gesund ist. Und leider haben wir es den Köchen unserer Zeiten zu verdanken, daß oft die Speisen, welche am wenigsten gesund sind, den Geschmack am meisten reizen. Oft zieht man aber auch aus einem Fehler des Geschmackes das Schlechte dem Guten vor. Einige sehen bisweilen in ein Buch, nicht um einigen Nutzen davon zu haben, sondern so, wie Viele bisweilen auf ihre Taschenuhren sehen; weil es andre auch thun; nicht, damit sie ihre Zeit desto sparsamer eintheilen können.

Es giebt noch andre, welche Bücher lesen, um Fehler darinnen zu finden; die über eine Schrift eben so herfallen, als Zollbediente über das, was in die Städt eingeführt wird, bloß um zu sehen, ob Contrebande darinnen sind. Und gemeiniglich machen sie es noch schlimmer: Sie tasten, wie gewisse Seeräuber, wenn sie keine Contrebande finden, auch das rechtmäßige Gut an, erklären es ohne Beweis für eine Prise, und mishandeln den Eigenthümer noch dazu. Ob ihr Geschmack und ihre Einsichten sie auch

berechtigen, sich das Ansehen der Kunstrichter anzumaassen, das ist gar keine Frage.

In unsrer güldnen Zeit ist jeder Leser klug.

Und wenn es gleich bisweilen fast nur in dem Verstande liest, wie dieses Wort in den Leseschulen genommen wird; so zieht er doch ohne Umstände jeden Scribenten, der das Unglück hat, ihm in die Hände zu fallen, vor seinen Richterstuhl, und

urtheilt kräftiger, je weniger er weis.

In der That erfodert es auch weit weniger Verstand und Einsichten, als man gemeiniglich denkt, Fehler in einer Schrift zu finden; die seichtesten Köpfe sind geschickt dazu, und können es, wenn sie sich mit Ernst darauf legen wollen, in dieser edlen Kunst bald sehr weit bringen: Da man hergegen die Schönheiten eines Werkes nur in dem Maasse zu empfinden und zu beurtheilen fähig ist, nach dem man selbst mehr oder weniger Genie hat.

Un-

Unſre eigne Beſſerung, und die Erwerbung mehr und gröſſerer Vollkommenheiten zur Beförderung der allgemeinen Glückſeeligkeit iſt ein weit höherer und wichtigerer Vortheil, den man durch Leſen erhalten kann; und ſollte daher bey einem jeden auch der erſte und eigentlichſte Endzweck deſſelben ſeyn. Aber wie weit verfehlen ihn nicht alle die angeführten Gattungen von Leſern, und verſchiedne andre mehr, deren ich gar nicht erwähnen will!

Wofern dieſes ſeine Richtigkeit hat; (und läſt es ſich wohl in Zweifel ziehen?) ſo muß der Nutzen einer Schrift dasjenige ſeyn, was hauptſächlich ihren Werth beſtimmt: Und ein Verfaſſer, wenn er richtig und edel denkt, wird aus keiner andern Urſache wünſchen und ſtreben, ſeinem Werke Schönheiten zu ertheilen, als um nützliche Wahrheiten und ſchöne Empfindungen in einer würdigen Geſtalt zu zeigen, und ihnen dadurch einen leichtern Eingang in die Herzen der Menſchen zu verſchaffen. Er wird ſich weit öfter fragen, was die Tugend, als was die Kritik von ſeinen Schriften urtheilen könnte.

Wer öffentlich vor dem Publico auftritt, der muß ſich allemal der Gefahr ausſetzen, den Vorwurf zu hören: Sein Werk könnte noch mehr Schönheiten haben, als es wirklich hat. Aber es ſteht in ſeiner Gewalt, dem Tadel zuvorzukommen, daß ſein Thema ein beßres ſeyn ſollte, als es iſt. Und dieſer Tadel iſt weit wichtiger, als jener, weil er ſeinen moraliſchen Charakter trifft, und keinen Entſchuldigungen Raum läßt.

Meine Abſicht kann hier gar nicht ſeyn, denjenigen das Wort zu reden, die ſich, ohne natürliche und erworbne Talente zu beſitzen, des Schreibens unterfangen, und ſich mit der Ausflucht zu ſchützen glauben, daß ſie des Nutzens wegen ſchrieben. Sie werden uns allezeit ihre Antwort wenigſtens auf Eine Frage ſchuldig bleiben müſſen, wenn ſie auch wirklich ſehr wohlgemeinte Abſichten bey ihrem Unternehmen haben. Allein ſo richtig die Regel iſt, daß man von einem Scribenten das Genie als ſeine erſte Eigenſchaft fodern könne: So wahr und ſo wichtig iſt auch die, daß der erſte Endzweck ſeines Werkes ein moraliſcher Nutzen ſeyn müſſe.

Nil vile eſt quod facimus, ſtulta eſt gloria.

Phaedrus.

Eine ſchöne Schrift ohne einen moraliſchen Werth, iſt eine ſchöne Blume ohne Geruch. Und derjenige, welcher ſie einer andern, die zwar in der Ausführung einige kleine Vollkommenheiten weniger, aber auch dafür weit mehr moraliſche Schönheiten hat, vorziehen kann; erniedrigt ſeinen eignen Charakter, indem er zu erkennen giebt, daß er das Kleid mehr ſchätze, als den Mann.

Eine tugendhafte, eine edle That iſt ſchöner als alle Werke der Kunſt, die der menſchliche Geiſt hervorzubringen fähig iſt. Salomo vor den Augen ſeines Volkes mit allen Zeichen der tiefſten Unterwerfung und der feurigſten Andacht gegen den Allmächtigen, iſt der vortrefflichſte Gegenſtand, den ſich ein Dichter oder ein Mahler wählen kann. Und wenn er ihn würdig ausführt; ſo hat er die gerechteſten Anſprüche auf unſere Bewunderung, auf unſere Hochachtung. Aber weit mehr Bewunderung, weit mehr Hochachtung verdient der, der ſeine Seele der

Seele Salomons in ihren Tugenden ähnlich zu machen sucht.

Ein tugendhafter Mann ist ohne Zweifel weit schätzbarer, als ein blos artiger Mann. Einige Manoeuvres des Körpers, und wenn es hoch kömmt, auch des Witzes, darinnen er vielleicht eben deswegen so fertig gelernt ist, weil diese Kleinigkeiten den ganzen wichtigen Circul seiner Beschäfftigungen ausmachen, was sind die, gegen die weit höhern Vollkommenheiten des erstern? Es ist wahr, sie könnten diesem noch einen kleinen Grad mehr Liebenswürdigkeit geben: Aber wird wohl ein vernünftiger Mensch die Frage aufwerfen, welche von beyden man am ersten an ihm missen könnte? Und wenn es Leute gäbe, die den letztern dem erstern vorziehen könnten; verdienten die wohl, daß sich jemand darum bekümmerte, was sie für eine Meinung von ihm hätten? Und muß nicht der tugendhafte Mann in vielen Fällen nur deswegen den Anspruch auf den Ruhm der Artigkeit aufgeben, weil in unsern Zeiten oft

Die Tugend lächerlich, das Laster artig wird.

Hat

Hat man, um bey einem gewissen Theile der großen Welt den Namen eines Mannes, der zu leben weis, gänzlich zu verlieren, mehr nöthig, als sich, wenn es die Gelegenheit erfodert, für die Sache gewisser Tugenden zu erklären? Da man gleichwohl vielen Beyfall finden würde, wenn man eben diese Tugenden lächerlich machte, und eine Menge freyer, oder richtiger zu reden, unverschämter Dinge sagte, die kein rechtschaffner Mann ohne Unwillen anhören könnte. Giebt es nicht einen großen Theil des Publici unter gewissen artigen Nationen, bey dem es eine eben so lächerliche Sache ist, seine Ehegattin zu lieben, als es für artig gehalten wird, eine Maitresse zu haben. Und nach den Grundsätzen einer Nation richtet sich auch der Wohlstand in den äußerlichen Sitten. Wird aber der wahre rechtschaffne Mann so verzagt seyn, den niedrigen Gesinnungen des großen Haufens nachzugeben? Wird er sich nicht darüber weg setzen? Wird er nicht dem Strome entgegen schwimmen?

Schriftsteller befinden sich oft in gleichem Falle. Ein Autor, welcher das Gute und Nütz-

Nützliche zur Hauptabsicht seines Werkes macht, wird vielleicht bisweilen auf die Schönheiten der Ausführung weniger Acht haben, und einige Kleinigkeiten vernachlässigen, weil gröſsre Vollkommenheiten seine Aufmerksamkeit beschäfftigen; da hingegen ein Volteire allen Schmuck des Witzes und des Genies anwendet, seinem Gifte einen süssen Geschmack zu geben. Der erste ist einer Cornelia ähnlich, die, weil sie ihre Würde in Schönheiten von einer höhern Art sucht, bisweilen eine Kleinigkeit in ihrem Putze nicht so vortheilhaft anordnet, als es vielleicht geschehen könnte; und der letztere einer Lais, die alle ihre Aufmerksamkeit anwendet, — um zu verführen. Wer sie der erstern vorzuziehen fähig wäre, der verdiente, — sie zur Frau zu haben.

Ich muſs noch einem Einwurfe zuvorkommen, der mit einigem Scheine gemacht werden könnte. Die schönen Künste haben gleichwohl, könnte man sagen, nicht den Nutzen, sondern das Vergnügen zu ihrem Hauptendzwecke. Ich will es einmal zugeben; Aber was wird daraus folgen? Welchen Theil des

menſch-

menſchlichen Geſchlechtes will der Künſtler vergnügen, den beſſern oder den ſchlechtern? Und zu welchem will er ſelbſt gezählet werden? Kann er ſich damit entſchuldigen, daß es ihm in der Sache der Tugend nicht ſo gelingt, als in dem Gegentheile, oder in unnützen Kleinigkeiten? Heißt das etwas anders, als daß ſein Herz nur von dem Laſter und vom nichtswürdigen Dingen begeiſtert werden könne? Muß er ſchreiben? Iſt ſein Ehrgeiz ſo unmäßig, daß er lieber einen jeden Ruhm, von welcher Art er auch ſey, als gar keinen haben will? Er beſſre, er veredle erſt ſein Herz, und dann ſchreibe er.

Wer frey darf denken, denket wohl.

Und wer darf ſeine Gedanken freyer ſagen als ein Tugendhafter? Wie bedaure ich den ſonſt guten la Fontaine, dem es vielleicht nur daran fehlte, daß ihm ein tugendhafter Freund Gelegenheit gab, dieſe Ueberlegung anzuſtellen. Würde er weniger groß ſeyn, wenn er ſeine Erzählungen nicht geſchrieben hätte? Würde er von denen, die von der Seite ihres Herzens eben ſo ſchätzbar und lie-

bens-

henswürdig sind, als von der Seite ihres Geistes nicht noch weit höher geachtet werden?

Wie weit übertreffen hierinnen heydnische Schriften oft unsre geräuften! Xenophon, Cicero und Plutarch werden allen Jahrhunderten unvergeßlich bleiben, und die Weisen und Tugendhaften werden immer ihren Umgang suchen. Sie vergnügen darum nicht weniger, weil sie nützlich sind.

Der Künstler wird, wenn er einen Stoff, der einen innerlichen Werth hat, glücklich bearbeitet, auch den Beyfall der Lasterhaften erzwingen, und die Tugendhaften wird er rühren, und zu seinen Freunden machen. Ist aber sein Gegenstand unnütze; so kann er auch durch die schönste Ausführung nicht das Herz aller Leser begeistern, denn es interessirt es nicht. Es bleibt bey einer kalten Bewunderung. Und ist sein Thema gar lasterhaft; so können die Rechtschaffnen zwar seine Talente bewundern, aber sie werden wünschen, möchte er sie nicht misbrauchen; möchten sie mit einem eben so vortrefflichen Herze vergesellschaftet seyn; möchte man ihn auch hochachten und lieben können.

Die

Die so oft nachgesagte Entschuldigung eines römischen Dichters, daß eine Schrift eben nicht elegant heißt seyn müsse, wenn es nur ihr Verfasser sey, ist sehr unsinnig. Ein wahrheitliebender tugendhafter Mann wird sich allezeit schämen etwas zu sagen, ja nur zu dem Verdachte Anlaß zu geben, daß er fähig seye es zu denken, was er zu thun sich schämen würde. Xenophon, des Sokrates würdigster Schüler, lobt ein ganzes Volk, die Perser, deswegen, weil es diesen Grundsatz hatte. Vermuthlich sollten sich ihn die Dichter zu einer festen Regel machen. Persius hat bey mehr Gewalt über das Herz, als andre Schriften, und was hier noch mehr in Betrachtung gezogen zu werden verdient, sie sind hauptsächlich für junge Leute bestimmt. Es giebt nur wenige von der Natur so begünstigte Greise, als Horaz ist, und Montenelle war. Die meisten gestehen, daß sie nicht mehr fähig genug sind, die Schönheiten der Poesie zu fühlen, daß ihr gegenwärtiges Wohlgefallen daran, mit dem, welches sie in ihrem Jünglingsalter dafür empfunden, in gar keine Vergleichung komme. Daher

auch wenige Dichter bis in ihr Alter singen; oder wenn sie es thun, schön singen. Wie leicht aber thut etwas, das an sich Personen von einem befestigten Charakter nicht gefährlich ist, in einem jungen Herzen, welches noch schwankt, schlimmere Wirkungen, als es sollte! Warum wollte man nun nicht alles vermeiden, was überhaupt keinen besondern Nutzen hat, wenn es einigen, obwohl nicht nothwendiger Weise, schädlich werden kann? Plutarch und Quintilian haben sehr richtig darüber gedacht: Laßt uns nicht von Heyden übertroffen werden!

Es giebt andere Menschen, die alle Schönheiten der Ausführung aus Werken, welche die Sittenlehre und Religion betreffen, verbannen wollen, und sich sorgfältig hüten, ein Buch zu lesen, welches sich durch diesen Vorzug empfiehlt. Ein Vorurtheil, welches gemeiniglich aus unrichtigen Begriffen von dem Schönen in den Werken des Geistes, oder von einer übelverstandenen Beschaffenheit gedachter Wahrheiten herrührt, und zuweilen hat es in der That Schaden verursacht. Allein wenn man ihnen darthut, daß schön

schreis

schreiben nichts anders heißt, als, sich deutlich, mit Ordnung, natürlich, edel und richtig ausdrücken: Werden sie sich wohl noch für verpflichtet halten, darwider zu eifern? Es kann unmöglich eine Frage seyn, ob es besser ist, nützliche Wahrheiten, die auf das Herz wirken sollen, in einer anmuthigen und liebenswürdigen Gestalt zu zeigen; oder sie platt, gezwungen, niedrig, kalt und trocken vorzutragen. Wenn die Menschen ihren Werken Schönheiten geben können; was verdient wohl diesen Vorzug mehr, als das Gute und Nützliche? Würde die Sonne darum weniger schön geschaffen, weil sie der unentbehrlichste Körper in unserm Weltsysteme ist?

Einigen derselben fehlt es von Natur an dem Gefühle des Schönen in den Werken des Geistes, ob sie gleich sonst ausserordentliche Talente haben und sehr nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft seyn können. Man kann dem Mathematikus keinen Vorwurf machen, von dem der englische Zuschauer sagt, er habe Virgils Heldengedicht gelesen, um den Reisen des Aeneas auf der Landcharte nachzuspüren. Seine Seele war nicht

dazu gemacht, die poetiſchen Schönheiten dieſes vortrefflichen Dichters zu fühlen. Gemeiniglich iſt ein Theil dieſer Unempfindlichkeit der Erziehung zuzuſchreiben.

Diejenigen trägen Seelen, welche überhaupt durch nichts in der Welt aus ihrer ſchläfrigen Gleichgültigkeit gebracht werden können, was nicht unmittelbar ſie ſelbſt, oder vielmehr ihren Körper angeht, verdienen kaum erwähnt zu werden. Herr Orgon in Gellerts Luſtſpiele würde ſich von der beſten Tragödie nicht im geringſten rühren laſſen. Wenn man ihn auch völlig bereden könnte, daß die Geſchichte einer Clariſſa nach dem Buchſtaben wahr ſey; ſo würde doch das weiter nichts bey ihm wirken, als daß er ſich vielleicht die Mühe machte zu ſagen: „Was „leſt ihr aber das Buch, und weint noch da„zu darüber? Sie iſt ja einmal todt, und ihr „könnt ſie doch nicht wieder lebendig machen.„

Noch andre erklären ſich zwar nicht wider alle, aber doch wider einige Arten des Schönen, weil ſie nur für einige Gefühl haben. Kein Scribent gefällt ihnen, der nicht gerade in ihrer eignen Sphäre denkt und empfin-

het. Sie würden gar nicht tadelnswürdig seyn, wenn sie sich begnügten, bloß zu sagen: Dieses ist für mich nicht schön! Aber gemeiniglich sind sie nicht so bescheiden. Lesen sie einen erhabnen Autor, so kommen sie nicht etwa auf den Verdacht, daß sein Werk über ihren Gesichtskreis liege; sondern sie erklären es ohne weitere Umstände für schwülstig und unverständlich. Dergleichen Tadler verdienen in meinen Augen nicht weniger bedauert oder belacht zu werden, als der, welcher hartnäckig behaupten könnte, daß ein Adler nicht höher flöge, als eine zahme Gans, bloß weil seine Augen zu schwach wären, dem Vogel Jupiters in seinem Fluge nachzufolgen.

Es hat noch kein Genie gegeben, welches in allen Arten gleich groß gewesen wäre. Sokrates würde nicht zugleich Homer, Demosthenes nicht Sokrates, und Aesopus nicht Sophokles haben seyn können; Aber keiner von diesen hat die, welche vor ihm lebten, verachtet. Große Geister schätzen allemal andre große Geister, und bewundern ihre Vollkommenheiten, wenn sie gleich in ihren Gattungen von einander unterschieden sind.

Sie finden alles Schöne schön, ob sie gleich in einem noch höhern Grade von demjenigen entzückt werden, was in den Bezirk ihres vorzüglichen Talentes gehört. Nur eingeschränkte Seelen können nicht mehr als an Einer oder einigen Arten Geschmack finden, und wenn sie wenig Vernunft und nicht wenig Vorurtheile besitzen, alles Uebrige verachten.

E.

Acht und achtzigstes Stück.

Da ich unterschiedne Schreiben empfangen habe, welche mich erinnern, in der Geschichte meiner Erziehung fortzufahren, und zugleich von meinen Schicksalen dasjenige bekannt zu machen, wovon ich glaubte, daß es zum Unterrichte oder Vergnügen meiner Leser gereichen könnte: So wage ich es, wieder von mir selbst zu reden, weil ich besonders dadurch veranlaßt werde, aufs neue von meinem ehrwürdigen Vater zu

zu ſprechen, und das Andenken eines Mannes unvergeßlich zu erhalten, der alle Kräfte ſeines Geiſtes der Ausbreitung der Tugend und Frömmigkeit unter den Menſchen widmete, und mich ſowohl durch ſeine Lehren, als durch ſein Beyſpiel fähig gemacht hat, in ſeine Fußkapfen zu treten, und ihm auf einem ſo ſchönen Wege von ferne nachzufolgen. Unterdeß iſt dieſes nicht die einzige Urſache, welche mich zur Fortſetzung der Nachrichten bewegt, die ich von mir zu ertheilen angefangen habe. Viele haben die Art der Erziehung gebilligt, durch welche Neſtor Ironſide einen feſten Grund zu meiner wahren und beſtändigen Glückſeeligkeit zu legen ſuchte; aber ſie haben zugleich geurtheilt, daß dieſelbe nur bey ſehr wenig Kindern möglich ſey; daß ſie ſich bey vielen zugleich gar nicht anbringen laſſe; daß folglich der Vorſchlag dazu, in Abſicht auf den Nutzen, den das gemeine Weſen davon wünſchen möchte, unter die ſchönen Träume gehöre, deren Wirklichkeit in unſrer Welt nicht erwartet werden dürfe. Da nun ein ſolches Urtheil, wenn es, unterſtützt von einigen

scheinbaren Gründen, Beyfall fände, diejenigen Aeltern, die ihre Kinder nach den Grundsätzen meines Vaters erzogen zu sehen wünschen möchten, zurückhalten könnte, seinem Plane mit den nöthigen Abänderungen zu folgen: So glaube ich, meine Gedanken darüber sagen zu müssen.

Ich muß also wiederholen, was ich gleich erinnerte, als ich die Erzählung meiner Erziehung anfieng: Wenig Väter können dem Plane meines Vaters ganz folgen, weil sich wenige mit der Erziehung selbst beschäfftigen können; es mag nun dieses daher kommen, daß ihnen die dazu nöthigen Fähigkeiten fehlen, oder auch daher, daß ihre Umstände, und die Geschäffte ihres Berufes sie daran verhindern. Dem ungeachtet aber bleibt es eine gewisse Wahrheit, daß in verschiednen Graden der Vollkommenheit alle Kinder in den höhern und niedrigern Ständen nach den Regeln, die Nestor Ironside beständig vor Augen hatte, erzogen werden können, und erzogen werden müssen, wenn wahre Gottseeligkeit und Frömmigkeit mehr unter den Menschen herrschen sollen, als

als ſie herrſchen. Selbſt die öffentliche Erziehung in den Schulen ſowohl in den Städten, als ſelbſt auf dem Lande könnte, und wirklich ſollte ſie nach den Grundſätzen eingerichtet ſeyn, die ſeine Richtſchnur waren, ob ich gleich geſtehe, daß man, unzählbarer Vorurtheile und Hinderniſſe wegen eine ſolche Einrichtung noch nicht hoffen dürf. Es müßten freylich ſehr viele theils von den Großen, theils von denen, welchen die Aufſicht über die öffentliche Erziehung anvertraut iſt, beſſer, edler und großmüthiger denken lernen, als man gemeiniglich denkt; es müßte auf den Akademien Lehrer geben, welche die ſchwere Kunſt, Kinder zu unterrichten und zur Tugend anzuführen, ordentlich, gleich andern Wiſſenſchaften vortrügen, und die mannichfaltigen Wege ausforſchten und bekanntmachten, auf denen Wahrheit und Rechtſchaffenheit in Seelen von verſchiednen Charakteren, Neigungen und Fähigkeiten gelangen können; es müßten auch die Kinderlehrer in den niedrigern Schulen, ſowohl in den Städten als auf dem Lande, nicht allein in beſſere Umſtände geſetzt, ſondern

auch mehr geehrt werden, als nun geschiehet; damit nicht jede zu allen andern bürgerlichen Geschäfften untüchtige Personen zu einem Amte aufgerafft werden müßten, das unter die nützlichsten und wichtigsten selbst für den Staat gehört. Allein wer darf Veränderungen erwarten, die zu einer so großen Verbesserung nöthig sind? Unterdeß ists genug, daß die Privaterziehung der Kinder, welche nicht ganz dürftige Aeltern haben, vortheilhafter eingerichtet werden kann.

Damit ich aber einen jeden meiner Leser desto gewisser davon überzeugen möge: so will ich sie die Grundsätze und Regeln, nach denen mein Vater meine Erziehung einrichtete, nach und nach mit Einem Blicke übersehen lassen, und zugleich, wo es nöthig zu seyn scheint, über die Möglichkeit, sie auszuüben, einige Anmerkungen machen.

„In den beyden ersten Jahren der Kin„der, oder wenigstens so lange, bis sie re„den und ihre Gedanken in förmlichen „Sätzen ausdrücken können, müssen sie „der Aufsicht und Wachsamkeit ihrer Mär„ter

„ter überlassen werden. Diese sind am fä„higsten, ihre erwachenden Begierden so „zu regieren, daß keine vor der andern zu „viel Stärke und Leben erhalte. Gegen „sie empfinden Kinder in den ersten Zeiten „ihres Lebens eine stärkere und zärtlichere „Zuneigung, als gegen ihre Väter, zu„mal, wenn sie ganz Mütter gewesen sind, „und sie selbst gesäugt haben. Das, was „rechtschaffne Mütter itzt zu ihrem Besten „thun können, besteht, ausser der Wach„samkeit für ihre Gesundheit und für die „Reinlichkeit ihrer Körper und ihres An„zuges, vornehmlich in der Bemühung, „sie dahin zu bringen, daß sie von den „Gegenständen, die auf ihre Sinne wirken „nichts zu heftig, nichts mit Eigensinn „und Beständigkeit begehren, in der „möglichsten Gegenwart bey ihnen, und „in der Sorge, die Verschlimmerung ih„rer Herzen durch thörichte, und zuwei„len ganz lasterhafte und unsinnige Schmei„cheleyen und Liebkosungen der Bedienten „zu verhindern.„

Man wird nicht läugnen, daß dieses sehr möglich sey, wenn sowohl Mütter mit ihren Pflichten nicht ganz unbekannt sind, als auch Fähigkeit, und Lust genug haben, sie zu erfüllen, und kann man dieses nicht mit Recht voraussetzen? Es giebt freylich nur allzuviele Mütter, die kaum halbe Mütter sind, und es ganz vergessen, daß sie eigentlich für ihre Kinder und Männer leben sollen; Mütter, die sich um diejenigen, denen sie das Leben gaben, gemeiniglich so wenig bekümmern, als wenn sie wegen derselben keine Rechenschaft zu geben hätten; Mütter, die den größten Theil ihrer Zeit mit ihrem Putze, mit Besuchen, und mit dem Spiele verschwenden, und ihre Kinder so selten sehen, als wenn alles Gefühl der natürlichen Zuneigung in ihnen erstorben wäre; Mütter endlich, die sie ihren Ammen und Wärterinnen preis geben, und nur ihrer Pflichten wegen ganz ruhig sind, wenn sie auch in noch so schlimmen Händen seyn sollten. Ueberdieß ist auch gewiß, daß die meisten von ihnen in der Kunst, mit ihnen auf eine vernünftige Art umzugehen ganz unerfahren sind.

ſind. Bleiben aber darum ihre Pflichten nicht nothwendige Pflichten? Müſſen ſie nicht an ihre Schuldigkeit erinnert werden? Und ſollte es nicht noch viele unter ihnen geben, die ein ſo gutes Herz und ſo viel Neigung zu ihren Pflichten haben, daß ſie nur auf den rechten Weg gewieſen werden dürfen?

Man wird alſo geſtehen müſſen, daß die Wahrheiten, welche das Verhalten gegen die Kinder in den beyden erſten Jahren ihres Lebens regieren müſſen, ausgeübt werden können, und die Unmöglichkeit ihrer Ausübung ſich bloß auf eine verſchuldete und vermeidliche Vernachläßigung der mütterlichen Pflichten gründen. Nicht anders verhält es ſich mit den Lehren und Vorſchriften, nach denen man ſich in den folgenden Zeiten richten muß. Man muß nur in zween Punkten mit mir einig ſeyn; man muß mit mir vorausſetzen, theils, daß man die Kinder hornehmlich zu einer wahren Frömmigkeit und Tugend anführen; theils, daß man eine ſolche Anleitung auf wirklich deutliche Erkenntniß gründen müſſe, welche nicht erhalten werden kann, wenn man dieſelben vie-

lerley Wahrheiten ins Gedächtniß zu faſſen zwingt, ohne daß ſie einigen klaren Begriff damit verknüpfen. Wenn man darinnen mit mir übereinſtimmt: So wird man leicht einſehen, daß folgende Grundſätze und Regeln nicht allein beobachtet werden ſollten, ſondern auch ohne viele Schwierigkeiten beobachtet werden können.

„So bald die Kinder ſo viele Begriffe eingeſammelt haben, daß daraus die Ideen „eines höchſten Weſens und der darauf gegründeten moraliſchen Wahrheiten ſtufenweiſe entwickelt werden können: So „macht eine ſolche Einrichtung, daß ſie „die großen und herrlichen Benennungen „Gottes nicht ohne Aufmerkſamkeit und „Ehrfurcht ausſprechen hören, um ſie nach „der Erkenntniß derſelben begierig zu „machen.„

„Machet den Kindern Gott als den „beſten Freund der Menſchen, als ihren „Wohlthäter und unter der Idee eines Vaters bekannt, damit ſie ihn zuerſt lieben „und aus Dankbarkeit verehren lernen, und

„und verhütet dadurch eine ſclaviſche „Furcht vor ihm.„

„Unterrichtet ſie von dem Endzwecke „des Sonntages und ſaget ihnen, daß „man an demſelben zuſammen komme, um „ſich von dieſem Freunde und Wohlthäter „der Menſchen zu unterreden, und ihm „für ſeine Wohlthaten zu danken, auch „neue Wohlthaten von ihm zu erbitten.„

„Weil ſich die Urſachen am deutlichſten „ſten und gewiſſeſten aus ihren Wir„kungen erkennen laſſen: So zeiget ihnen „die Wirkungen der göttlichen Eigenſchaften, ehe ihr ſie von dieſen ſelbſt unter„richtet. Die Offenbahrung lehret dieſen „Weg, und will, daß wir von den Geſchöpfen zum Schöpfer emporſteigen „ſollen.„

„Um dieſer Abſicht willen laſſet ſie die „Schönheit, die Ordnung und Uebereinſtimmung der Geſchöpfe untereinander, „und beſonders ihre Verbindung mit unſerm Nutzen und Vergnügen beobachten. „Denn ſo lernen ſie am gewiſſeſten und

„deut-

„deutlichsten einsehen, daß Gott als das „weiseste und zugleich das gütigste Wesen „verehrt werden müsse.„

„Wenn die Kinder so weit sind; so ist „es Zeit, sie zu lehren, daß Gott der „Schöpfer aller Dinge sey. Man muß „ihnen aber vorher aus vielen Exempeln „die Ideen von Entstehen und Hervor„bringen geläufig gemacht haben.„

„Während dieses Unterrichtes, der im„mer erzählend, sinnlich, und so interessant „eingerichtet seyn muß, als es die Fähig„keit des Lehrers zuläßt, muß beständig „die Nothwendigkeit, der Nutzen und „die Billigkeit bestimmter Regeln für „unser Verhalten gezeigt und aus der Er„fahrung der Kinder selbst mit Exempeln „bestätigt werden.„

„Wenn dieses geschehen ist, und ihre „Seelen klare Begriffe von Regeln haben: „So muß man sie unterrichten, daß Gott „unser Gesetzgeber und Herr sey; daß man „ihm gehorchen, und zwar aus Zuneigung „und Liebe gehorchen müsse, weil alle

„seine

„seine Gesetze auf unsre wahre Glückseligkeit abzielen, wenn es auch zuweilen „scheinen sollte, daß sie mit unserm Vergnügen stritten.„

„Unter den Pflichten, die Gott befiehlt, „muß der Anfang im Unterrichte mit denen gemacht werden, welche die Kinder „schon selbst ausüben können, ob man ihnen gleich im Voraus, so wie sich ihre „Gedanken erweitern, auch die übrigen „bekannt machen muß.„

„Es ist sehr nützlich, die moralischen „Regeln, die sie behalten sollen, alle aus „der Schrift zu nehmen. Sie müssen sie „aber nicht auf die gewöhnliche Art auswendig lernen; man muß sie oft erklären; man muß die Kinder oft daran erinnern, und sie werden sie dadurch eben „so geschwind fassen, als wenn man sie ihnen aufgegeben hätte?„

Können solche Regeln schwer, oder nur bey wenigen Kindern auszuüben seyn? Oder kann man zweifeln, daß man es auf diesem Wege leichter, als auf dem gewöhnlichen

Wege zur Erkenntniß und Wahrheit und zur Liebe gegen die Tugend bringen könne? Es iſt wahr, daß bey dieſer Methode verſchiedne Jahre verfließen werden, ohne daß ſie die gewöhnlichen Catechismusfragen wiſſen; Aber was hilft es, dieſe zu wiſſen, wenn ſie mit Unluſt und Zwang erlernt worden ſind, und werden ſie nicht im ſechszehnten Jahre wieder vergeſſen ſeyn?

Neun und achtzigſtes Stück.

Meine Leſer wiſſen aus demjenigen, was ich ſchon von meiner Erziehung geſagt habe, daß es ſich mein Vater mit einem vorzüglichen Eifer angelegen ſeyn ließ, mich, ſo weit dieſes in der Gewalt eines Menſchen ſteht, zum Chriſten zu machen, und für die beſte Religion nicht allein meinen Verſtand, ſondern auch mein Herz frühzeitig einzunehmen. Eben dieſer Abſicht wegen hatte er mir Chriſtum ſo oft als den vollkommenſten, als den gütigſten und liebenswürdigſten Men-

Menſchenfreund vorgeſtellt, damit ich deſto williger ſeyn möchte, mich ihm, als meinem Lehrer, meinem Mittler, und meinem Herrn zu unterwerfen, und dadurch der Wohlthaten fähig zu werden, welcher alle diejenigen beraubt bleiben, die ihn muthwillig entweder verkennen oder verläugnen. Mein Vater erreichte ſeinen Endzweck; er machte mich eben ſo aufmerkſam, als begierig, den Urheber und Vollender meiner Glückſeligkeit näher kennen zu lernen.

Zuerſt überzeugte er mich, daß er von Gott geſandt und berechtigt worden wäre, dem menſchlichen Geſchlechte den vollkommenſten Unterricht zu geben, wie wir ihm gefallen, und in der Gemeinſchaft mit ihm einer Wohlfahrt theilhaftig werden können, die allein unſre feurigſten Wünſche befriedigt. Er machte mir die Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit eines ſo vollkommenen und unbetrüglichen Lehrers aus der Schwachheit unſrer Vernunft und aus unſrer Neigung zu irren, begreiflich, und beſonders zeigte er mir, wie wenig es auch den gröſten Geiſtern geglückt wäre, einen ſichern Weg

zur wahren und dauerhaften Ruhe und Freude des Gemüths zu finden. Im voraus sagte er mir, daß uns Christus diesen Weg gelehrt hätte; daß ihn nunmehr bey dem uns von ihm angezündeten Lichte auch ein Kind finden könnte; daß nun wirklich viele Kinder mehr nützliche und unentbehrliche Wahrheiten einsähen, als vordem selbst die berühmtesten Weltweisen mit allem ihrem Nachforschen nicht entdeckt hätten; daß es itzt in jedermanns Gewalt stünde, glückseelig zu werden; daß es zwar nicht alle Menschen würden, daß man aber solches nicht seiner Lehre, sondern ihrer Bosheit zuschreiben müßte. Alles dieses erzehlte er, und er befragte mich nicht eher darüber, als bis er gewiß wußte, daß ich den Innhalt seiner Unterweisungen gefaßt hatte. Ein jedes Kind lernt mit einer um so viel gröſſern Geschwindigkeit und Lust, je geschickter man seinen Unterricht so einzurichten weiß, daß es gleich in seinen ersten Antworten glücklich ist.

Hierauf unterrichtete er mich, daß zwar Gott der Welt lange vor den Zeiten Jesu

Christi

Chriſti Lehrer gegeben, ſie erleuchtet, und geſandt hätte, den Menſchen ſeinen Willen zu verkündigen, ſie von gefährlichen Irrthümern abzuhalten, und zur Frömmigkeit und Tugend aufzumuntern; daß aber auch durch ſie vorhergeſagt worden wäre, wie zu einer gewiſſen Zeit, unter einem gewiſſen Volke, aus einem gewiſſen Geſchlechte, und an einem dazu beſtimmten Orte ein Menſch gebohren werden würde, welcher der größte und vollkommenſte Lehrer ſeyn ſollte. Hier erklärte er mir, was Weiſſagungen wären, und zugleich machte er mir diejenigen bekannt, die Chriſtum, theils als eine auſſerordentliche Perſon, theils, als einen großen Lehrer der Wahrheit und Gerechtigkeit bezeichnet haben. Er überführte mich, daß niemand prophezeyen könne, ohne eine auſſerordentliche und menſchlichen Kräften unmögliche Erleuchtung von Gott empfangen zu haben, und zugleich bewies er aus der Geſchichte des Erlöſers, daß alles, was vorzeiten von einem großen zukünftigen Lehrer aller Menſchen vorherverkündigt worden war, in Chriſto erfüllt worden wäre. So

ordentlich, so stufenweise wurde ich von einer historischen Wahrheit des Christenthums zur andern fortgeleitet: Wie gründlich mußte nicht meine Ueberzeugung werden?

Diese Ueberzeugung suchte er dadurch zu erhöhen und zu befestigen, daß er mir die Wunder des Erlösers als unwidersprechliche Beweise seiner göttlichen Sendung und seines Rechtes, der größte Lehrer der Menschen zu seyn vorhielt. Er erklärte mir deswegen, was Wunder wären; wodurch sie von bloß wunderbaren Handlungen unterschieden würden; was sie für Eigenschaften haben müßten, wann sie mit den Vollkommenheiten Gottes übereinstimmen sollten; wie weit sie alle menschlichen Kräfte überstiegen, und wie unmöglich es wäre, solche ausserordentliche Thaten zu thun, ohne mit der Kraft des Unendlichen dazu ausgerüstet zu seyn. Man kann sich leicht vorstellen, daß er mit besondrer Sorgfalt mir die Vorzüge zu entdecken suchte, welche die Wunder des Erlösers von den Wundern aller ältern Propheten unterschieden.

Mein

Mein Vater war nicht zufrieden, daß er mich von allen diesen Wahrheiten überzeugte. Er hielt sich lange bey den moralischen Folgen derselben und bey den Verbindlichkeiten auf, die in ihnen gegründet sind. Ist Christus ein Lehrer von Gott gesandt, und unter allen göttlichen Boten, durch welche die Menschen von seinem Willen unterrichtet worden sind, der Größte, und Vollkommenste: So haben seine Lehren ein Ansehen, dem man sich nicht ohne Frevel widersetzen kann; sie müssen Wahrheiten seyn, und wenn vielleicht einige davon für uns nicht alle die Deutlichkeit und Begreiflichkeit haben sollten, die wir wünschen möchten; so können sie doch mit keinen andern gewissen Wahrheiten streiten, und so lange kein Streit erweislich ist, so lange müssen sie auch mit der größten Ehrerbietung angenommen werden. Dieses waren die Schlüsse, die mich Nestor Ironside selbst aus seinen Unterweisungen folgern und oft mit veränderten Fragen und Wendungen folgern ließ, damit sie lebendig würden. Mit welchen rührenden Ermahnungen begleitete er sie nicht!

Wie nachdrücklich führte er mir nicht den Seegen zu Gemüthe, den wir dem weiſeſten und liebenswürdigſten Lehrer zu danken haben! Mit welcher Lebhaftigkeit zeigte er mir, welche thörichte, welche oft lächerliche, und allezeit gefährliche Irrthümer wir noch als Orakelſprüche glauben würden, wenn er nicht in der Welt erſchienen wäre, uns aus der Finſterniß zum Lichte zu bringen! Ich müßte gerührt werden, und welche Kinder würden nicht gerührt, nicht zu einer wahren Ehrfurcht und Liebe gegen den erhabenſten und beſten Lehrer aller Lehrer bewogen werden, wenn diejenigen, denen der Unterricht der Jugend anvertraut iſt, von dem Eifer und der Treue meines Vaters begeiſtert wären!

Neunzigſtes Stück.

Nachdem mein Vater mich gründlich genug überzeugt zu haben glaubte, daß der Stifter unſrer göttlichen Religion der voll-

vollkommenste Lehrer wäre, dessen Unterricht mir mit der tiefsten Ehrerbietung annehmen müßten: So hielt er's für nothwendig, mich stufenweise so weit zu bringen, daß ich ihn auch als meinen Mittler und Versöhner, als meinen Herrn, und als die Ursache aller meiner Seeligkeit erkennen, und mit einem wahren und demüthigen Vertrauen ergreifen und anbeten möchte. Ich wiederhole es, daß er solches stufenweise that, weil an der Art, wie man zu dieser so wichtigen und zu unsrer wahren Ruhe so nöthigen Erkenntniß gelanget wird, ausserordentlich viel gelegen ist.

Zuförderst nahmen es mich so lebhaft und rührend, als es konnte, daß jede Uebertretung göttlicher Gesetze bestraft zu werden verdiente; daß die gerechte Ahndung derselben zwar nicht immer in diesem Leben erfolgte, wie die Erfahrung beweiset; daß sie aber Gott in einem andern Leben und Zustande, seiner eignen Vollkommenheit und Gerechtigkeit wegen, erfolgen lassen müßte, wofern seine solche Einrichtung möglich seyn sollte, wodurch die unaussprechlich schlimmen Fol-

gen einer völligen Aufhebung verdienter Strafen verhindert werden könnten. Auf diese Wahrheiten führte er mich durch Fragen, die jedes Kind so beantworten wird, wie jede noch so schwache Vernunft dieselben beantworten muß, wenn sie nur den wesentlichen Unterschied zwischen dem moralischen Guten und Bösen einsieht, und einigen Begriff von der Heiligkeit oder von der sittlichen Güte unsers höchsten Gesetzgebers hat. Er verweilte sich besonders bey den Pflichten gegen Gott. Ist es gut; sprach er, Billigkeit und Pflicht, ihn mehr, als seine Geschöpfe zu lieben, und zu ehren, seine Wohlthaten mit dem eifrigsten und zärtlichsten Danke zu erkennen, alle unsre Handlungen nach seinem Willen einzurichten, in unsrer Seele das stärkste und lebendigste Vertrauen zu ihm zu unterhalten, gern mit andern von ihm und seinen Vollkommenheiten zu reden, und von ihm so groß und edel zu denken, als er verdient? Kann das Gegentheil eben so gut und nöthig seyn, oder verdient es nicht vielmehr den äußersten Abscheu und Haß? Muß nicht Gott selbst über

das

das Eine Verhalten urtheilen, daß es recht und gut, über das andre aber, daß es verwerflich und boshaft ſey, und muß er nicht, wenn er uns anders als ein vollkommnes Weſen bekannt ſeyn will, ſeine Handlungen nach der Verſchiedenheit dieſer einander entgegengeſetzten Arten des Verhaltens auch auf eine verſchiedne Weiſe einrichten? Kann er wohl einem Geſchöpfe, welches alle Liebe, alle Dankbarkeit, alle Unterwerfung gegen ihn aus den Augen ſetzt, mit eben der Güte begegnen, womit er diejenigen begnadigt, die ihre Pflichten gegen ihn erfüllen? Wenn ihm die Beobachtung ſeiner Geſetze gefällt, muß ihm nicht die Beleidigung derſelben misfallen; und, wenn ſie ihm misfällt, muß er nicht ſein Misfallen zu erkennen geben, indem er nicht ſelbſt den Beleidiger ſeinen Geſetze auf die Gedanken bringen will, es ſey ihm gleichgültig, ob man ſie erfülle oder nicht; er werde darum nicht weniger gütig gegen uns ſeyn, weil man ſich ſeinem Willen widerſetzt, und ihm den Gehorſam verweigert, den er in ſeinen Geboten von uns verlangt? Durch dieſe Fragen, die er ſo

oft veränderte, bis ich ihren Wesstand ganz begriff, leitete er mich zu der Ueberzeugung, daß Gott die Uebertreter seiner Gesetze entweder bestrafen, oder, wenn er sie aus grosser Erbarmung nicht bestrafen wolle, doch eine solche Einrichtung machen müsse, wodurch sie von seinem heiligen Misfallen an ihrem Ungehorsame überzeugt und abgehalten werden können, von ihren Uebertretungen abzulassen, und sich vor seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit eben so sehr zu fürchten, als ihn wegen der unaussprechlichen Grösse seiner Gnade mit der feurigsten Begierde zu lieben.

Daß die Menschen die Gesetze Gottes übertreten haben, und als selbst eben den besten Entschliessungen, übertreten, oder, wenn sie gehorchen, seine Befehle nur sehr unvollkommen beobachten, dieses Buch Hiobs bedurfte keines Beweises, und mein Herz flehte zu meinem Gotte durch eine feurige und bewegliche Anwendung auf mich selbst fruchtbar und lebendig zu machen. Er zeigte mir aus meinem eignen mannichfaltigen Vergehungen, wie sehr auch ich schon

das Misfallen des höchsten und vollkommensten Wesens verdiente; wie stark die Neigung zu sündigen auch bey mir wäre; wie viel Sorgfalt er immer anwenden müßte, mich von gehäuftern und grössern Beleidigungen der göttlichen Gebote zurückzuhalten; wie unglücklich ich endlich seyn würde, wenn sie entweder in dem gegenwärtigen, oder in einem noch zukünftigen Leben bestraft; wenn meine Schicksale darinnen nach meinem Verhalten in meinem itzigen Zustande eingerichtet werden sollten. Er bestätigte seinen Unterricht mit den feyerlichsten und nachdrücklichsten Aussprüchen der Offenbarung über die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes, über unser sittliches Verderben, über unsre Widerspenstigkeit gegen seinen Willen, über seinen Haß gegen alle Abweichungen von seinen Gesetzen, und über die schrecklichen Folgen seines Misfallens an den Sündern. Er hielt mir die Drauungen vor, die er mit seinen Befehlen verknüpft hat; er erhob die Größe und Furchtbarkeit seiner Heiligkeit durch die Größe seiner Macht; er ließ mich daraus schließen, daß wir alles

zu fürchten hätten, weil wir ſtrafbar wären; und zugleich ſuchte er die uns allen weſentliche Begierde nach Glückſeeligkeit ſo ſehr zu reizen, daß ich, durch ſo große Vorſtellungen erſchüttert, ſelbſt die Fragen thun möchte, ob wirklich ein ſo heiliges und großes Weſen ſeine Dräuungen unausbleiblich erfüllen würde; ob der ſündige Menſch ſich gar keine Hoffnung machen dürfte, oder ob vielleicht Gott nach ſeiner unendlichen Weisheit eine ſolche Einrichtung in Abſicht auf unſre künftige Glückſeeligkeit gemacht hätte, durch welche die Rechte ſeiner Heiligkeit mit ſeiner Güte vereinigt werden könnten.

Neſtor Ironſide gab mir auf dieſe Fragen, worauf er mich durch die weiſe Wendung ſeines Unterrichtes ſelbſt geleitet hatte, anfangs nur ſolche Antworten, welche Hoffnung erwecken konnten, ob ſie mich gleich in einiger Ungewißheit ließen, nicht weil er glaubte, daß ſein Verhalten hierinnen als eine allgemeine Regel beobachtet werden ſollte, ſondern weil er einen beſondern Grund dazu in dem, was meine Gemüthsart Eigenthümliches und Unterſcheidendes hatte,

zu

zu finden urtheilte. Er hatte bemerkt, daß ich alle Wahrheiten, die er mir entdeckte, leicht und mit Begierde annahm; daß ich aber bey eignem Nachdenken darüber eben ſo leicht zweifelte und mit Mühe von meinen Zweifeln zurückgebracht wurde, wenn ich nicht genug Zuſammenhang darinnen fand, weil in dem Vortrage vielleicht einige Glieder zur nöthigen Verknüpfung derſelben ausgelaſſen worden waren. Je gefährlicher nun meinem Vater die Neigung zum Zweifeln zu ſeyn ſchien, deſto nöthiger war es auch nach ſeinem Urtheile, mich nicht allzugeſchwind forteilen zu laſſen, ſondern zuweilen mit mir langſamere Schritte auf dem Wege der Wahrheit zu thun, ſelbſt wenn er glauben konnte, daß ich den Sinn ſeines Unterrichtes genug begreifen würde. Er ſuchte dem Irrthume vorzubeugen, daß die Reue über unſre Beleidigungen göttlicher Geſetze, der Vorſatz, ſich zu beſſern, und die Beſſerung ſelbſt, hinlängliche Mittel und verdienſtlich genug wären, das Misfallen Gottes an unſern Laſtern zu beſänftigen, und diejenige Glückſeeligkeit zu erlangen, die unſre Seele wünſchen muß,

muß, wenn sie des Gebrauches ihrer Vernunft mächtig ist. Diesen Endzweck zu erreichen lehrte er mich, daß zwar eine aufrichtige Reue über unsre Abweichungen von seinem Willen, und ein eifriges Bestreben, uns zu bessern, in Absicht auf unsre nachfolgenden Schicksale nicht vergeblich wäre, daß aber beydes weder verdienstlich noch zureichend seyn könnte, uns von der schon verdienten Bestrafung völlig zu befreyen. Er erläuterte dieses mit Beyspielen von Kranken, die sich durch Ausschweifungen beschwerliche und schmerzliche Uebel zugezogen haben. Diese natürlichen Bestrafungen können ihn bewegen von seinen Unordnungen abzulassen, sie nicht allein aufrichtig und lebhaft zu bereuen, sondern sich auch zu den entgegengesetzten Handlungen zu gewöhnen. Eine solche Reue, der Vorsatz sich zu bessern, und das Bestreben darnach könnten freylich nicht vergebens seyn; sie verhüten wenigstens die Verschlimmerung der Uebel, die sich der Sünder zugezogen hat; sie können vielleicht auch seinen Zustand bis auf einen gewissen Grad erträglich machen; sie verschaffen der

Na-

Natur Zeit, ſich zu erholen, oder verzögern die völlige Zerſtörung derſelben. Allein ſie können doch die nachtheiligen Folgen der bereuten Unordnungen nicht ganz aufheben, ungeachtet ſie vielleicht durch die Hülfe eines geſchickten Arztes gehoben werden können, dem der Kranke ſeine Geneſung allein verdanken muß, wenn er ſich zumal ſeiner angenommen hat, ohne ſeine Hülfe geſucht zu haben. Gott, ſagte mein Vater, kann den Sündern einen ſolchen Arzt geben, der auf eine uns unbekannte Art die von ihnen verdienten Strafen, als die nothwendigen Folgen derſelben hinwegnimmt; wir können nicht einſehen und beſtimmen, was Gott thun kann, aber thun will, wenn es uns auch vorkommen ſollte, als wenn nur dieſes oder jenes möglich wäre. Einigermaſſen kann es unſre Vernunft vermuthen. Denn wie Gott in Abſicht auf das gegenwärtige Leben eine ſolche Einrichtung veranſtaltet hat, daß es wider die verderblichen Wirkungen gewiſſer Laſter Gegenmittel giebt, die ſolche Folgen entweder vermindern oder auch ganz aufheben: Warum ſollte ihm eins

ähn-

ähnliche Einrichtung in Absicht auf unsre künftigen Schicksale unmöglich seyn? Mancher Mensch setzt sich hier schon durch seine Thorheiten Gefahren aus, die seinen Untergang unausbleiblich nach sich ziehen würden, wenn nicht andre Personen ins Mittel träten, und ihn retteten, welches vielleicht nicht ohne die Uebernahme vieler Beschwerlichkeiten und Uebel geschehen kann. Daß sie dieses thun, dieses ist unstreitig der Wille Gottes. Erinnerst du dich nicht des Kindes, das unlängst durch seine Unvorsichtigkeit, dem Flusse so nahe kam, daß es von seinem jähen Ufer herabgleitete und dem Tode gewiß nicht entgangen seyn würde, wenn nicht sein älterer Bruder herbeygeeilet wäre, und ihn mit großer Gefahr seines eignen Lebens herausgerissen hätte? Du sahst dem schrecklichen Zufalle aus dem Fenster zu; du sahst, daß das unvorsichtige unglückliche Kind sich selbst nicht helfen konnte; du sahst, daß es sich mit Händen und Füßen bestrebte, nicht unterzusinken. Dieses Bestreben, das mit der Reue eines Sünders viel Aehnlichkeit hat, war nicht ganz vergebens; denn sein Bruder

konnte

konnte ihn eher ergreifen. Aber würde er darum nicht verloren geweſen ſeyn, wenn ihm dieſer nicht zu Hülfe gekommen wäre? Es koſtete ihm viel Mühe, ihn zu retten; er war ſelbſt zu verſchiedenenmalen in Gefahr, von der Heftigkeit des Stromes fortgeriſſen zu werden, unterdeß rettete er ihn endlich noch. Vielleicht kann Gott den Sündern auf eine ähnliche Weiſe helfen. Er läßt uns in dieſem Leben ſo oft von andern errettet werden, wenn unſer Untergang unvermeidlich zu ſeyn ſchien; vielleicht iſt dieſes auch wegen des Elendes möglich, das uns in einer andern Welt bevorſtehen muß, weil wir ſeine Gebote ſo oft übertreten haben. Du weißt es, mein lieber Arthur, daß dich die Fürbitte deiner lieben Mutter von mancher Strafe befreyt hat, die ich ſchon an dir vollziehen wollte. Vielleicht giebt es einen Fürbitter für uns, deſſen Fürbitte Gott ſo angenehm und wichtig iſt, daß er ſein gerechtes Misfallen gegen uns durch ihn beſänftigen läßt. Allein mit unſerm eignen Verſtande können wir hierinnen zu keiner völligen Gewißheit kommen; nur das können wir mit

Ueberzeugung einsehen, daß, wenn eine Errettung der Sünder von ihren verdienten Bestrafungen möglich ist, Gott dieselbe so einrichten wird, daß wir deswegen nicht an der Größe seiner Heiligkeit und seines Hasses wider die Sünden zweifeln und uns einbilden können, es sey ihm die Uebertretung seiner Gesetze gleichgültig, oder er werde den Menschen glückseelig machen, wie boshaft er auch in seinen Unordnungen zu verharren entschlossen sey. Mehr können wir nicht durch eignes Nachdenken entdecken; wenn wir mehr zu wissen wünschen, so müssen wir uns Mühe geben, zu erfahren, ob uns Gott selbst einen nähern Unterricht davon ertheilt habe.

Ein und neunzigstes Stück.

Unter allen Königen, welche sowohl wegen ihrer grossen und ausserordentlichen persönlichen Eigenschaften, als wegen ihrer vortrefflichen Regierung eines ausgebreiteten Rei-

Andenkens würdig sind, verdient keiner so bekannt zu seyn, und keiner mehr bewundert zu werden, als El Schaddai, der erste und älteste König, dessen Namen und Thaten in Schriften aufgezeichnet und verewigt worden sind. Die Nachrichten von ihm sind zwar weder vollständig noch ausführlich; unterdeß ist doch dasjenige, was man von ihm wissen kann, so beschaffen, daß ein jeder lehrbegieriger Geist nicht allein den größten Nutzen daraus schöpfen, sondern auch sowohl durch seine Vorzüge, als durch die wichtigen Begebenheiten seiner Regierung in das äußerste Erstaunen gesetzt werden muß. Dasjenige, was ich von ihm zu erzählen gedenke, wird die Richtigkeit dieser Anmerkung unwidersprechlich bestätigen.

El Schaddai, welcher sich bloß durch die Größe seiner Vorzüge zum Beherrscher vieler weitläuftigen Reiche gemacht hatte, besaß alle Vollkommenheiten, welche ihm äusser der tiefsten Verehrung seiner Unterthanen, ihre zärtlichste und erkenntlichste Liebe erwerben konnten, und sich eines jeden nicht ganz unempfindlichen Herzens bemächtigen

müssen. Er übertraf diejenigen, die er beherrschte, eben so weit an Erkenntnissen und Einsichten, als an Würde und Hoheit. So groß auch seine Reiche waren, denn niemand hat über so viele Nationen von so verschiedenen Gemüthsarten, Sitten und Fähigkeiten regiert, als er, so übersah er doch alles darinnen mit einem Auge, vor dem sich nichts verborgen halten konnte. Er sah eben so weit in das Vergangne zurück, als tief in die Zukunft; er kannte einen jeden seiner Unterthanen, von dem Pallaste bis zur Hütte, und jeden ganz; er kannte seine Fähigkeiten, seine Neigungen, das Maas seiner Kräfte, die Verrichtungen, zu denen er vorzüglich geschickt war, und zugleich den Grad von Glückseeligkeit und Belohnung, der ihm zukam. Niemals hat ein König eine so tiefe und gegründete Einsicht in das Innerste des menschlichen Herzens gehabt, als er. El Schaddai drang bis zu ihren geheimsten Gedanken und Entschließungen durch, und es waren in dem scharfsinnigsten Geiste keine Anschläge, die er nicht entdeckte. Eben so genau kannte er die natürlichen Beschaffenheiten

heiten und Unterschiede seiner Länder, mit allen mannichfaltigen Folgen, die daraus entspringen konnten. Unter seinen Unterthanen hatten viele, sehr ausgebreitete Erkenntnisse; aber niemand war, wie er, in allen Arten von Einsichten und Wissenschaften gleich groß, und nur er war in einer jeden reicher, als alle in einer einzigen seyn konnten. Keine Macht kann mit derjenigen verglichen werden, die ihm bloß seine grossen Erkenntnisse verschafften. Er konnte dadurch mit der gewissesten Zuverläßigkeit die Möglichkeit und Vollkommenheit eines jeden Entwurfes beurtheilen; er konnte übersehen, welcher sich am glücklichsten ausführen ließe; er kannte alle Wege, die zum Ziele seiner Absichten führten; er sah die Mittel, die er brauchen konnte; er sah alle Hinderniſſe und Schwierigkeiten, die zu befürchten waren, und die verschiednen Möglichkeiten, sie zu heben. Es war also nie zu besorgen, daß er etwas unternehmen würde, das er nicht ausführen könnte, und wenn er etwas unternahm, so konnte man gewiß seyn, daß er überall, wo schwächern Einsichten ein Laby-

rinth zu seyn schien, woraus kein Ausgang möglich wäre, den Ausweg wußte, wie verborgen und wunderbar er auch in seinen Windungen seyn möchte. Er konnte auch um so viel weniger irren, je mehr er sich in Absicht auf seine Einsichten darinnen von allen andern unterschied, daß er sich seiner Erkenntnisse zu allen Zeiten deutlich bewußt blieb; daß keiner seiner Gedanken den andern verdunkelte, daß jeder vielmehr in einem beständigen, sich immer gleichen Lichte stralte.

So groß die Vorzüge seines Verstandes waren, so groß waren die Vollkommenheiten seines Willens, die mit ihnen in der größten Uebereinstimmung standen, welche gedacht werden kann. Er besaß eine Güte, die sich über alle seine Unterthanen ausbreitete, und eine unaussprechliche Neigung, ihr Wohlthäter und Vater zu seyn. Unter seiner Herrschaft sollte alles vollkommner und glückseliger werden; alles sollte sich von einem Grade der Ordnung, Harmonie und Vortreflichkeit zum andern verschönern. Nichts war ihm in dem weitläuftigen Umfange seines Reiche gleichgültig, nichts verächtlich, nichts

in

in ſeinen Augen ſo geringe, daß er ſolches nicht ſeiner Aufmerkſamkeit und Fürſorge gewürdigt hätte. Er betrachtete alle ſeine Unterthanen, von denen jeder einen freyen und ungehinderten Zutritt zu ſeinem Throne hatte, als ſeine Kinder, unaufhörlich beſorgt, alles in ihren Nutzen zu verwandeln, und jede ſeiner Handlungen zur Vergröſſerung ihrer Wohlfarth wirken zu laſſen. Unterdeß bewies ſich ſeine Güte und Bereitwilligkeit, alle glücklich zu machen, als keine eigenſinnige und partheyiſche Güte, weil er von allen Leidenſchaften frey war, aus denen Eigenſinn und Partheylichkeit zu entſpringen pflegen. Er zog keinen dem andern vor, der ihm nicht, beſonderer und unterſcheidender Eigenſchaften und Fähigkeiten wegen, vorgezogen zu werden verdiente, und er folgte in der Austheilung ſeiner Gnadenbezeugungen eben ſo ſehr den Geſetzen der genauſten und ſtrengſten Billigkeit und Gerechtigkeit, als den Neigungen der vollkommenſten Güte, würdig, das Muſter und Beyſpiel aller Könige zu ſeyn, und doch allzu erhaben, als daß er von ihnen erreicht werden könnte.

Er hatte seinen Unterthanen die weisesten und vollkommensten Gesetze gegeben, und sie waren auf eine so vortreffliche Art eingerichtet, daß die Beobachtung derselben, ob sie gleich nicht in allen einzelnen Fällen gleich bequem und leicht war, doch eben so sehr die Wohlfahrt eines jeden, welcher sie zu erfüllen suchte, als das allgemeine Beste beförderten. Jedes war, ausser seinen wesentlichen glücklichen Folgen, mit besondern Belohnungen verknüpft. Alle Unterthanen waren durch die schönste Subordination mit einander verbunden. Es war ihm unmöglich, seine eigne Ehre zu vernachläßigen; er wünschte, als der vollkommenste Beherrscher bekannt und verehrt zu werden; allein er suchte seine Ehre bloß in seinen Bemühungen, sie immer glücklicher und besser zu machen. Einem jeden war in der großen Gesellschaft, die er regierte, den gehörige Rang und dasjenige Geschäffte angewiesen, das seinen Kräften angemessen war, und den Grad von Vollkommenheit und Glückseeligkeit beförderte, dessen er fähig werden konnte. So mannichfaltig und so groß auch der

Un-

Unterschied unter ihnen seyn mochte, so konnte doch niemand unter seinem Zepter klagen. Jeder hatte Vergnügen und Zufriedenheit genug; jeder war geehrt und glücklich, und jeder konnte noch geehrter und glücklicher werden. Weil er aber über sie, nicht als über Sclaven, die nur aus Zwang gehorchen, sondern als über freye Wesen herrschen wollte: So verlangte er einen willigen Gehorsam, und ließ daher in allen seinen Reichen verkündigen, daß er, des allgemeinen Bestens wegen, die Uebertretung seiner Gesetze eben so wenig ungeahndet lassen würde, als diejenigen vergessen und unbelohnt bleiben sollten, die mit Unterwerfung und Freudigkeit seine Befehle erfüllen würden. Seine Unterthanen, welche von der Größe seiner Weisheit und Macht eben so sehr, als von seiner Neigung, ihre Wohlfarth beständig zu vergrössern, unterrichtet und überzeugt waren, stimmten alle darinnen mit einander überein, daß niemand an seiner wohlthätigen Regierung Theil zu nehmen würdig seyn könnte, als derjenige, der sich in allen seinen Handlungen nach seinem Wil-

len richtete, daß vielmehr ein jeder, welcher dieses unterlassen würde, die strengsten Bestrafungen verdienen müßte.

El Schaddai hatte einen einzigen Sohn, Jedidja, der ihm in allen seinen Vorzügen gleich, sein völliges Ebenbild und sein höchstes Wohlgefallen war. Er theilte ihm alle Erkenntnisse seines Verstandes und alle Vollkommenheiten seines Willens mit. Gleiche Gedanken, gleiche Neigungen, gleiche Entschließungen, gleiche Endzwecke und Absichten erzeugten zwischen dem Vater und dem Sohne eine Vereinigung, über welche keine höhere und innigere Uebereinstimmung gedacht werden kann. Jedidja herrschte im Besitze aller Macht, alles Ansehens, und aller Ehre seines Vaters über die Reiche desselben eben so unumschränkt, als er, und beyde genossen von ihren Unterthanen eine gleiche Bewunderung und Liebe.

Wie glückseelig waren sie nicht, so lange die Gesetze ihrer wohlthätigen Beherrschen, von einem jeden in seiner Ordnung mit einem ununterbrochenen Eifer beobachtet wurden! Alle Mitglieder der zahlreichen Gesellschaft, die

die unter ihrer Aufsicht und Fürsorge stand, waren durch die genauesten Bande einer gemeinschaftlichen Liebe, Hülfe und Vertraulichkeit mit einander vereinigt; ihre mannichfaltigen Kräfte wirkten alle nach verschiednen Bestimmungen und dennoch zu Einem grossen Endzwecke, zum Besten des Ganzen. Niemand durfte sich beklagen, daß nicht alle gleiche Fähigkeiten und Talente hatten, noch zu gleichen Geschäfften und Unternehmungen geschickt waren, weil der Nutzen, der dadurch veranstaltet und gewonnen wurde, sich nach den Vorschriften der strengsten Billigkeit über einen jeden ausbreitete. Eifersucht, Misgunst, Geiz, Rachbegierde und Stolz waren unbekannte Leidenschaften; überall herrschten Einigkeit, Sicherheit, und Vergnügen. Die Unterthanen waren einander an Würde und Ansehen nicht gleich, indem der äußerliche Rang nach dem Werthe und Gebrauche der Fähigkeiten bestimmt wurde, die einen von dem andern unterschieden. Und dennoch beneideten die Geringern die Höhern nicht, weil diese ihre grössere Gewalt und Ehre nur zur Erweiterung

der

der allgemeinen Wohlfahrt anwendeten. Eben so wenig verachteten die Höhern diejenigen, die von ihnen abhangen mußten; denn ihre niedrigern Geschicklichkeiten waren ihnen zu ihrer Glückseeligkeit unentbehrlich, und selbst die edlern Fertigkeiten die sie hatten, machten sie zu Geschäfften untüchtig, die weniger Geist und Talent erforderten, ohne darum weniger nothwendig zu seyn.

So lange diese Gesinnungen allgemein blieben, so lange konnte keiner von ihnen elend werden, weil nur die Laster elend machen. Allein einige von den klügern und mächtigern Unterthanen des El Schaddai fingen an, ihre Macht über die ihnen gesetzten Grenzen erweitern, und eben so unumschränkt über ihre Mitbürger regieren zu wollen, als er, und sein Sohn, Jedidja; so sehr vergaßen sie, daß sie ihre Hoheit und Gewalt bloß der Gnade ihrer weisen und gnädigen Beherrscher zu danken hätten. Ihre Begierde, sich zu höhern Stufen des Ansehens und der Ehre emporzuschwingen, als sie verdienten, wurde dadurch, daß sie dieselbe nicht in ihrem ersten Ursprunge unterdrückten,

ten, so heftig, daß sie endlich in eine offenbare Rebellion ausbrach. El Schaddai und Jedidja sollten von ihrem rechtmäßigen Throne herabgestürzt werden, und es war beschlossen, alle diejenigen, die sich als beßre und getreuere Unterthanen geweigert hatten, in ihre Empörung einzuwilligen, völlig auszurotten. Allein ihr eitles Vertrauen zu ihrer List und Macht betrog sie, und so ausschweifend auch die Wut war, mit welcher sie ihr frevelhaftes Unternehmen auszuführen suchten; so nahm es doch den Ausgang, den es verdiente: die Empörer wurden überwunden. Zur Strafe ihrer vermeßnen Rebellion wurden sie aller Vorzüge, Ehren und Rechte beraubt, welche sie unter dem Zepter der besten Beherrscher genossen hatten; sie wurden aus ihren glückseeligen Reichen durch ein unwiederrufliches Gesetz in eine angrenzende Wüste verbannt, wo sie allen Martern der Reue und des Grams über ihren mislungenen Aufruhr überlassen wurden.

Hier wurden sie von allen Leidenschaften des Hasses, des Neides und einer vergeblichen Wut gefoltert. Sie hätten die Größe

und

und Schändlichkeit ihrer Verbrechen erkennen, und ihre Zuflucht zur Erbarmung ihrer beleidigten Beherrscher nehmen sollen. Vielleicht wären diese, wenn sie sich gedemüthigt hätten, bewogen worden, ihre Strafe so sehr zu lindern, als es die allgemeine Wohlfarth ihrer Reiche zulassen konnte. Allein sie sahen, was eine verdiente Bestrafung ihrer Empörung war, nur als einen unglücklichen Ausgang derselben an, und überredeten sich, daß ihnen neue Unternehmungen mehr gelingen würden. Die Beleidiger hielten sich für beleidigt und sannen unaufhörlich auf Rache. Sie versuchten die boshaftesten Künste der Tücke und Verleumdung, andre Unterthanen ihres Ueberwinders und seines Sohnes in ihren Aufruhr zu verwickeln, ihnen seine Gesetze und Absichten verhaßt zu machen, und ihre Herzen wider sie aufzuwiegeln. Endlich gelangen ihrem Anführer die feindseeligen Anschläge, worauf sich alle ihre Hoffnungen gründeten, bey den Häuptern eines zahlreichen Volkes, welche von ihrer Empörung und den schrecklichen Folgen derselben noch keine Nachricht erhal-

ten

ten hatten. El Schaddai hatte denselben und ihren Nachkommen ausserordentliche Freyheiten und Vorrechte verliehen; er hatte ihnen beynahe eine ganz unumschränkte Gewalt über das Reich gegeben, welches sie bewohnten; ein Reich, das einen Ueberfluß an den edelsten Früchten und an allen Gütern hatte, welche dem Leben Bequemlichkeit, Vergnügen, und Glanz mittheilen können. Zum Tribute und als einen Beweis ihrer Dankbarkeit und Abhängigkeit verlangte er nichts, als die Früchte einiger schädlichen Bäume. Er untersagte ihnen den Genuß davon, weil sie ungeachtet ihres herrlichen Ansehens, ein Gift enthielten, das die Schönheit und Stärke ihrer Körper zerstören konnte. Das Gesetz war leicht, und da auf die Uebertretung desselben der Tod und der Verlust ihrer Vorrechte gesetzt war, um sie desto eher in dem nöthigen Gehorsame zu erhalten, so konnte die Beobachtung desselben nur einer gereizten und aufgebrachten Sinnlichkeit schwer werden, die sich aber ohne Mühe überwältigen lassen mußte, so lange sie von der Schädlichkeit dieser gefährlichen Früchte

über-

überzeugt blieben, und die Dräuungen ihrer liebenswürdigen und wohlthätigen Beherrſcher fürchteten. Einer von den Empörern, der ſich unter ihnen einſchlich, und verſchlagen genug war, die Häupter derſelben zu überreden, daß er ihr Freund wäre, erzählte ihnen, nachdem er ſich durch ſeine Schmeicheleyen ihrer Vertraulichkeit verſichert hatte, von der Kraft der verbotnen Früchte ſo viel Wunderbares und Einnehmendes, rühmte die herrlichen Wirkungen derſelben ſo ſehr, berief ſich ſo ſtark auf ſeine eigne Erfahrung, und wußte ihre Beherrſcher auf die liſtigſte Weiſe ſo verdächtig zu machen, und das Verbot der angeprieſnen Früchte von ſo verhaßten Seiten zu zeigen, daß dieſe Leichtgläubigen verblendet wurden, und in ihrer Lüſternheit nicht allein das beſte und wohlthätigſte Geſetz übertraten, ſondern ſich auch mit ihrem ganzen Volke ihrem grauſamen Verführer unterwarfen, welches die Härte ſeines Joches nicht ſo bald empfand, weil es im Anfange täglich mit neuen Luſtbarkeiten zerſtreut, aber eben dadurch von allen nützlichen Beſchäfftigungen abgezogen wurde, ohne

welche weder das allgemeine noch das beſondre Beſte der Verführten erhalten werden konnte. Dieſe Unglücklichen ſchweiften in ihrer Verblendung ſehr bald ſo weit aus, daß ſie unter der Anführung derer, die ſie als ihre grauſamſten Feinde hätten haſſen ſollen, ſich auch wider ihren weiſen und großmüthigen Beherrſcher empörten, ſeine nützlichſten Geſetze nicht allein überall aufhuben, ſondern auch bis auf die geringſte Spur derſelben aus ihrem Andenken zu vertilgen ſuchten, alle Denkmale, die vorher zum Ruhme ſeiner Vollkommenheiten, und ſeiner wohlthätigen Regierung aufgeführt worden waren, niederriſſen und zerſtörten, und an ihrer ſtatt überall die Bildniſſe ſeiner Feinde zur öffentlichen und feyerlichen Verehrung aufrichteten.

So große Verbrechen verdienten, mit den gerechteſten Strafen geahndet zu werden. El Schaddai mußte das Anſehen ſeiner Oberherrſchaft und ſeiner weiſen Geſetze retten, oder es war zu befürchten, daß noch andre Völker einem ſo ſchändlichen Beyſpiele folgen und ſich zu einer gleich frevelhaften Empörung verführen laſſen würden. Und wenn

er sie mit Gleichgültigkeit angesehen hätte, wer würde nicht an seiner eignen Vollkommenheit und Tugend gezweifelt, oder nicht geglaubt haben, daß es ihm an hinlänglicher Macht fehlte, solche Frevel zu rächen? Alle seine noch getreuen Völker erwarteten mit Begierde, was ihre Beherrscher bey dieser Begebenheit thun würden. Sie empfanden zwar einiges Mitleiden mit den neuen Aufrührern, weil sie durch listige Ueberredungen zur Empörung verführt worden waren; aber sie hätten auch denselben so leicht widerstehen können, daß sich niemand unterstand, eine Fürbitte für diese unglücklichen Verbrecher einzulegen, damit El Schaddai die verdiente Strenge gegen sie durch Großmuth und Gnade mildern möchte, wenn noch einige Besserung derselben zu hoffen wäre. Denn das Gesetz verdammte sie nicht allein zum Verluste aller ihrer Vorrechte, sondern auch zum Tode. Und sollte gleichwohl ein ganzes Volk mit allen seinen Nachkommen ausgerottet werden? Jedermann wußte, daß El Schaddai der gütigste Beherrscher wäre; man kannte aber auch seine un-

unüberwindliche Liebe zur Gerechtigkeit. Jedermann wurde alſo auf den Ausgang aufmerkſam, und beſonders waren aller Augen auf Jedidja gerichtet, der immer eine vorzügliche Neigung zu dem verführten Volke geäußert hatte.

Jedidja war es auch, der von dem Elende auſſerordentlich gerührt war, worein es der Abfall von ſeinem Vater geſtürzt hatte. Er nahm ſich deſſelben bey ihm mit Nachdruck an, und da ſich dieſer erklärte, daß ein Denkmal ſeines Zornes gegen ſolche Verbrecher, des allgemeinen Beſtens wegen, nothwendig wäre, ſo erbot ſich ſein Sohn, daß er, zur Ausſöhnung der Rebellen, ſo viele Leiden übernehmen wollte, als ſeinem Vater gefällig ſeyn würde, ihm aufzulegen, wofern er nur dieſe Leiden als eine Genugthuung für ſie annehmen, und um derſelben willen diejenigen, die er von dem verführten Volke bewegen könnte, ihre Empörung zu bereuen, begnadigen und endlich wieder in den Genuß ihrer verlornen Vorrechte und Wohlthaten einſetzen wollte. Er

wußte zwar, daß Leiden, die ein gerechtes Verhältniß gegen die von dem verführten Volke verschuldeten Strafen haben sollten, aufserordentlich groß seyn müßten; aber er entschloß sich doch, dieselben zur Errettung und Wiederherstellung desselben in seine erste Glückseligkeit, willig und mit aller möglichen Unterwerfung unter den Willen seines Vaters zu übernehmen.

El Schaddai fand an dem großmüthigen Erbarmen seines Sohnes gegen Elende, die auch ihn durch ihre Empörung so sehr beleidigt hatten, ein solches Wohlgefallen, daß er das Erbieten desselben annahm, weil er, nach seiner tiefen Einsicht in das Herz seiner Unterthanen vorher sah, daß zum wenigsten ein sehr großer Theil der Aufrührer durch diese aufserordentliche und unerwartete Liebe gegen sie gerührt, und bewogen werden würden, ihren Frevel zu bereuen, und wieder gehorsame Unterthanen zu werden. Er wußte auch, daß sie auf die übrigen, die ihm getreu geblieben waren, sehr vortheilhafte Eindrücke wirken könnte. Denn wer würde nicht

mit

mit Freuden dem gehorchen, der, um nur Glückliche zu machen, bereit war, selbst für elende Aufrührer so viel zu thun? Niemand konnte an seiner Gerechtigkeit und an seinem Abscheue gegen die Verbrechen der verführten Aufrührer zweifeln, weil er denselben nicht vergab, ohne seinen Sohn für sie leiden zu lassen. Seine Güte, die er gegen sie bewies, wenn sie sich durch die großmüthige Liebe seines Jedidja zur Reue und Besserung bewegen liessen, konnte niemand zu gleichen Bosheiten reizen; denn wenn sie sich dazu verführen lassen wollten: Wie konnten sie eine gleiche Begnadigung hoffen, da sie sich eben dadurch zu einer noch eifrigern Liebe gegen ihn verbinden lassen sollten? Er willigte also in den Entwurf, den sein Sohn zur Errettung der Aufrührer gemacht hatte. Er ließ verkündigen, daß er den Entschluß gefaßt hätte, sich ihrer zu erbarmen, wenn sich sein Sohn entschließen würde, sich auf einige Zeit des Gebrauches seiner Herrlichkeit und Macht zu entäußern, und sich allen den Leiden zu unterwerfen, die ihn treffen würden, wenn er sich unter die Verbrecher

begäbe, sie selbst von der Strafbarkeit ihrer Empörung zu überzeugen, sie zu ihrer Pflicht zurückzubringen und von dem harten Joche zu befreyen, das ihnen ihre Verführer aufgelegt hatten. Alsdann sollten diejenigen, welche sich von ihm bessern ließen, wenn sie erst hinlängliche Beweise von der Aufrichtigkeit ihrer Reue und Besserung gegeben haben würden, völlig begnadigt und unter seine geliebten Unterthanen wieder aufgenommen werden. Jedidja blieb bey seiner Entschließung, entsagte dem gegenwärtigen Genusse seiner Herrlichkeit und Freude, und begab sich ohne Gefolg und Ansehen unter das Volk, welches er zu befreyen und wieder glücklich zu machen wünschte.

Aber welche Leiden und Verfolgungen trafen ihn nicht unter diesem verblendeten und elenden Volke! Denn die Verführer, welche seine wohlthätige Absicht entdeckten, reizten dasselbe zu allen Arten von Feindseeligkeiten und Grausamkeiten gegen ihn, und überredeten die Verführten, daß er gekommen wäre, sie aus ihrem itzigen glückseligen

Zu-

Instande, wie sie ihre Sclaverey nannten, unter die Gewalt ihres beleidigten Beherrschers zurückzubringen, und sie alsdann allen Zorn desselben in seiner grösten Härte empfinden zu lassen. Er sah sich täglich den bittersten Verspottungen und den boshaftesten Gewaltthätigkeiten preis gegeben. Zugleich war er von dem Hause seines Vaters entfernt, wo er die grösten Glückseeligkeiten genossen hatte, und seine Leiden wurden dadurch noch bittrer, daß es lange schien, als ob ihm seine Unternehmung ganz mislingen würde. Aber seine Standhaftigkeit und Geduld, und besonders seine großmüthige Zuneigung gegen die Verführten überwanden endlich alle Schwierigkeiten und Gefahren. Seine Vorstellungen machten einen glücklichen Eindruck. Sie fingen an von der Größe seiner Liebe gerührt zu werden; viele entsagten den Verführern, und bereuten ihre Empörung. Man lernte die tyrannische Herrschaft derselben empfinden; man erkannte ihre boshaften Absichten; ihre öffentliche Verehrung wurde von Provinz zu Provinz aufgehoben; und ob sie gleich noch

viele Anhänger behielten, so brachte er es doch, nach unzählbaren Leiden so weit, daß er triumphirend zu seinem Vater zurückkehren konnte. El Schaddai begnadigte hierauf alle wiederkehrenden Verbrecher, die sich einer besondern Aufsicht seines Sohnes zu erfreuen hatten, alle seine Reiche erstaunten über die Gnade des Vaters, der zur Errettung so vieler Unglücklichen in die Leiden seines Sohnes gewilliget, und über die großmüthige Erbarmung des Sohnes, der für ihre Glückseeligkeit so viel erduldet hatte, und jeder wurde auf das vollkommenste überzeugt, daß es die größte Glückseeligkeit wäre, von solchen liebenswürdigen Beherrschern regiert zu werden, und allen ihren Gesetzen mit einer vollkommnen Unterwerfung zu gehorchen.

Zwey und neunzigstes Stück.

Ich kann nicht ausdrücken, von welchen Empfindungen der Dankbarkeit mein Herz

Herz erhitzt wird, so oft ich mich erinnere, mit welcher Sorgfalt und Treue mein Vater mich in der wichtigen Lehre der Religion von der Erlösung der Menschen zu unterrichten suchte. In der Absicht, die Wirkungen derselben auf meinen Willen durch einen angenehmen und gefälligen Vortrag zu befördern, hatte er die Geschichte sowohl von dem Falle, als von der Versöhnung unsres Geschlechtes in die Erzählung eingekleidet, die ich, ihres lehrreichen Innhaltes wegen, in meinem letzten Blatte mitgetheilt habe. Er wußte, daß ich seine Unterweisungen, wenn er ihnen das Ansehen einer Erzählung gab, mit Vergnügen wiederholen hörte; daß ich ihn also, meiner Gewohnheit nach, um die Wiederholung der Geschichte des Königs El Schaddai und seiner Unterthanen bitten, und dadurch veranlassen würde, immer ausführlicher und zugleich immer nachdrücklicher über Wahrheiten zu sprechen, von denen er wünschte, daß sie nicht allein einen frühzeitigen, sondern auch einen tiefen und in seinen gesegneten Wirkungen lange fortdauernden Eindruck auf mich machen möchten. Er

gieng in ſeiner Sorgfalt und Liebe hierinnen ſo weit, daß er in dem Tagebuche, welches er über meine Erziehung hielt, nicht allein die Stufen meines Wachsthumes in wichtigen Erkenntniſſen mit ihren Grenzen anmerkte, ſondern auch zuweilen ganze Unterredungen, worein er ſich mit mir über dieſe Materie einzulaſſen pflegte, aufſchrieb, und ſogar das, was ich gefragt oder geantwortet hatte, nicht ausließ, ob ich gleich nicht zweifle, daß er meine Worte verändert und ihnen eine erträglichere Geſtalt gegeben habe, als ich ihnen nach meinen Jahren geben konnte. Ich kann mich nicht enthalten, etwas davon herzuſetzen, und in einem andern Blatte einige von den Regeln auszuſchreiben, denen er, in Abſicht auf das Schwere und Geheimnißvolle in dieſer ſo wichtigen Lehre, zu folgen beſchloſſen hatte. Man wird aus dem Fragmente von Geſpräche, das ich mittheilen will, ſehen, wie er auch andre Arten von Erkenntniſſen zum Vortheile der Religion anzuwenden wußte. Wir hatten zu der Zeit, da dieſe Unterredung gehalten worden iſt, die Geſchichte des

Leos

Leonidas geleſen, woraus er unterſchiedne moraliſche Folgen herleitete, die Kenntniß derſelben deſto nützlicher zu machen. Dieſes iſt es alles, was ich als eine Art von Einleitung in das Folgende zu ſagen nöthig finde.

Vater. Alſo würdeſt du den Befehlen eines Leonidas wohl gern gehorchen?

Sohn. Mit Freuden, oder ich müßte wohl ſehr übel geartet ſeyn, wenn ich einem Könige nicht gehorchen wollte, der ein Leonidas zu ſeyn ſuchte. Nein, mein theureſter Vater, ich hoffe, daß ich mich ſeinem Willen niemals widerſetzen würde.

Vater. Das Zutrauen, das du zu dir haſt, iſt ein wenig zu groß. Wenn nun ſeine Befehle ſtrenge wären? Ein König, wie Leonidas, würde zuweilen ſehr harte Befehle geben.

Sohn. Das kann wohl ſeyn; aber dennoch wollte ich mich bemühen, ihm gehorſam zu ſeyn.

Vater.

Vater. Ich bin mit deiner Antwort zufrieden, mein Sohn. Aber kannst du mir die Ursache sagen, warum du auch seinen härtern und beschwerlichern Befehlen gehorchen wolltest? Ich bin wohl zuweilen ein Leonidas gegen dich gewesen?

Sohn. Ich danke es Ihnen, liebster Vater. Ich würde gewiß ein sehr böses Kind geworden seyn, wenn Sie mich niemals strenge gehalten hätten. Sie sind immer noch gütiger gewesen, als ich verdiene.

Vater. Du vermuthest also, daß die Gesetze eines Leonidas, wenn sie strenge wären, auf das Beste seiner Unterthanen abzielen, und dasselbe auch gewiß befördern würden, wenn sie nur dieselben beobachteten?

Sohn. Das glaube ich.

Vater. Hoffentlich wirst du das nicht ohne Ursache glauben. Wie kannst du auf die Gedanken kommen, daß auch

seine

seine strengern Befehle auf das Beste seiner Spartaner abgezielt haben würden.

Sohn. Wie könnte ich anders von diesem vortrefflichen Könige denken? Er hatte ja gegen seine Unterthanen eine so zärtliche Zuneigung, daß er für die Erhaltung derselben lieber sterben, als Herr von ganz Griechenland werden wollte.

Vater. Du hältst also dieses für eine sehr rühmliche Handlung?

Sohn. Für eine ganz vortreffliche That. So viele Menschen durch seinen Tod glücklich machen wollen, das ist schön; das ist groß! Alle Menschen werden hier Einer Meinung seyn.

Vater. Wolltest du denn auch eine so vortreffliche, so schöne, so große That thun? —— Du antwortest nicht! —— Was willst du mit deinen weitgeöffneten Augen sagen? Entdecke mir deine aufrichtige Meinung. Isaac war ein Jüngling und konnte sterben wollen.

Sohn. Ich muß es Ihnen gestehen, daß ich das Leben sehr lieb habe. Wenn ichs ganz freywillig thun sollte —— —— Aber ich hoffe, wenn ich älter ——

Vater. Man muß nicht aufs Aelter werden hoffen, mein Sohn, wenn es darauf ankömmt, gute Handlungen bloß thun zu wollen. Du wirst niemals zu edlen und vortrefflichen Thaten fähig werden, wenn du dich nicht bestrebst, wenigstens einen ernstlichen Willen zu haben, das, was rühmlich und eine Pflicht ist, mit Freuden zu thun, ehe die Gelegenheit zur wirklichen Ausübung da ist. Daß solches nicht unmöglich sey, siehst du daraus, daß es Leonidas konnte, und er konnte es nicht allein. Es konntens auch seine Unterthanen. Eben da das Treffen mit den Persern angehen sollte, sah er einige ganz junge Spartaner, die das männliche Alter noch nicht erreicht hatten. Ich weiß nicht, ob er dachte, daß sie nicht gerne sterben möchten. Genug sie dauerten ihn, daß sie in der ersten

Blü-

Blüthe des Lebens für ihr Vaterland aufgeopfert werden sollten. Er rief sie deswegen zu sich, und gab vor, daß er sie mit einigen nöthigen Schreiben nach Sparta schicken wollte, und das that er aus Mitleid, und in der Absicht, ihr Leben zu retten. Allein sie erriethen seine Absicht, und dasmal weigerten sie sich, obgleich auf eine sehr bescheidne und anständige Weise, seinem Befehle zu gehorchen. Einer, der ein wenig hitzig war, sagte: Herr, ich bin hieher gekommen, dir als ein Soldat, und nicht als ein Läufer zu dienen, und ein andrer, der kein so feuriges Blut hatte, antwortete: Herr, erst wollen wir fechten, und dann will ich deinen Bericht von der Schlacht überbringen.

Sohn. Aber sterben, mein Vater, dazu gehört doch eine große Entschließung. Wenn man todt ist —

Vater. Ich sehe, daß du dein kleines, kurzes Leben noch sehr lieb hast, und du

muß

muß dir rathen, dir eine so sehr heftige Neigung abzugewöhnen. Aber ich will dir einräumen, daß eine große Entschließung dazu gehört, zu sterben. Du wirst also wohl deinen Leonidas dem Nero sehr weit vorziehen.

Sohn. Diesem Tyrannen, diesem Wütrich, einem solchen unmenschlichen Mörder, der Rom, um sich den Brand von Troja vorstellen zu können, anzünden, und darauf so viele tausend unschuldige Christen mit den grausamsten Martern hinrichten ließ, unter dem Vorwande, daß sie es gewesen wären, die in dieser unglücklichen Stadt Feuer angelegt hätten? Er war ein abscheulicher Kaiser, —— —— ein abscheulicher Kaiser!

Vater. Du hast Recht. Der Unterschied zwischen einem Könige, der unzählige Unterthanen aufopfert, um die Schande eines Verbrechens nicht tragen zu wollen, das er zu begehen sich nicht gefürchtet hatte, und zwischen dem, der sein Leben zur Erhaltung seiner Unterthanen verlie-

sitten will, ist bis zum Erstaunen groß, und dieser verdient, eben so sehr geliebt zu werden, als jener des Hasses und Abscheues aller Menschen werth ist. Aber, sage mir einmal deine Gedanken von den Spartanern, für welche Leonidas sterben wollte? Liebten; verehrten sie einen so vortrefflichen König?

Sohn. Sie thaten es gewiß, wenn ich von ihren Gesinnungen gegen ihn nach der Beschreibung urtheilen soll, die Sie mir von diesem Volke gemacht haben. Und daß sie besonders seine letzte großmüthige Handlung verehrten, sehe ich daraus, daß Aristodemus, der einzige Spartaner, der aus der Schlacht bey Thermopylä entkam, mit der größten Verachtung von seinen Mitbürgern empfangen und der Flüchtling so lange genannt wurde, bis er in einer andern Schlacht fast unglaubliche Heldenthaten verrichtete, einen solchen Schimpf wieder auszulöschen.

Grundsätze. So hältst du es also für eine große, rühmliche, überaus verdienstliche

That, für gute Menschen zu sterben, für Spartaner, die ihren König verehren und lieben?

Sohn. Unstreitig.

Vater. Aber was würdest du denken, wenn ein tugendhafter Mann für einen bösen, lasterhaften und undankbaren Menschen stürbe, um ihn durch seinen Tod beym Leben zu erhalten?

Sohn. Ich würde erstaunen; aber ich glaube nicht, daß man eine solche That billigen könnte. Hier scheint mir die Liebe und Wohlthätigkeit übertrieben zu seyn.

Vater. Aber warum?

Sohn. Weil der Tugendhafte zu leben, und der Lasterhafte, der Undankbare allein zu sterben verdient. Wie könnte wohl ein guter Mann für einen Bösen sterben wollen?

Vater. Allein wenn nun der Tugendhafte wüßte, daß sich der Lasterhafte durch einen solchen Beweis seiner Liebe bewegen

zeigen lassen würde, sich zu bessern, und aus einem boshaften Manne ein rechtschaffner Mann zu werden?

Sohn. Ich glaube, daß der, der so großmüthig seyn und für einen solchen sterben könnte, die allergrößte Bewunderung, und von demjenigen, dem er eine solche erstaunliche Wohlthat erwiese, die zärtlichste Dankbarkeit verdiente. Ich denke aber auch, daß dieses niemand thun würde.

Vater. Niemand? Und erinnerst du dich denn keines einzigen, der etwas gethan hat, das einer solchen Handlung nicht allein gleich kömmt, sondern sie auch übertrifft? Du scheinest sehr bald vergessen zu haben, was ich dir nur neulich erzählt habe.

Sohn. Ja, mein liebster Vater, ich erinnere mich an den König El Schaddai und an seinen Sohn Jedidja. Aber —

Vater. Was willst du mit deinem Aber?

Sohn. Verzeihen Sie mir, wenn ich nicht richtig denken sollte. Sie haben mir befohlen, über alles nachzusinnen, was Sie mir sagen, und wenn mir Zweifel einfielen, Sie darüber zu befragen. Ich habe also gezweifelt, daß es unter den Menschen einen El Schaddai und einen Jedidja wären.

Vater. Und habe ich dir denn gesagt, daß es unter den Menschen jemals solche Beherrscher gegeben habe?

Sohn. Aber wenn es unter den Menschen keine gegeben hat, so müssen wohl El Schaddai und Jedidja erdichtete Personen seyn.

Vater. Du übereilst dich, mein Kind. Es folgt nicht, daß, weil es solche große, in einem so hohen Grade liebenswürdige Könige nicht unter den Menschen giebt, daß es gar keine gebe. Du sollst gleich sehen, daß El Schaddai und Jedidja keine erdichteten Personen sind. Antworte mir nur auf die einzige Frage: Giebt es

ein

ein Wesen, das alle Vollkommenheiten besitzt; das alles weiß; das über alles Herr ist; das alle vernünftigen Geschöpfe glückseelig machen will; das das Gegenwärtige, das Vergangne, und das Zukünftige mit einem Blicke übersieht; das alles, was es will, thun, und auch die schwersten Unternehmungen glücklich ausführen kann; das niemals irrt; das für alles sorgt; das die besten Gesetze giebt, und allein würdig ist, das Beyspiel und Muster aller Könige zu seyn, und doch allzu erhaben, als daß er von ihnen erreicht werden könnte?

Sohn. Ach, mein Vater! — Und also ist es Gott, den Sie mir unter dem Namen El Schaddai so groß, so gütig, so liebenswürdig beschrieben haben, und Gott hat einen Sohn, der Jedidja heißt?

Vater. Ja, mein Sohn, nunmehr verstehst du mich. El Schaddai ist Gott, und Gott hat einen Sohn, der für uns böse, lasterhafte Menschen gelitten hat, uns durch seine Leiden von den Strafen

zu befreyen, die wir verdient, und uns wieder zum Genusse der Glückseeligkeit zu bringen, die wir durch unsre Uebertretungen seiner weisen und guten Gesetze verloren hatten. Die Welt mit allen ihren vernünftigen Geschöpfen ist das weitläuftige Reich, welches El Schaddai und Jedidja mit einer unaussprechlichen Weisheit und Güte beherrschen. Ich habe dir schon gesagt, daß wir Menschen nicht die einzigen vernünftigen Geschöpfe unsers Gottes sind. Es giebt Geister, die keinen solchen organischen Körper haben als wir, und weit vollkommner und mächtiger sind als wir. Dieses sind die geehrtern Unterthanen des El Schaddai, und unter diesen haben sich einige wider ihn aufgelehnt, die sich nun nicht bessern wollen. Die Häupter des großen Volkes, welche von ihnen verleitet wurden, an ihrem Aufruhre Theil zu nehmen, sind die beyden ersten Menschen, und das reiche gesegnete Land, worüber ihnen El Schaddai eine fast unumschränkte Herrschaft verliehen hatte,

hätte, iſt dieſe Arbeit. Dieſe ſind es auch, welche ſich von jenen abgefallenen Geiſtern verführen lieſſen, Gott ungehorſam zu werden, und wir, ihre Nachkommen, ſind zum Theil durch ihre Schuld eben ſo undankbare Uebertreter geworden, als ſie. Aber merke es wohl, mein Sohn, nur zum Theil durch ihre Schuld; denn wir ſind eben ſo ſchuldig, eben ſo ſtrafbar, als unſre Stammältern. Ich werde dir dieß alles aus dem beſten Buche, das je geſchrieben worden iſt, weitläuftiger erzählen. Jedidja, iſt Chriſtus, der große und liebenswürdige Lehrer der Menſchen, von dem ich dich ſo oft unterhalten habe. Wir verdienten die ſtrengſte Beſtrafung; wir verdienten, ohne Aufhören elend zu ſeyn. Aber er iſt es, der ſich mit einer ſo unausſprechlichen Erbarmung erboten hat, uns durch ſeine Leiden beſſer und glückſeliger zu machen. Ihm haben wirs zu danken, daß uns Gott begnadigt, wenn wir uns durch ſeine Lehre zum Gehorſam gegen ihn zurückbringen laſſen. Er iſt

es, der sich des Genusses seiner Herrlichkeit und Freuden auf eine Zeitlang zu unserm Besten begab, und, was dich in das gröſste Erstaunen versetzen und zur lebhaftesten Dankbarkeit reizen muſs, sogar ein Mensch geworden ist. Er ist es, der lieber von den Menschen selbst verachtet, und mit den grausamsten Feindseligkeiten von ihnen verfolgt werden, als uns in unserm verdienten Elende verderben lassen wollte. Er hat sich nicht einmal geweigert, sein Leben unter der Erduldung der schrecklichsten Leiden und Martern für uns aufzuopfern, weil er die Zusage von seinem Vater erhalten hatte, daſs alle diejenigen völlig begnadigt werden sollten, die sich ihm mit einem willigen Herzen unterwerfen würden. Er ist nicht im Tode geblieben; er herrscht nunmehr über alles, und sorgt unaufhörlich für uns alle. Ihn, mein Sohn, muſst du als deinen Erretter erkennen, und anbeten, allen seinen Lehren und Gesetzen gehorchen, immer daran denken, wie unaus-

sprech-

sprechlich viel du seiner Gnade und Liebe schuldig bist. O was würden wir nicht verdienen, wenn wir boshaft und undankbar genug seyn könnten, Wohlthaten zu verachten, die so unverdient und so unendlich groß sind!

Dieses ist eine von den Unterredungen meines theuren Vaters mit mir über die Lehre von unsrer Erlösung. Er hatte noch folgendes hinzugeschrieben: Ich freue mich über den heutigen Tag, und ich danke für denselben meinem Schöpfer und Erbarmer, dessen Geschenk mein Sohn ist. Ich habe bemerkt, daß er gerührt worden ist. Möchte mir es durch den Beystand seiner Gnade gelingen, diese Rührung in ihm zu erhalten und immer lebhafter zu machen! Möchte ich ihn doch durch eine so göttliche Lehre bewegen können, sich vor allen Verführungen der Welt

zu bewähren, welche nicht erkennen will, was zu ihrem Heile dient, den Weg der Gottseeligkeit und Tugend niemals zu verlassen, in einer eifrigen Ausübung aller seiner Gesetze die Ruhe und Ehre seines Lebens zu suchen, und sie mit allen den Wohlthaten und Seeligkeiten, welche den Tugendhaften verheißen sind, in dem Wohlgefallen Gottes und in der Vereinigung mit seinem Erlöser zu finden!

Der

nordiſche Aufſeher.

Zweyten Bandes,

Zweyte Abtheilung.

Dr. Martin Luther's

Sämmtliche Werke.

Dritter Ergänzungsband.

Drey und neunzigstes Stück.

Es giebt unstreitig in der Lehre von der Erlösung der Menschen Tiefen, welche unser Verstand bey dem itzigen Umfange seiner Erkenntnisse nicht ergründen kann, und sie ist in dieser Absicht ein Licht, welches mit seinem Glanze allezeit Augen verblenden wird, welche dasselbe mit unverwendeten allzukühnen Blicken anschauen wollen. Allein so unerforschlich auch diese Tiefen seyn mögen: So kann doch der Mensch keine Wahrheiten glauben, welche nützlicher und heilsamer wären, als die, welche uns in dieser Lehre verkündigt werden. Niemand wird auch einen Anstoß daran nehmen, wenn er sich nicht verwöhnt hat, auf dem Wege der Wahrheit stille zu stehen, oder ganz zum Irrthume überzutreten, so bald sein Verstand bey ihr nicht alle die Befriedigung

findet, die er wünschen möchte. Es ist unvernünftig, in allen unsern Erkenntnissen eine gleich große Deutlichkeit zu verlangen; die meisten Menschen verlangen sie auch nicht, wenn nur dasjenige, was sie wissen und wissen können, so beschaffen ist, daß es ihnen einen wirklichen Nutzen gewähren kann. Eben so sollten sie sich auch bey dem, was die Religion Unbegreifliches hat, beruhigen, und man brauchte sich wirklich bey der Unterweisung in ihren Lehren gar nicht darüber einzulassen, wofern die Feinde derselben diese Beschaffenheit nicht zu Zweifeln und Einwürfen mißbrauchten. Damit nun diese einmal, weil ich zu den Wissenschaften bestimmt war, keinen nachtheiligen Eindruck auf mich machen möchten, so richtete mein Vater seine Unterweisung so ein, daß diesem Uebel bey Zeiten vorgebeugt wurde. Um nicht allzu weitläuftig zu werden, will ich meinen Lesern aus seinem Tagebuche nur diejenigen Gedanken mittheilen, denen er in dieser Absicht, als Regeln seines Verhaltens zu folgen beschlossen hatte.

Ich

Ich will es, sagt er, meinem Sohne nicht verschweigen, daß das System der Religion von der Erlösung Lehren enthält, die, von gewissen Seiten betrachtet, ganz unbegreiflich und dunkel sind; auch will ich ihn sehr bald benachrichtigen, daß die Verächter des Christenthums ihren Unglauben durch diese Dunkelheit zu rechtfertigen suchen, und Einwürfe darauf gründen, die, nach ihrem Vorgeben, unwiderleglich beweisen, daß die geoffenbarte Religion nicht den hohen Ursprung habe, welcher derselben von ihren Lehrern und Bekennern zugeeignet wird. So werden ihm die Geheimnisse des Evangelii, wenn er ihre Vernunftmäßigkeit frühzeitig und auf eine überzeugende Art einsehen lernt, nicht zum Anstoße gereichen, und die Einwürfe im voraus ihre Gefährlichkeit verlieren. Denn gemeiniglich verlieren sie dieselbe, wenn es ihnen an dem Reize der Neuheit fehlt; wenn man nicht unbereitet von ihnen überfallen wird; wenn es nicht das Ansehen hat, als erfahre man etwas, das uns in der ersten Jugend, ich weis nicht, aus was für Absichten, verschwiegen wor-

den ſey. Es kömmt mir dieſes um ſo viel nöthiger vor, weil man oft die Gründe einer Wahrheit einſieht, ohne die Art zu wiſſen, wie man einen Gegner damit widerlegen müſſe.

Es kann in einer Lehre viel Unbegreifliches ſeyn, ohne daß ſie deswegen aufhört, eine nothwendige und nützliche Wahrheit zu bleiben. Dieſes iſt ein Grundſatz, den ich meinem Sohne beſtändig einſchärfen will. Die Natur hat ihre Geheimniſſe ſowohl, als die Religion; die ſcharfſinnigſten Geiſter verſchwenden ihre Mühe vergebens, ſie zu erklären: Sollten wir die Wirkungen des Magnets oder der elektriſchen Kräfte läugnen, weil es noch keinem Naturkündigen gelungen iſt, uns mit der Art und Weiſe, wie ſie wirken, bekannt zu machen; zu geſchweigen, daß vieles nur unbegreiflich iſt, weil man noch nicht den Grad von Erkenntniß beſitzt, der zur völligern Einſicht, als die Stufe, erfordert wird, auf welcher man dazu emporſteigen kann.

Es iſt nöthig, werde ich meinem Sohne ſagen, nach Deutlichkeit und Gewißheit in

ſeiner

seiner Erkenntniß zu streben, besonders in allen Fällen, wo wir handeln sollen, weil unsre Glückseligkeit mehr noch eine Folge von unsern Handlungen, als von unsrer Wissenschaft ist. Irrthümer, die in unsre Thaten wirken, sind die gefährlichsten; denn wie weit breiten sich nicht ihre Folgen aus? Hier ist es löblich und zugleich eine Pflicht, in der Untersuchung und Ueberlegung so weit zu gehen, als wir können, und uns nicht so leicht von einem schwachen Schimmer leiten zu lassen. Und doch können wir hier auch nicht allezeit so viel Deutlichkeit und Gewißheit erhalten, als wir wünschen, und der Weg, den wir gehen sollen, liegt im Dunkeln, nur von einigen, nicht sehr hellen Stralen erleuchtet. Gleichwohl würde es sehr oft, mehr als Thorheit seyn, wenn wir diesem dämmernden Lichte nicht folgen wollten. Der Mensch lebt hier im Stande der Prüfung, und es gehört zur Prüfung, wenn von ihm verlangt wird, auch den kleinsten Grad von Erkenntniß nützlich und pflichtmäßig zu gebrauchen. Mein Sohn muß also nur untersuchen, ob die Geheimnisse der

Religion moralisch gut sind; wird er davon überzeugt: so muß er dieselben unternehmen, wie unbegreiflich sie auch auf gewissen Seiten seyn mögen.

Ehe ich aber mit ihm auf die moralische Güte der Geheimnisse in der Religion komme, so will ich ihn theils mit dem Grunde ihrer Unbegreiflichkeit und Dunkelheit, wie auch aller für uns daraus entspringenden Schwierigkeiten, theils mit der Absicht ihrer Entdeckung und Offenbarung bekannt machen.

Es giebt einen doppelten Grund von der Unbegreiflichkeit gewisser Wahrheiten sowohl der natürlichen als der geoffenbarten Religion. Einer liegt in Gott selbst; der andre in der Natur des menschlichen Verstandes und seiner Art, von Gott zu denken.

Gott muß nothwendig ein geheimnißvolles Wesen seyn, weil wir ein unendliches Wesen in ihm anbeten. Er ist in allen seinen Eigenschaften und Handlungen der Höchste. Kein Mensch aber kann sich den höch-

höchsten Grad eines Dinges oder einer Eigenschaft mit vollkommner Deutlichkeit vorstellen. Könnte er dieses, so würde er aufhören, eingeschränkt zu seyn; er würde selbst unendlich werden. Es muß also Gott seinen Geschöpfen viel entdecken können, das ihnen nicht ganz begreiflich ist, vielleicht auch niemals ganz begreiflich wird. Es ist eben deswegen wahrscheinlich, daß, wenn es ihm gefällt, den Menschen eine besondre Offenbarung zu geben, Geheimnisse darinnen seyn werden, die unsre Vorstellung übersteigen. Nothwendig ist es nicht, weil eine Offenbarung solcher Wahrheiten, die wir wohl durch Nachdenken entdecken könnten, doch sehr nützlich seyn kann, weil der Weg des Nachdenkens schwer ist, auch von allen Menschen nicht betreten wird. Allein es bleibt doch wahrscheinlich, und es folgt daraus, daß eine Offenbarung Gottes würdig sey, welche uns nützliche Geheimnisse bekannt macht. Sie stimmt mit der Hoheit und Größe seiner Natur überein, und wir sind derselben eben deswegen mehr Ehrerbietung und selbst mehr Dankbarkeit schuldig,

weil durch die Entdeckung solcher Wahrheiten, die mit einiger Unbegreiflichkeit verhüllt sind, immer die Grenzen unsrer Erkenntniß erweitert werden; denn auch die Dämmerung ist besser, als eine völlige Finsterniß.

Ein andrer Grund ihrer Unbegreiflichkeit liegt in der Natur des Menschen und seiner Vorstellung von Gott, von seinen Eigenschaften und Handlungen. Unsre Erkenntniß, die wir von ihm haben können, ist keine unmittelbare, keine anschauende Erkenntniß, und sie kann es in unserm itzigen Zustande nicht seyn, wenn nicht unsre natürliche Fähigkeit bis auf einen übernatürlichen Grad verändert und erweitert wird, wie nach dem Zeugnisse der Offenbarung in einem künftigen Leben geschehen soll. Alle Vorstellungen, die wir von Ihm haben, sind so beschaffen, daß sie nicht unmittelbar dasjenige begreifen, was in Gott ist, wie es ist. Wir erkennen von uns selbst und andern Gegenständen, die uns durch ein unmittelbares Anschauen und Bewußtseyn bekannt werden, gewisse Eigenschaften und Wirkun-

fungen, die wir brauchen, gewisse Vollkommenheiten und Handlungen Gottes damit zu bezeichnen, die aber in Gott nicht eben das sind, was sie bey uns sind; wir bezeichnen sie aber damit, weil wirklich zwischen beyden eine wahre Aehnlichkeit statt findet. So bemerken wir Weisheit in dem Menschen und Weisheit in Gott. Die Weisheit in Gott ist nicht das, was sie bey uns ist; wir drücken aber dieselbe dadurch aus, weil in der ganzen Natur nichts gefunden werden kann, das mit dieser Eigenschaft der Gottheit mehr wirkliche Aehnlichkeit hat, als die Weisheit der Menschen. Die göttliche Weisheit bleibt uns eine unbegreifliche Eigenschaft, wenn wir auf die eigentliche Natur derselben sehen; wir haben doch aber immer einige Erkenntniß davon, und wir können nicht irren, so lange wir von diesem Begriffe alles Menschliche und Unvollkommne absondern. Es lassen sich unterschiedne Ursachen angeben, warum wir auf keinem andern Wege zu gründlichen und nützlichen Vorstellungen von Gott, von seinem Wesen, von seinen Eigenschaften und Handlungen gelangen

gen

gen können, als auf dem Wege der Analogie. Unmittelbare Ideen haben wir nur von Gegenständen, die wir entweder durch die Sinne, oder durch unsre innre Empfindung kennen lernen. Die Eigenschaften und Wirkungen eines Wesens, das bloß ein Geist ist, müssen nothwendig von einer andern Art seyn, als die Beschaffenheiten und Thätigkeiten eines Wesens, das Geist und Leib zugleich ist. Ueberdieß ist es eine gewisse Wahrheit, daß die Vorzüge Gottes nicht allein dem Grade, sondern auch dem Wesen nach von den unsrigen verschieden sind. Wir können sie also bloß durch die Hülfe der Aehnlichkeit erkennen, die sie mit den unsrigen haben. Alles dieses will ich meinem Sohne begreiflich zu machen suchen, und wenn er sich dessen nur bewußt bleiben will: So wird er allen Einwürfen leicht begegnen können, die aus den Geheimnissen der Religion zur Bestreitung derselben hergenommen zu werden pflegen.

Ich will aber hierbey nicht stehen bleiben; ich will ihm die Absicht zeigen, warum

es

als Gott gefallen hat, uns gewisse Geheimnisse oder nicht ganz begreifliche Wahrheiten zu seiner Offenbarung zu entdecken. Der Glaube, den er von uns verlangt, soll nicht bloß eine Handlung des Verstandes; sie soll zugleich eine Handlung unsres freyen Willens; sie soll eine Tugend seyn. Zum Wesen der Tugend aber gehört, daß man die Handlung, die befohlen wird, vermöge seiner Freyheit unterlassen könne. Wer kann es aber unterlassen, Wahrheiten zu glauben, die er mit völliger Gewißheit und Deutlichkeit einsieht? Er kann zwar vorgeben, daß er sie nicht glaube; aber sie wirklich nicht zu glauben, dieses ist so unmöglich, als es unmöglich ist, nicht zu glauben, daß die Sonne im Mittage leuchte, wenn wir sie mit Augen sehen. Zu einem solchen Glauben sind wir gezwungen, und hier können wir unsre Freyheit nicht gebrauchen. Wenn wir aber Lehren annehmen, denen zur höchsten Deutlichkeit und Gewißheit die Begreiflichkeit fehlt: So wird der Glaube Tugend, weil wir an denselben bloß darum nicht zweifeln, weil sie sich auf ein göttliches Zeugniß

niß gründen. Eben darinnen besteht die Unterwerfung des Verstandes, die wir Gott so sehr schuldig sind, als die Unterwerfung unsres Willens.

Nichts ist billiger, als eine solche Unterwerfung, und um so viel billiger, je moralischer die Geheimnisse des Evangelii in ihren Folgen und Wirkungen sind, wenn wir sie nicht durch einen boshaften Widerstand verhindern. Hierbey will ich mich in der Unterweisung meines Sohnes am weitläuftigsten aufhalten. Ich will ihn zu überführen suchen, daß alle noch so unbegreifliche Lehren des Glaubens uns entweder besser, oder glückseeliger machen sollen. Man findet in denselben die erhabensten und stärksten Bewegungsgründe und Aufmunterungen zur Erfüllung unsrer Pflichten. Wer kann sich weigern, die feurigste Dankbarkeit und Liebe gegen Gott zu empfinden, wenn er erwägt, wie beschäfftigt die Gottheit zu unserm Heile von Ewigkeit her gewesen ist? Oder wer wird sich nicht bestreben, der wahren und ursprünglichen Bestimmung unsrer Natur

ge-

gemäß zu handeln, wenn er überlegt, zu welcher einer Würde sie dadurch erhoben worden ist, daß sie der Sohn Gottes mit seiner unendlich höhern Natur vereinigt hat? Oder wessen Herz wird nicht durch die Betrachtung solcher Lehren mit überschwenglicher Freude erfüllet und begeistert werden?

Sobald mein Sohn von diesen Wahrheiten überzeugt ist, so wird er ohne Mühe einsehen, daß er nur zween Abwege zu vermeiden habe, um in seiner Religion fest und unbeweglich zu werden. Einer ist die Begierde nach einer gröſſern Deutlichkeit und Gewißheit, als wir erlangen können und begehren dürfen. Der andre ist das Laster und die Befriedigung unordentlicher Leidenschaften. Auf dem einen wird das Herz durch den Verstand, auf dem andern der Verstand durch das Herz verderbt. Die Erfahrung hat es allezeit bewiesen, daß niemand ein Feind der geoffenbarten Religion geworden ist, er habe denn weiser als Gott seyn, oder auf einem andern Wege zur Glückseeligkeit gelangen wollen, als auf dem

dem zwar im Anfange beschwerlichen, aber allein sichern und gewissen Wege der Gottseeligkeit und Tugend.

Vier und neunzigstes Stück.

Ich weis nicht, ob ich mir zu viel schmeichle, wenn ich vermuthe, daß folgender Gesang bey Einigen etwas zu ernsthaften Vergnügungen des Landlebens beytragen werde. Wie schön sind diese! und wie glückseelig machen sie denjenigen, der sie empfinden kann. Mich deucht, es sollte sich niemand rühmen, daß er die Freuden des Landlebens kenne, wer sich der höchsten derselben nicht oft überläßt, ich meine, wer nicht, durch den Anblick der Natur, er sehe ihre Schönheit in einem kleinen Blatte, oder in einer weitausgebreiteten Gegend, wer nicht oft durch diesen Anblick zu Betrachtungen über Den, der dieß alles, und wie viel mehr noch! gemacht hat, erhoben wird. Dann erst ist der Schatten recht kühl, der Wald grün, die Luft erfrischend und wohlthätig,

heilig, der Mondabend recht still; wenn die ruhige und schönere Seele als jenes alles ist, auf diesen Stuffen, zu dem allgütigen Vater der Schöpfung emporsteigt. Wer Anmerkungen von dieser Art nicht mehr hören mag, weil er sie schon oft gehört hat, der kömmt mir vor, wie einer, der seiner Existenz müde ist.

Mein Vater gewöhnte mich früh dazu, selbst meine Spiele durch Vorstellungen von dieser Art zu unterbrechen. Er reizte mich die schönsten Blumen kennen zu lernen, und sie ihm zu bringen; und denn wuste er mir immer etwas dabey von Gott zu sagen. Es war so natürlich, so ungesucht, was er mir alsdenn sagte, und immer etwas anders, oder doch auf eine neue Art ausgedrückt. Einmal, da ich ihn bey einem Regen, der nach einer langen Dürre gekommen war, vor Freuden weinen gesehn, und er meine Fragen über sein itziges Weinen beantwortet hatte, setzte er hinzu: Gewöhne dich, mein Sohn, selbst unter deinen lebhaftesten Zerstreuungen, jede Veranlassung zu ergreifen,

die dich an Gott erinnern kann. Ich liebe deswegen das Landleben mehr als das Stadtleben, weil es mir mehrere Gelegenheit giebt, an Gott zu denken. Wenn ich mit meinen Freunden die unschuldigen Vergnügungen deſſelben genieſſe, ſelbſt alsdann, wenn wir uns am weiteſten von dem Zwange der Stadt entfernen; ſo habe ich, beym Anblicke irgend eines Keims, irgend einer halbzertretnen kleinen Blume, immer einige Augenblicke für mich übrig, wo nicht mein Auge, doch meine Seele gen Himmel zu heben. Welche Freude machen mir alsdann die Vergnügungen der Freundſchaft; und wie ernſthaft wird ſie hierdurch ſelbſt alsdann, wenn ſie bloß ſcherzt.

Mein Vater würde mit dem Inhalte des Geſangs, den ich heute meinen Leſern mittheile, zufrieden geweſen ſeyn.

Nicht in den Ocean
Der Welten alle
Will ich mich ſtürzen!

Nicht

Nicht schweben, wo die ersten Erschaffnen,
Wo die Judelchöre der Söhne des Lichts
Anbeten, tief anbeten,
Und in Entzückung vergehn!

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur, will ich schweben,
Und anbeten!

Halleluja! Halleluja!
Auch der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen!

Da aus der Hand des Allmächtigen
Die gröſsern Erden quollen,
Da die Ströme des Lichts
Rauschten, und Orionen wurden;
Da rann der Tropfen
Aus der Hand des Allmächtigen!

Wer sind die tausendmal tausend,
Die myriadenmal hundert tausend,
Die den Tropfen bewohnen?
Und bewohnten?
Wer bin ich?

Hallelujа dem Schaffenden!
Mehr, als die Erden, die wollen!
Mehr, als die Orionen,
Die aus Strahlen zusammenströmten!

Aber, du Frühlingswürmchen,
Das grünlichgolden
Neben mir spielt,
Du lebst;
Und bist, vielleicht —
Ach, nicht unsterblich!

Ich bin herausgegangen,
Anzubeten;
Und ich weine?

Vergieb, vergieb dem Endlichen
Auch diese Thränen,
O du, der seyn wird!

Du wirst sie alle mir enthüllen
Die Zweifel alle,
O du! der mich durchs dunkle Thal
Des Todes führen wird!

Dann werd ich es wissen,
Ob das goldne Würmchen
Eine Seele hatte!

Wärest du nur gebildeter Staub,
Würmchen, so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

Ergeuß von neuem, du mein Auge,
Freudenthränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

Umwinden, wieder von Palmen umwunden
Ist meine Harfe!
Ich singe dem Herrn!

Hier steh ich.
Rund um mich ist Alles Allmacht!
Ist Alles Wunder!
Mit tiefer Ehrfurcht,
Schau ich die Schöpfung an!
Denn Du!
Namenlosester, Du!
Erschufst sie!

Lüfte, die um mich wehn,
Und süsse Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht giessen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sendet der Herr? Der Unendliche?

Aber itzt werden sie still; kaum athmen sie!
Die Morgensonne wird schwül!
Wolken strömen herauf!
Das ist sichtbar der Ewige,
Der kömmt!
Nun fliegen, und wirbeln, und rauschen die Winde!
Wie beugt sich der belaubte Wald!
Wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen seyn kannst,
Ja, das bist du sichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt sich!
Der Strom flieht!
Und ich falle nicht auf mein Angesicht?

Herr! Herr! Gott! barmherzig! und gnädig!
Du Naher!
Erbarme dich meiner!

Zürnest

Zürneſt du, Herr, weil Nacht dein Gewand iſt?
Dieſe Nacht iſt Seegen der Erde!
Du zürneſt nicht, Vater!
Sie kömmt, Erfriſchung auszuſchütten
Ueber den ſtärkenden Halm!
Ueber die herzerfreuende Traube!
Vater! Du zürneſt nicht!

Alles iſt ſtille vor dir, du Naher!
Ringsum iſt Alles ſtille!
Auch das goldne Würmchen merkt auf!
Iſt es vielleicht nicht ſeelenlos?
Iſt es unſterblich?

Ach vermöcht ich dich, Herr, wie ich dürſte, zu preiſen!
Immer herrlicher offenbarſt du dich!
Immer dunkler wird, Herr, die Nacht um dich!
Und voller von Seegen!

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zückenden Blitz?
Hört ihr den Donner Jehovah?

Hört ihr ihn?
Hört ihr ihn?
Den erschütternden Donner des Herrn?

Herr! Herr! Gott! barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sey dein herrlicher Name!

Und die Gewitterwinde? Sie tragen den Donner!
Wie sie rauschen! Wie sie die Wälder durchrauschen!
Und nun schweigen sie! Majestätischer
Wandeln die Wolken herauf!

Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen,
Seht ihr den fliegenden Blitz?
Hört ihr, hoch in den Wolken, den Donner des Herrn?
Er ruft Jehovah!
Jehovah!
Jehovah!
Und der gesplitterte Wald dampft!

Aber nicht unsre Hütte!
Unser Vater gebot
Seinem Verderber
Vor unsrer Hütte vorüberzugehn!

Ach schon rauschet, schon rauschet
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun ist, wie dürstete sie! Die Erd erquickt,
Und der Himmel der Fülle des Segens entladen!

Siehe, nun kömmt Jehovah nicht mehr im Wetter!
Im stillen, sanften Säuseln
Kömmt Jehovah!
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens.

Fünf und neunzigstes Stück.

Die Freundschaft ist eine Glückseeligkeit, die so wenige ganz kennen, daß es mich oft recht traurig macht, wenn ich so

Viele sehe, denen sie weiter nichts, als ein Wort ist, das sie, des Wohllautes wegen, bisweilen mit aussprechen, von ungefähr so, wie das andere Wort Tugend.

Einige legen dieß Blatt schon weg, und haben, indem sie nun schon das drittemal dabey jähnen, heute aber keine Lust, eine lange Abhandlung von der Freundschaft zu lesen. Sie irren sich zwar sehr, denn sie werden nichts weniger als eine Abhandlung von den Pflichten der Freundschaft zu lesen bekommen: unterdeß bin ich doch sehr ungewiß, ob sie es reizen wird, weiter zu lesen, wenn ich ihnen sage, daß ich von der Glückseeligkeit der Freundschaft, von dieser unerschöpflichen Materie, etwas berühren will. Aber mit wem soll ich reden? Mit Freunden? Mit diesen redte ich freylich am liebsten. Ich dürfte ihnen nur ein halbes Wort sagen, so verstünden sie mich; und ich bin gewiß, daß ich ihnen ein Vergnügen machen würde. Aber ich wollte doch auch gern diejenigen, denen Freundschaft, Pflichten, Glückseeligkeit der Freundschaft, böhmische

Dörfer sind, (also verzihe mir diesen gemeinen Ausdruck, weil er der Sache angemessen ist) auf die Rechnung bringen, daß es vielleicht einigermassen möglich sey, daß diese Mönner etwas bedeuten könnten.

Wenn ich nicht in eine Assamblee müßte, mein Herr Aufseher, so würde ich Ihnen ein Paar Minuten zuhören.

Ich wills kurz machen, mein Herr. Fahren Sie immer.

Wir sehen einander wohl einmal im rosenburger Garten, oder sonst wo: Wenn Sie es alsdann nicht allzuviel länger machen wollten, und wir eben nichts wichtigers hätten; so würde mirs eine Ehre seyn, mich mit Ihnen von der Sache zu unterreden.

Vielleicht treffen wir uns fürs erste nicht so gleich wieder an. Das ist noch kürzer.

Einige von meinen gutherzigen Lesern werden bey dieser Gelegenheit, ein wahres Mitleiden mit mir gehabt haben. Ohne mich in die Dankbarkeit, die ich ihnen dafür

für schuldig bin, allzuverdienstig zu scheinen, will ich ihnen nur ins Vertrauen sagen, daß ich eine ziemliche Portion Misvergnügen mir vorräthig habe, welche ich Ihnen täglich, und, wie ich aufrichtig versichern kann, recht gut an den Mann zu bringen weiß.

Es ist nothwendig, daß ich einiger Anfangsgründe erwähne. Ein Freund ist weder ein Bekannter, noch ein guter Bekannter; er ist auch kein guter Freund. Ein Bekannter ist nun so einer, den man sehen, und nicht sehen kann, ohne weiter an ihn zu denken. Ich habe ihrer leider! nicht wenige. Sie sind wie die Verläumder Shakespears, die, nach seinem Ausdrucke, den Ruhm andrer berüpfen:

Wer meine Zeit berupft, der stiehlt sich
selbst nicht viel!
Mich stiehlt er arm.

Aus einem guten Bekannten, wird zwar bisweilen ein Freund; aber wenn es bey der guten Bekanntschaft bleibt; so unterhalten wir sie bloß deßwegen, weil unser guter Bekannte

kannte doch einige mühsame und angenehme Eigenschaften hat. Leute, die sich in ihren Begriffen von der Freundschaft nicht höher schwingen können, als daß sie alle gute Bekannte für Freunde halten, denken, daß nichts gewöhnlicher in der Welt als die Freundschaft sey. Wie betrügen sie sich! Unterdeß werden auch diejenigen, welche zur Freundschaft fähig sind, oft nicht zu kleine Anzahl guter Bekannter alsdann haben wollen, wenn sie die Sache so einrichten können, daß sie nicht zu viel Zeit darüber verlieren.

Ein guter Freund ist etwas unreifes, etwas das unvollendet geblieben ist. Er hat verschiedne Eigenschaften, die zur Freundschaft gehören; aber die Anzahl derer, die er nicht hat, ist auch nicht klein. Man wollte ihn gerne vollends zum Freunde ausbilden; aber es will nicht gehen. Er versteht, er fühlt einmal nur bis auf einen gewissen Grad. Ich habe oft Anlaß gehabt, die Anmerkung zu machen: Daß eher aus einem guten Bekannten ein Freund wird, als aus einem

einen guten Freunde, der dich lange geblieben ist. Er ist zwar der nächste nach dem Freunde, aber, wie Virgil sagt:

In weiter Entfernung der Nächste!

Ich habe noch keine Abhandlung von der Freundschaft gelesen, in welches die Eigenschaften eines Freundes nicht durch ein Gemisch, durch kalte, durch weitschweifige und dann wieder übertriebene Beschreibungen verunstaltet worden wären. Der gebildete Verstand und das gebesserte Herz sind die beyden Grundsäulen der Freundschaft. Diese Grundsäulen haben einige sehr simple Zierrathen: Gewisse Züge eines Originalcharakters, ich meine, gewisse Wendungen des Verstandes und Herzens, die sich herausnehmen, die interessiren. Eine solche Freundschaft macht nur etwas weniger glücklich, als diejenige Liebe, die man allein darunter verstehen sollte, wenn man dieses so oft gemisbrauchte Wort ausspricht. Die Freundschaft und die Liebe sind zwo Pflanzen aus Einer Wurzel. Die Letzte hat nur einige Blumen mehr.

Wenn

Wenn ich sage, daß die Freundschaft, nach dem Bewußtseyn, unsre Pflicht ausgeübt zu haben, die zweyte große Glückseeligkeit ist, die wir nicht allein in dieser, sondern auch in der künftigen Welt genießen können; so glaube ich zwar beynahe alles gesagt zu haben, was sich davon sagen läßt, aber wie wenige sind glücklich genug, sie nicht für eine Chimäre zu halten. Unterdeß will ich gleichwohl noch ein wenig von der süßen Chimäre reden.

Wenn man den meisten Glückseeligkeiten, nach welchen so viele mit solcher Heftigkeit laufen, ein wenig näher, und entschlossen, nichts, als was wahr ist, zu sehen, ins Gesicht sieht; was für wirkliche Chimären entdeckt man alsdann! Die lahmenden Besitzer dieser Glückseeligkeiten mögen nur kommen, und es mit der Glückseeligkeit der Freundschaft auch so machen.

Es sollte meinen Freund und mich nicht unterdessen glücklich machen, daß wir uns für alles, was uns angeht, bis zu der geringsten Kleinigkeit, interessiren? Daß wir nichts Gu-

hei-

keinen für einander haben, sondern, unsrer beyderseitigen Verschwiegenheit gewiß, uns Alles, die beschworne Verschwiegenheit unsers Amtes, und die einem andern Freunde versprochne, machen hier allein eine Ausnahme, daß wir uns Alles, mit der offenen Aufrichtigkeit, anvertrauen? Daß mein Freund oft nicht wartet, bis ich seine Fehler entdecke, sondern daß er sie mir eher sagt? Daß er haben will, daß ich so streng gegen ihn seyn soll, als er gegen sich selbst ist? (Welcher Rechtschafne ist nicht streng gegen sich selbst?) Daß er überzeugt ist, daß ich auch alsdann, wenn ich ihm meine Neigung am lebhaftesten ausdrücke, die heilige Freundschaft nicht durch das Geringste von dem, was zur Schmeicheley gehört, entweihe? Ich kann mich wohl aus Liebe zu meinem Freunde irren; aber schmeicheln kann ich ihm nicht! Daß uns keine Freude natürlicher ist, als die Freude, uns sehen? Und daß wir uns besonders deswegen gern oft sehen, weil wir gern oft von Gott und der Religion mit einander sprechen? Daß wir einander über diese höchste wich-

richtige Sache immer mehr aufklären, und uns bey der Hand unserm gemeinschaftlichen letzten Endzwecke zuführen? Wer die Heiterkeit, diese Ruhe und oft diese Hoheit der Seele nicht kennt, die bey solchen Unterredungen die Freundschaft giebt, wie wenig Glückseeligkeit kennt der!

Vielen wird alles dieses zu ernsthaft vorkommen. Aber sind denn keine ernsthafte Freuden? Und wenn keine wären; wo ist der Scherz scherzhafter, als unter Freunden? Wo kann man sich demjenigen fröhlichen Humeur, welches dem Scherze sein eigentliches Leben giebt, freyer überlassen? Unter blossen Bekannten sucht der Scherzende mehr zu brilliren, als zu vergnügen; er muß überdieß immer in den Ketten gewisser Zurückhaltungen gehn, die das, was er sagt, entkräften.

Ein Tanz, der in einer muntern Gesellschaft durch die Freude, in der man ist, unvermerkt veranlasset wird; und ein prächtiger Ball, auf dem so mancher steife Tänzer schimmern will, und der natürliche bisweilen

len muß, sind zwo eben so verschiedne Sachen, als der Scherz unter Freunden, und unter Bekannten.

Sechs und neunzigstes Stück.

Ich muß gestehen, daß ich, ungeachtet meiner Jahre, die schon mein Gesicht mit einigen Runzeln überziehen, und mir vor andern eine ernsthafte Art zu denken als eine nothwendige Pflicht gebietet, sehr oft starke Anfälle zum Lachen empfinde, so mannichfaltig sind die menschlichen Thorheiten, vor welchen man zu einer Erschütterung gereizt wird, die, nach dem Urtheile meines Großoheims, des Zuschauers, so gesund seyn soll. In welchen Ständen und Lebensarten findet man nicht Lächerliche die Menge, besonders zu unsern Zeiten, wo der Geist der Kleinigkeit, so allgemein und ausgebreitet ist; wo er an der Jugend beyderley Geschlechts nicht allein ertragen, sondern oft als eine Artigkeit gepriesen wird;

wo

wo er selbst das Alter zwingt, in eine Kindheit zu verfallen, gegen welche diejenige zur Ehre gereicht, die bey einigen Greisen eine natürliche Folge stumpfer Sinnen und verzehrter Kräfte zu seyn pflegt; wo so gar viele Lächerlichkeiten zu solchen herrschenden Moden geworden sind, daß man sonderbar werden und sich von allen Gesellschaften ausschließen muß, wenn man keine Lust hat, über sich selbst zu spotten? Viele brauchen sie so gar als ein sichres und unfehlbares Mittel zu gefallen, und sich mit einem Schwarme von Bewunderern und Nachahmern umgeben zu sehen! Ein unwidersprechliches Beyspiel davon ist Cephise, eine Dame, welche, um mich noch eines zuschmeicherischen Ausdruckes zu bedienen, bloß dadurch ein Götze der Gesellschaften geworden ist, daß sie das ausserordentliche Geheimniß versteht, auf eine sehr kostbare Weise lächerlich zu seyn. Sie kann wohl Eigenschaften besitzen, die ihr Hochachtung erwürben, wenn sie gekannt würden; allein sie weis sie so glücklich zu verbergen, daß sie niemand bey ihr vermuthet. Schön ist sie nicht, und

man muß bekennen, daß sie die Bewunderung, welcher sie genießt, der Freygebigkeit der Natur nicht zu verdanken hat, ob sie gleich das Auge durch keine Häßlichkeit beleidigt. Wissen —— —— Doch was wissen? Wer wird etwas wissen? Dazu müßte sie zum wenigsten gelesen haben, und dann wäre sie eine gelehrte Frau. Eine gelehrte Frau aber —— —— Ach wie unausstehlich ist nicht das! Etwas wissen sollen! Wer kann das verlangen wollen und von Frauenzimmern! So lächerlich ist Cephise nicht, und dennoch gefällt sie. Alle Gesellschaften sprechen so viel von ihr; jeder muß das Glück haben, sie zu kennen, und jeder versichert, ganz von ihren Reizungen bezaubert zu seyn. Von welchen Reizungen, fragt man? Was für eine Frage! Davon, daß sie so einfältig seyn; daß ihr so bald übel werden, daß sie, wenn sie will, ihre Vapeurs haben kann, daß sie noch so gut zu tändeln weis, und doch sicher älter, als sechszehn Jahre ist. Wie könnte ich bey allen Falten meines Gesichtes so stoisch bleiben, und wenn ich sie verehret und beneidet

sehe,

sehe, nicht einmal lächeln wollen? Welch ein Heraklit müßte ich seyn! Und wie sollten meine Runzeln nicht glätter werden, wenn ich einen Pridewell sehe, der über alle Wissenschaften, ohne kaum recht lesen zu können, über alle Länder, ohne einen Fuß aus Seeland gesetzt zu haben, über alles, was er falsch und nicht falsch aussprechen kann, darum, weil er nicht übel gewachsen und gutgepudert ist, mit einer so entscheidenden Mine urtheilt, und richtet, als wenn wir es für eine Gnade halten müßten, ihm mit einer tiefen Bewunderung zuzuhören, der ganze Mann ist aus einem Federhute, aus einer sehr feinen Wäsche, und aus einem Kleide, das wirklich bezahlt seyn soll, zusammengesetzt. Das ist sein Charakter und auf diese Vorzüge ist er unbeschreiblich stolz. Wenn man keine Neigung hat, Juvenal zu werden, sollte man bey ihm nicht wünschen, Horaz zu seyn?

Ein wöchentlicher Schriftsteller scheint vor andern zum Spotte berufen zu seyn und ein unwidersprechliches Recht zum unum-

schränkten Besitze und Gebrauche aller Ironien und Sarkasmen zu haben. Wenn es bloß sein Wunsch und Endzweck ist, gelesen zu werden, wie sicher ist er nicht, sich eines ausgebreiteten Beyfalls zu bemächtigen, wofern er den reichen und mannichfaltigen Stoff des Lächerlichen auch nur mittelmäßig zu bearbeiten weis! Er kann, so oft er spottet, gewiß seyn, das menschliche Herz auf seiner Seite zu haben, wenn es sich selbst nur nicht für angegriffen hält, und dieses wird gewiß selten geschehen. Ein jeder darf sich nur fragen, wie oft ihn eine Satire zur Untersuchung seiner selbst geleitet hat.

Dieses ist eine von den vornehmsten Ursachen, warum ich mich meines Rechtes zur Satire nur selten bediene, zumal, da ich nicht für die Menge schreibe, und, wenn ich für sie schreiben wollte, ihren Beyfall nicht erhalten würde. Ein Moralist wäre sehr zu bedauern, wenn er in einem Kopenhagen nicht hundert oder zweyhundert Leser finden könnte, welche fähig wären, sich durch ernst-

ernſthafte Unterſuchungen und Anmerkungen unterhalten zu laſſen, ohne davon ermüdet zu werden.

Eine andere Urſache iſt das Mitleiden, das ich mit allen Lächerlichen empfinde. Jede Ungereimtheit in unſern Handlungen, wie geringe ſie auch iſt, hat einen unausbleiblichen nachtheiligen Einfluß in die Wohlfahrt desjenigen, der dadurch zum Gegenſtande der Satire wird. Sie macht ihn vielleicht nicht unglücklich; ſie verhindert ihn aber einen höhern Grad von Glückſeeligkeit zu erreichen, die allezeit nur um ſo viel gröſſer wird, je vollkommner wir zu werden ſuchen. Dieſe Vorſtellung erwacht bey mir faſt allezeit, wenn ich einen Thoren ſehe, und darüber verſchwindet das Lächerliche an ihm beynahe ganz aus meinem Geſichte.

Unterdeß geſtehe ich, daß die Kenntniß des Lächerlichen zum wenigſten eine Veranlaſſung werden kann, ſolches zu vermeiden. Darum will ich auch in meinen nächſten Blättern einige Thoren abſchildern, und nicht

einmal das Mitleiden für sie verlangen, das sie in meinen Augen verdienen. Ich will sie vielmehr dem Spotte der Leser preisgeben, obgleich unter der ausdrücklichen Bedingung, es nicht selbst zu seyn. Denn Lächerliche müssen bey dem Bewußtseyn ihrer Thorheiten ernsthafter darüber denken, als andre, und ein Mensch, der bey seinen Fehlern nichts mehr thut, als mitlacht, ist in großer Gefahr ein Lovelace zu werden, der sich von den Vorwürfen seiner Freunde und seines Gewissens über seine Laster dadurch zu befreyen suchte, daß er der erste war, der sie verspottete.

Sieben u. neunzigstes Stück.

Hier ist ein Verzeichniß von einigen Lächerlichen. Man wird es ohne Betheuerungen glauben, daß es keine Mühe gekostet hat, sie aufzusuchen, und eben so wenig Aufmerksamkeit wird erfodert, diese Liste zu vermehren.

Phi-

Philotas glaubt mit Recht, daß es eine Schande für einen Mann von seinem Ansehn und Amte sey, nichts zu wissen, und es gereicht ihm zum Ruhme, daß er in den meisten nöthigen und nützlichen Wissenschaften kein Fremdling ist. Aber wie lächerlich macht ihn nicht, bey allen seinen andern löblichen Eigenschaften, die eitle Begierde, sich überall von dem großen Haufen der Unwissenden zu unterscheiden? Ueberall sieht man ihm die Furcht an, etwas zu sprechen, das nicht gelehrt aussieht. Es ist ihm unmöglich von den gleichgültigsten Dingen zu reden, ohne was er sagt, mit ein wenig Litteratur zu versetzen. Seine Gespräche erhalten dadurch ein steifes und pedantisches Ansehen und jeder Ausdruck wird gekünstelt und unnatürlich. Man wird alle Augenblicke in die Versuchung gesetzt, ihn zu fragen, wie lange es her ist, daß er die Universität verlassen hat, so akademisch ist der Ton, in dem er spricht. Man erwartet in seiner Gesellschaft einen Mann aus der Welt, und man glaubt, einen Professor auf seinem Katheder zu hören. Jemand bemerkt, daß

heute das Wetter schön ist. Sogleich nimmt er davon Gelegenheit, eine physikalische Untersuchung desselben anzufangen. Ein andrer sagt, daß er gestern in einer schlechten Comödie gewesen sey, und da ist für ihn genug, uns von den Vorzügen des griechischen Theaters zu unterhalten, und zu zeigen, daß ihm die Namen des Sophokles und Euripides nicht unbekannt sind. Ein dritter nennt von ungefähr mit dem itzigen Kriege den dreyßigjährigen, und den Augenblick überführt er uns, daß er seinen Pufendorf noch nicht vergessen hat. Philotas erinnert sich nicht, daß die Wissenschaft und Gelehrsamkeit weniger ein Verdienst ist, als eine richtige und weise Anwendung derselben. Er fürchtet nichts mehr als den Vorwurf der Unwissenheit, und eben diese Furcht ists, die ihn lächerlich macht, weil er sich dadurch verleiten läßt, Einsichten zu zeigen, woran diejenigen, die mit ihm umgehen, entweder nicht zweifeln, oder keinen Geschmack haben, und wie sehr muß er diese nicht einschläfern? Er verdient die Spöttereyen, die über seine Schwachheit gesagt wer-

werden; eine Strafe, die um so viel billiger ist, weil er durch den ungereimten Gebrauch seiner Wissenschaft der Gelehrsamkeit einen Vorwurf zuzieht, der nur dem Gelehrten gemacht werden sollte.

Unterdeß giebt es Grade der Lächerlichkeit, und es ist gewiß, daß es Gargil in diesem Vorzuge noch weiter gebracht hat, als Philotas. Es wäre unbillig, wenn er die Mühe, die er sich giebt, verlacht zu werden, vergebens angewendet haben sollte. Gargil hat nichts von der Schwachheit des Philotas. In seinen Augen sind alle Gelehrte Pedanten, und was ist mit Pedanten anzufangen? Er lobt sich den Mutterwitz, und vor einem jeden andern den seinigen, den er zuweilen so gar ein glückliches Genie zu heissen wagt. Er macht sich eine Ehre daraus, niemals studiert zu haben. Nach seiner Meinung kömmt in der Welt alles darauf an, daß man eine gute Feder zu führen wisse. Die übrigen Wissenschaften sind Schulfüchsereyen, mit denen er den Kopf seines Sohnes gewiß so wenig verderben lassen will, als

als er den seinigen damit verwirrt hat. Ein allezeit fertiger Briefsteller und der geschwinde Rechenmeister, das sind die wichtigen Bücher, die er lesen soll, und er zweifelt nicht, daß er sein Glück eben sowohl damit machen werde, als er. Es gehört zwar auch die Kunst zu kriechen dazu; allein diese soll ihm unter seiner Anführung nicht schwer werden; denn niemand hat sich mehr darinnen geübt, und niemand hat eine längere Erfahrung darinnen, als Gargil. Man wird sagen, daß er unter dem Spotte sey; allein man muß wissen, daß er ein gewisses Ansehn hat, das seine Thorheit gefährlich machen kann.

Man könnte viel zum Lobe des Philotimus sagen, und man müßte ungerecht seyn, wenn man ihn zu dem großen Haufen derer verstoßen wollte, welche die Blankette der menschlichen Gesellschaft genannt zu werden verdienen. Allein man hat gar nicht nöthig, sich darauf einzulassen; man kann schweigen, und seine Vorzüge werden dennoch nicht vergessen werden. Er glaubt, daß

daß ihm niemand mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſen könne, als er ſelbſt, und es iſt gewiß, daß er eine auſſerordentliche Geſchicklichkeit beſitzt, ſeine Verdienſte in einem ſo blendenden Lichte zu zeigen, daß man ſie vor Glanz kaum ſehen mag. Es giebt keine Künſte und Wendungen des Eigenlobes, die er nicht ausſtudiert zu haben ſcheint, ſo unerſchöpflich reich und beredt iſt er in dieſer Materie. Philotimus fürchtet den Vorwurf der Unverſchämtheit ſo wenig, daß er zum Erſtaunen aller derer, die mit ihm umgehen, beſtändig von ſeiner Beſcheidenheit redet, als ob er noch weit mehr von ſich zu ſagen hätte, wenn er nicht befürchtete, daß man das, was er zu ſeinem Vortheile noch ſagen könnte, für Eigenlob halten möchte. Er lobt und tadelt alles dadurch, daß er ſolches mit ſich, mit ſeinen Vorzügen oder mit ſeinen Urtheilen und Meinungen vergleicht; es verſteht ſich, daß er ſelbſt immer über das erhöhen bleibt, was ſeinen Beyfall erlangt, mit dem er eben nicht freygebig iſt. Er hat entweder ſchon, und zwar in noch gefährlichern Umſtänden und Verſuchungen eben die

löb-

löblichen Handlungen ausgeübt, die ein andrer gethan hat, oder er würde doch eben das thun. Wenn er nicht mehr sagt; wenn er nicht hinzusetzt, daß er noch dieß oder jenes mehr gethan haben würde: So treibt er gewiß seine Bescheidenheit sehr weit. Alles, was ein Fehler ist, ist ihm unmöglich; er kann auch nicht begreifen, wie man auf dergleichen Thorheiten gerathen kann, die man von andern erzählt; er würde lieber alles aufgeopfert, als sich dieser oder jener Schwachheit schuldig gemacht haben. Er sey zwar hitzig; er könne zuweilen weniger vorsichtig seyn, als er seyn sollte; aber dazu gehöre doch nur sehr wenig Ueberlegung; das würde ihm doch den Augenblick eingefallen seyn. Kurz Philotimus weis alles zu seinem Ruhme anzuwenden, und man sollte ihm nicht merken lassen, daß er dadurch lächerlich wird?

Planesius hat die Welt gesehen; ob er sie zu seinem Vortheile gesehen, oder ob er sich dadurch Kenntnisse erworben hat, die zum Besten seines Vaterlandes gereichen können, das ist eine andre Frage. Genug, er

ist

ist gereist, und dieses ist der Innhalt seiner meisten Gespräche. Fällt die Unterredung auf den Wein; so fängt er an seine Reise durch Frankreich zu erzählen, und besonders die Weinberge zu nennen, wo der beste Champagner wächst. Spricht man von der Musik; so versetzt er uns nach Italien, und man muß ihn, man mag wollen oder nicht von Rom nach Florenz, von Florenz nach Venedig und von da nach Neapolis begleiten, wo er das seltne Glück gehabt haben will, mit allen großen Sängerinnen zu speisen. In Deutschland hat er mit jedem fürstlichen Zwerge und jedem lustigen Rathe Bekanntschaft gemacht, die ihn nicht gereut, weil er dadurch hinter alle Hofgeheimnisse gekommen seyn will. Seit dem er aus Engelland zurück ist, hat er keinen rechtschaffnen Pudding mehr gegessen, und die gebrannten Wasser sind nirgends so gut, als in London. Allein es ist, wie er weislich bemerkt, kein Wunder, weil sich da die Damen selbst mit der Verfertigung der Puddings abgeben und im Abziehen gebrannter Wasser eine ungemeine Geschicklichkeit besitzen. Mit keiner Ma-

Nation ist er misvergnügter als mit den Holländern; man ißt nicht sonderlich in den Wirthshäusern und muß doch erschrecklich bezahlen, und die Schweiz — Ja an die Schweiz will er gedenken, weil er in den steilen und hohen Wegen mehr als einmal in Gefahr gewesen ist, sein kostbares Leben zu verlieren. Auf meinen Reisen, fängt sich beynahe alles an, was er sagt, und ungeachtet nun schon über zehn Jahre verflossen sind, seitdem er von seinen Reisen zurückgekommen ist, so weis er doch noch die Namen aller Postillone, und kann jeden Ort sehr genau beschreiben, wo er das Unglück gehabt hat umgeworfen zu werden. Wie oft wird nicht über ihn gespottet! Er weis es, und er bleibet lächerlich. Allein was hätte der gute Planesius von seinen Reisen, die ihm so viel gekostet haben, wenn er nicht zum wenigsten davon erzählen sollte, und muß nicht jeder nur von dem sprechen, was er weis?

Kann sich Vocifer beschweren, wenn er von jedem, dem er zur Last fällt, verlacht wird?

wird? Der ewige Widerſprecher, der in einer Stunde zehnmal andrer Meinung iſt, um nur keinem Recht zu geben, der ſich mit ihm unterhält! Es iſt vergeblich, ihn daran zu erinnern, daß er, bloß um uns zu widerſprechen, ſich ſelber widerſpricht. Er verſichert mit einer Dreiſtigkeit, die ihn niemals zum Rothwerden kommen läßt, daß man ſich irre, daß man ihn falſch erkläre, daß man ihn nicht richtig genug verſtanden habe, und wenn er ſich nicht anders zu helfen weis, ſo geſteht er eine Uebereilung zu, um nur fortſtreiten zu können. Man hat den Mund kaum geöffnet, ſo iſt er mit der Widerlegung deſſen fertig, was man ſagen will. Er will zwar die Höflichkeit nicht beleidigen und bittet tauſendmal um Vergebung, daß er uns nicht beyfallen kann. Allein wer kann ihm ſo oft vergeben, als er Thorheiten ſagt, ohne ihn entweder für den unerträglichſten oder für den lächerlichſten Menſchen zu halten?

Es wird dem ernſthafteſten Manne ſchwer werden, die kluge und wichtige Mine des Mimaſophrons zu ſehen, ohne über

ihn zu lachen. Er giebt sich bey den gleichgültigsten Kleinigkeiten ein so feyerliches Ansehen, als ob von jeder Sylbe, die er spricht, und von jeder noch so unbedeutenden Antwort, die er giebt, die Wohlfarth einer ganzen Gesellschaft abhienge. Niemals wird er eine Neuigkeit erzählen, und wenn sie noch so stadtkündig seyn sollte, ohne sie uns ins Ohr zu lispeln. Alles, was er spricht, sagt er mit einer Bedächtigkeit, als wenn er ein Urtheil abfassen sollte. Er giebt immer nur einen Wink; er darf die Person, er darf den Ort nicht nennen. In unsern Zeiten muß man alle Sylben abwägen; es ist gar zu gefährlich, von Geheimnissen des Staats zu reden, ehe sie öffentlich bekannt sind, und seine Geheimnisse sind bloß Nachrichten von Beförderungen, die noch nicht in den Zeitungen gemeldet sind. Er sagt alles unter vier Augen, auch das Gute, das er von andern spricht. Wenn man ihn erst kennen lernt, so sollte man aus der ernstlichen und vertraulichen Art, womit er sich an uns wendet, auf eine besondre Zuneigung gegen uns schließen; man

ſieht aber bald, daß ihm jedermann zum Vertrauten gut genug iſt, wenn er ihm nur ſeine Ohren leihen will, und wenn er das thut, wird er ihn vielleicht ganz leiſe fragen, was die Glocke iſt.

Wenn man ſehen will, wie lächerlich ſelbſt die Schönheit und der Witz werden, wenn die Eitelkeit ſie verunſtaltet, ſo muß man Belinden und Phileten bey einander ſehen. Belinde iſt beſtändig mit ihren Reizungen beſchäfftigt, ſie bey jedem Worte und bey jedem Blicke auf ihren ſchönſten Seiten zu zeigen, und der junge Herr giebt ſich auſſerordentlich viel Mühe, mit ſeiner angenehmen Geſtalt und beſonders mit ſeinem Witze eben ſo ſehr bewundert zu werden, als ſie. Itzt ſieht ſie etwas, das wirklich gar nicht merkwürdig iſt, mit ſtarren unverwendeten Blicken an, damit man ihre großen Augen, die doch nur ein unmerkwürdiges Mittelding zwiſchen den blauen und ſchwarzen ſind, deſto beſſer ſehen könne, und er zwingt ſich über etwas zu lachen, damit man ſeine weißen Zähne entdecken

cken möge, indeß daß sie die übrigen zu verbergen sucht, und deswegen mehr lispelt, als spricht, theils, weil sie nicht so schön sind, als ihre andern Annehmlichkeiten, theils, weil sie einen sehr kleinen Mund hat, den sie bemerkt haben will. Gleich darauf nähert sie sich dem Spiegel, und entdeckt als von ungefähr, eine geringe Unordnung in ihrem Putze, wirklich aber in der Absicht, ihren Hals besser sehen zu lassen, ungeachtet es der Schneider nicht vergessen hat, den Ausschnitt ihres Kleides tief genug zu machen. Philet gewinnt dadurch Zeit, einen sinnreichen Einfall zu sagen, der verunglückt seyn würde, wenn sie ihren kleinen Fuß einen Augenblick eher gezeigt hätte. Weil sein Witz erschöpft werden möchte, wenn er ihm nicht einige Ruhe gönnte: So läßt er nun den Brillanten an seinem Finger spielen, und sie verbirgt sich vor dem Glanze desselben durch eine Bewegung des Fächers, die ihren runden Arm zeigt, welches dem jungen Herrn Gelegenheit zu einer Schmeicheley giebt, über die sie gern erröthete, wenn das Erröthen einer Coquette so sehr zu Befehle

stün-

stünde, als ein Seitenblick oder ein mitleidiges Lächeln über ein Frauenzimmer, das weniger schön ist, als sie. Beyde sind mit einem Worte, so sehr in ihre Reizungen verloren, daß sie nicht merken, wie sehr sie andre veranlassen, über sie zu spotten, und sie würden es vor Selbstgefälligkeit nicht merken, wenn sie auch hörten, was laut genug in ihrer Gegenwart gesagt wird.

Acht und neunzigstes Stück.

Ich habe Ihnen, schreibt mir einer meiner neuesten Correspondenten, eine Anmerkung über Ihr Blatt von der Freundschaft zu machen, von welcher ich glaube, daß sie Ihnen nicht ganz unerheblich vorkommen wird. Ich denke, wie Sie, über die Freundschaft; ob ich gleich nicht so glücklich bin, Freunde zu haben: Allein ich muß Ihnen ohne weitere Umstände gestehen, daß ich den Umgang der großen Welt der Freundschaft beynahe völlig an die Seite setze.

Wenn ich vom Umgange der groſſen Welt rede; ſo verſtehe ich alles dasjenige darunter, was die Politeſſe nur einnehmendes haben kann; und ich nehme dieſes Wort zugleich in dem ganzen Umfange, in dem es ein Franzoſe braucht, der ſelber poli iſt, und alſo von der Sache urtheilen kann. Sie wiſſen, es iſt alsdann ein vielbedeutendes Wort. Dieſes vorausgeſetzt, behaupte ich, daß die Freundſchaft nur ſehr wenige und vielleicht nicht allzugroße Vorzüge vor jenem Umgange habe.

Wie angenehm iſt es, ſich nicht allein niemals etwas, das auch nur von ferne einigermaaſſen beleidigen könnte, ſondern faſt immer etwas zu ſagen, das die Süßigkeit der feinen Schmeicheley hat, ohne ihren Gift zu haben; das uns, ohne uns in den Wolken ſchweben zu laſſen, immer ein wenig über uns ſelbſt erhebt, und uns in einem ſanften Vergnügen über uns ſelbſt auf eine reizende Art unterhält.

Ich weis nicht, Freunds, (ohne von denen zu reden, die gar familiär gegen einander ſind)

sind) Freunde sind zu nain gegen einander. Sie sagen es sich so gerade heraus, daß sie sich lieben. Das nenne ich eine harte Art, wenn man sich es so sagt. Zeichnung mögen sie wohl haben; aber Colorit haben sie nicht.

Ich kann Ihnen nicht sagen, was es mir für ein Vergnügen macht, wenn ich in Gesellschaft von Leuten bin, die sich, alles, was sie sich sagen, auf eine so glückliche Art, zuwägen, daß man es gar nicht merkt, daß sie die Wagschal in der Hand haben. Ein halbes Wort, das der Andre sagt, der Anfang einer Mine wird hier zu Gewicht, und verändert die Wagschal. Jeder kleine Umstand des Wohlstandes oder der Wendung, welche die Unterredung nimmt, hat hier seine Einflüsse. Federn ziehn nieder. Welch Vergnügen, in einer solchen Gesellschaft zu seyn, und selbst wägen zu können!

Freunde hingegen, ob sie gleich nicht ohne Anstand sprechen, sagen sich immer ihre völlige Meinung, und sagen sie fast ohne alle Einkleidung. Verzeihen Sie mir,

daß ich das Wort noch einmal brauche, es ist so was Hartes in diesem allen.

Sie werden mir zugeben, man kann nicht immer, am wenigsten in Gesellschaften, von wichtigen Dingen reden; daher müssen der Kunst, Kleinigkeiten zu etwas zu machen, ihre Verdienste gelassen werden. Ich kann Ihnen nicht verbergen, daß mich die glückliche Ausbildung eines Nichts oft sehr hinreißt.

Sie sagen, daß der Scherz nirgends scherzhafter, als unter Freunden sey. Vielleicht ist dieß bisweilen wahr. Aber ich rede auch von solchen Kleinigkeiten, die nicht scherzhaft sind. Und Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß der freundschaftliche Umgang viel Ansprüche auf ihre Ausbildung zu machen habe?

Ich könnte Ihnen noch viel mehr über diese Sache sagen; aber ein Brief muß auch nicht gar zu lang seyn. Ueberhaupt muß ich Ihnen bekennen, daß ich so viel Geschmack an dem Umgange der großen Welt finde, daß mir der freundschaftliche

zwar

zwar als eine wünschenswürdige, aber doch nicht als eine so unentbehrliche Sache, als Ihnen vorkömmt.

Mein Herr,

Wenn Sie mir erlauben wollen mit dem harten Tone eines Freundes zu reden; so werde ich Ihren Brief, der mir, in gewissen Betrachtungen, sehr gefallen hat, umständlich beantworten. Vielleicht schmeichle ich mir nicht zu sehr, wenn ich glaube, daß ich die große Welt, und diejenige Politesse kenne, die diesen gewiß nicht wenig bedeutenden Namen verdient. Und vielleicht gestehen Sie mir, nach einer Anmerkung, die ich gleich machen will, diese Kenntniß zu. Wenn man dem Ausdrucke: große Welt, seine Würde lassen will; so ist die Zahl derer, die eigentlich dazu gehören, sehr gering. Wie sehr würde man ihm diese Würde nehmen, wenn man den ganzen Schwarm mit dazu rechnen wollte, dem bloß sein Stand und etwas von einer halbgebildeten

lebenslang den Eintritt erlauben. Wenn Sie diese Anmerkung für wahr halten; so muß sich Ihr Vergnügen, das Sie in Ihren Gesellschaften finden, sehr verringern. Sie werden mir zugestehn, daß ich mich auf Ihre Materie völlig einlasse, wenn ich Ihnen noch sage, daß unter den Wenigen, welche die große Welt ausmachen, bisweilen Einer ist, der zur Freundschaft, und zu jeder andern ernsthaften Sache gemacht, das Joch desjenigen Umgangs, der Ihnen so sehr gefällt, zwar bloß aus Pflicht, aber zugleich auf eine so glückliche Art trägt, daß er denen, die nur bis auf eine gewisse Weite sehn, Geschmack daran zu haben scheint.

Erlauben Sie mir, daß ich nun ein wenig pünktlich in der Beantwortung Ihres Briefes werde. Ich zweifle sehr, daß irgend eine Art von Schmeicheley ohne Gift sey. Vielleicht hat die feinste, den schlimmsten. Es mag wohl süß genug seyn, sich immer ein wenig über sich selbst erhoben zu fühlen; aber —— —— ich sehe wohl, daß ich Ihnen zu streng vorkommen werde; und

gleich-

gleichwohl bin ich es nicht, wenn ich Ihnen sage, daß diese Sache überhaupt sehr moralisch ist; und daß wir uns nicht genug hüten können, die Eitelkeit Andrer anzufeuern. Sie hat ohne dieß Nahrung genug in sich selbst.

Daß Freunde naiv gegen einander sind, lassen Sie noch so hingehen; aber daß sie auch familiär mit einander umgehen, das beleidigt, in Ihren Augen, die feine Gezwungenheit der Politesse zu sehr. Ich sehe wohl, Sie haben niemals Anlaß gehabt, die Anmerkung zu machen, daß die Familiarität der Freundschaft einen gewissen ihr eignen Wohlstand beobachte. Und warum sollte man es sich nicht gerade heraus sagen, daß man sich liebt? Kann es die wahre Neigung anders sagen? Zeichnung, ich bitte um Verzeihung, daß ich ohne alle Einkleidung rede, Zeichnung haben Sie gar nichts und Colorit — — — es giebt verschiedne Arten derselben, gewiß keine natürliche!

Mir wird ganz angst dabey, wenn ich mir Ihr beständiges Zuwägen, wie unver-

merkt

merkt es auch geschehen mag, recht lebhaft vorstelle. Welch ein Vergnügen, sagen Sie, in einer solchen Gesellschaft zu seyn, und selbst wägen zu können. Ich weis nicht, ich habe immer, an der Gröſse dieses Vergnügens, ein wenig gezweifelt. Aber freylich, wenn man selbst wägen kann. Doch sind nur sehr wenige, die es recht können.

Ich weis nicht zu welchem ernidrigenden Zwange Sie ihre Seele gewöhnt haben müssen, daſs es Ihnen keine angenehme Vorstellung ist, Ihre völlige Meinung zu sagen? Wie beseelt es den Umgang der Freundschaft, wenn keiner von seiner Meinung etwas zurückhält; aber zugleich nicht so sehr von derselben ist, daſs er unbiegsam seyn sollte, sich von stärkern Gründen, als die seinigen sind, überzeugen zu lassen. Wenn ich mir diese Freymüthigkeit, diese Biegsamkeit, und die Freude, daſs unser Freund unsrer Meinung wird, oder daſs wir die seinige annehmen, als Gefährtinnen der Freundschaft vorstelle; so denke ich sie mir unter ihren Grazien.

Ohne von der glücklichen Ausbildung eines Mädchens jemals hingerissen zu werden, sehe ich sehr wohl ein, daß man nicht immer von wichtigen Dingen reden könne, und daß die Geschicklichkeit, Kleinigkeiten zu etwas zu machen, ihren Werth habe. Aber wie sonderbar ist es, so wie Sie, von einer Geschicklichkeit eingenommen zu werden, deren Anwendung, in den meisten Fällen, durch die Nothdurft veranlaßt wird.

Lernen Sie nur die Freundschaft aus der Erfahrung kennen. Sie hat, ausser ihren scherzhaften Kleinigkeiten, auch noch andre, die viel interessenter als diejenigen sind, die Ihnen itzt noch so sehr gefallen. Nur die Neigung zu dem, den wir lieben, kann eine Kleinigkeit, die er sagt, über ihre Sphäre erheben, und machen, daß wir Geschmack daran finden, sie zu hören. Wenn wir aber nur in einer Gesellschaft von Bekannten, von guten Bekannten, und von guten Freunden sind; so werden die Kleinigkeiten, durch ihre Ausbildung, noch kleiner. Wir bemerken, was sie eigentlich sind, desto mehr,

mehr, je bunter das Kleid ist, mit welchem sie ausgeschmückt werden, oder vielmehr, in welchem sie sich schleppen; denn es muß ihnen, ihrer Natur nach, immer ein wenig zu groß seyn.

Wie aufrichtig ich es mit Ihnen meine, können Sie daraus urtheilen, daß ich Ihnen, wenigstens Einen Freund, wünsche. Ich sehe wohl ein, daß Sie nicht bedauert seyn wollen; unterdeß kann ich mich doch nicht ganz enthalten, Sie so lange ein wenig zu bedauren, bis ich erfahren werde, daß Sie nicht mehr ohne Freunde sind. Machen Sie mir das Vergnügen, mir die Nachricht, so bald Sie können, zu geben.

Neun und neunzigstes Stück.

Ungeachtet die Sinngedichte unter allen Arten von Gedichten die kürzesten sind, weil die Kürze eine ihrer wesentlichsten Eigenschaften ist: So gehöret doch nicht wenig dazu, wenn sie den Beyfall seiner Kenner ver-

verdienen, und die strengen Erfordernisse des guten Geschmackes befriedigen sollen. Es ist wahr, daß diese langanhaltende Beschäftigung des Genius dazu nöthig ist; aber eben darum ist es schwer, glücklich darinnen zu seyn, und es geht damit dem Dichter eben so, als dem Sänger mit einer Stimme, die weder weit hinaufsteigen, noch tief herab fallen kann, oder dem Musikus mit einem Instrumente, das einen engen Umfang von Tönen hat. Das Sinngedicht kann zwar verschiedne Gestalten annehmen. Zuweilen ist es bloß ein sinnreicher und scharfsinniger, bald ernsthafter, bald scherzhafter, bald satirischer und bittrer Einfall; zuweilen eine kleine Erzählung; zuweilen ein Miniaturgemälde; zuweilen ein sehr kurzes Gespräche. Dieses giebt unstreitig Gelegenheit zur Veränderung und Abwechslung. Allein die Gedanken desselben sollen auch entweder neu, oder mit einem neuen Schwunge gesagt, sehr wenig zusammengesetzt, naiv, unerwartet, ungekünstelt und doch glänzend seyn, ohne Phöbus und Concetti zu werden. Sie müssen die Natur des Witzes haben,

ohne,

ohne, gleich diesen, im Finstern gemächlich lassen. So viel verlangt der gute Geschmack; alle diese Eigenschaften soll der Poet auf einem sehr eingeschränkten Schauplatze zeigen, und doch nimmt er, selbst wenn die Sinngedichte sehr moralisch sind, unter den Dichtern fast den niedrigsten Rang ein.

Hierzu kömmt, daß man von dem, der Sinngedichte schreiben will, mehr Genauigkeit, Richtigkeit, Leichtigkeit und Natürlichkeit sowohl des poetischen Ausdruckes als des Verses zu fodern berechtigt ist, als von andern. Man muß weder dem einen noch dem andern den geringsten Zwang ansehen; keine Härte wird vergeben; jeder noch so geringe Anstoß wider das Sylbenmaß, oder den Accent ist unerträglich, und wer kann in zween, vier oder sechs Versen einen nicht ganz vollkommnen Reim übersehen?

Mit so vielen Schwierigkeiten vereinigt sich die Gefahr, sich einem falschen Witze zu überlassen, weil es der Witz, und nicht das Herz ist, der den größten Antheil daran hat.

Man

Man wird gekünstelt, weil man neu seyn will; man wird gerade zu, weil man durch Naivitäten zu gefallen wünscht; man macht falsche Gegensätze, wenn sie nur etwas Unerwartetes haben; man will scharfsinnig seyn, und wird spitzfindig; man will sinnreiche Einfälle sagen, und macht Wortspiele, und darüber kann der Poet so sehr verkannt, und vielleicht verachtet werden, daß er vergessen, oder doch nicht mit dem Beyfalle belohnt wird, auf den er einen gerechten Anspruch machen könnte.

Dieses Schicksal hat Friedrich von Logau erfahren, ein deutscher Dichter aus dem vorigen Jahrhunderte, der, bey allen seinen poetischen Talenten und ungeachtet vieler guten Sinngedichte, die ihn zum Martial seiner Nation machen, vielleicht in einer beständigen Vergessenheit geblieben wäre, wenn ihm nicht die Herren, Leßing und Rammler fast den Dienst erwiesen hätten, den Addison einem weit grössern Dichter, einem Milton, und zwar unter Engelländern erweisen mußte. Ein wichtiger Unter-

schied ist der, daß der deutsche Dichter an seinem Schicksale selbst mehr Schuld hatte, als der englische. Denn er hat dreytausend Sinngedichte drucken lassen; eine Menge, die den Argwohn leicht entschuldigt, daß wenig oder gar keine gute darunter seyn möchten.

Friedrich von Logau von altem schlesischen Adel, wurde gleich im Anfange des vorigen Jahrhunderts (Im Jahr 1606.) gebohren, und starb ungefähr in der Hälfte desselben (Im Jahr 1655.) Er stand als Cancelleyrath in den Diensten des Herzogs von Liegnitz, und scheint ein sehr beschäfftigtes Leben gehabt zu haben. Dieses ist es alles, was uns die Geschichte von seinen persönlichen Umständen und Schicksalen aufbehalten hat. Die Liebe zur Poesie, muß sich, nach der Anmerkung der Herausgeber, zeitig bey ihm geäußert haben. Er hat, wie er selbst in einem seiner Sinngedichte sagt, in seiner Jugend verliebte Gedichte geschrieben, die in den Unruhen des Krieges verloren worden sind. Nach der Zeit erlaubten ihm seine Geschäffte nur allzukurze Erholun-

Sammlungen, als daß er sich in grossen Gedichten hätte versuchen können. Es sind also bloß die Augenblicke seiner Ruhe, denen man seine Sinngedichte zu danken hat, welche er unter dem Namen Salomons von Golau erst in einer kleinern, nun ganz umgearbeiteten und hierauf in einer vollständigern Sammlung zu Breßlau bekannt gemacht hat.

Alles, was man von dem sittlichen Charakter des Dichters aus seinen Sinngedichten entdecken kann, gereicht zu seinem Ruhme. Man sieht den Geist der Religion und Moralität darinnen herrschen, und ob man gleich wünschen möchte, daß er sich gewisse Einfälle und Scherze, die etwas von der Mine des Leichtsinns haben, nicht erlaubt hätte, so erhellet doch aus dem Ganzen, daß es seine Absicht gewesen sey, eben so sehr zu nützen als zu gefallen. Ueberhaupt muß man seinen Zeiten viel verzeihen, wo der Saame der schönen Wissenschaften erst ausgestreut wurde; wo es also dem Geschmacke noch sehr an Zärtlichkeit, Feinheit und Anständigkeit sowohl in den Gedanken,

als im Ausdrucke fehlen mußte. Er selbst zeigt sich darinnen, als einen Mann, der, ob er gleich am Hofe lebte, Gewissen, Redlichkeit und Tugend über alles schätzte. Wie menschlich muß sein Herz nicht gewesen seyn, wenn wir, (und zum Gegentheile haben wir keinen Grund,) seine Sinngedichte wider den damaligen verderblichen Krieg für die Sprache seines Herzens halten dürfen! Er war eines heitern und frölichen Gemüthes; seine geliebtesten Freuden aber scheinen die Vergnügungen des Landlebens gewesen zu seyn. Man sieht dieses aus einem Gedichte an sein Gut, woraus ich einige Stellen mittheilen will:

Ich habe dich, du mich, du süße Vatererde,
Mein Feuer glänzt nunmehr auf meinem eignen Heerde;
Ich geh, ich steh, ich sitz, ich schlaf, ich wach umsonst
Was mir dort theuer war, das kann ich hier aus Gunst
Des Herren der Natur um Habedank genießen
Und um gesunden Schweiß; darf nichts hingegen wissen,

Von

Von Vortheil und Betrug, von Hinterliſt und Neid
Und allem dem, wodurch man ſich ſchickt in die Zeit.
Iſt ein ſeelig Brodt.
— — — — — —
Mein Trinken iſt nicht falſch; ich darf mir nicht gedenken;
Es ſey gebrauen zwier vom Brauer und vom Schenken.
Mir ſchmeckt der klare Saft, mir ſchmeckt das reine Naß
Das ohne Keller rein, das gut bleibt ohne Faß.
— — — —
— — — — — — —
— — — Der vielgeplagte Lein
Der muß, der kann mir auch anſtatt der Seide ſeyn.
Bewegung iſt mein Arzt. Die kräuterreichen Wälder
Sind Apothek genug. Gold tragen mir die Felder.
Was mangelt mir denn noch? Wer Gott zum Freunde hat,

Und hat ein eignes Feld, fängt wenig auch der Stadt,
Der vortheilhaften Stadt, was Nahrung zu gewinnen
Faſt jeder muß auf Liſt, auf Tück, auf Ränke ſinnen.

Man kann ſchon aus dieſen Stellen ſehen, daß es dem Dichter nicht an Genie fehlte, auch in gröſſern Werken der Poeſie, als das Epigramma iſt, glücklich zu ſeyn. Beſonders ſcheint er viele Fähigkeiten zu ſatiriſchen Gedichten gehabt zu haben. Er würde, wenn er nicht die Erfüllung ſeiner bürgerlichen Pflichten ſeinem poetiſchen Ruhme vorgezogen hätte, ernſthafter, als Horaz, und nicht ſo finſter und ſtrenge, als Juvenal geweſen; er würde ein Boileau der Deutſchen geworden ſeyn, und vielleicht gröſſer; weil er, wegen ſeines Nationalcharakters tiefer und ſtärker gedacht haben würde.

Die Herausgeber, welche die Welt ſchon als glückliche Poeten und Kunſtrichter kennt, haben auch vor Vorrede, worinnen ſie den Dich-

Dichter bekannt machen, und dem Publico Rechenschaft von ihrem Unternehmen geben, ein zwiefaches Verdienst um denselben. Weil sie unter seinen Sinngedichten allzuviel mittelmäßige fanden, so ist es ihre erste Sorge gewesen, ihn dieses nachtheiligen Reichthums zu entladen. „Wir, sagen sie, haben ihn „fast auf sein Drittheil herabgesetzt. —— „—— Deswegen wollen wir nicht sagen, „daß alle beybehaltne Stücke Meisterstücke „sind; genug, daß in dem Unbeträchtlichsten „noch immer etwas zu finden seyn wird, „warum es unsrer Wahl werth gewesen ist. „Ist es nicht allezeit Witz, so ist es doch al„lezeit ein guter und großer Sinn, ein poeti„sches Bild, ein starker Ausdruck, eine naive „Wendung. Auch wird das Schlechteste „immer dazu dienen, dem Leser zu zeigen, „wie wenig er den Verlust der übrigen Stü„cke zu bedauren hat.„ Bey denen, welche sie behalten haben, sind zuweilen einige Veränderungen vorgenommen worden, nicht um den Dichter moderner zu machen, wie sich die Herausgeber ausdrücken, sondern ihm nur da ein wenig zu Hülfe zu kommen,

wo sie ihn allzuweit unter seiner eignen reinen Leichtigkeit fanden, und alsdann haben sie es in dem Geiste seiner eignen Sprache zu thun gesucht.

Das wichtigste, was man ihnen zu danken hat, ist ihr Wörterbuch über seine Sprache, welche nebst dem Vorberichte dazu sehr vortreffliche und der deutschen Sprache überhaupt sehr nützliche Anmerkungen enthält. Theils bemerken sie mit großer Sorgfalt und Genauigkeit die veralteten Wörter, von denen viele erneuert zu werden verdienen; theils wenden sie einen besondern Fleiß auf die Provinzialsprache des Dichters, welche die schlesische Mundart ist, und wirklich eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdient, weil die Deutschen darinnen die ersten guten Dichter erhalten haben. Da ihre Anmerkungen ganz gelesen zu werden verdienen; So begnüge ich mich mit der Anführung ihres allgemeinen Urtheils über die Sprache ihres Poeten. „Sie ist, sagen sie, die Sprache des „Opitz und der Besten seiner Zeitverwand„ten und Landsleute. Und wenn Tscher-

„nihg

„ning hierinn die erste Stelle nach Opitzen „verdienet: So gebühret die erste Stelle nach „Tscherningen unserm Logau. Das Sinn„gedichte konnte ihm die beste Gelegenheit „geben, die Schicklichkeit zu zeigen, welche „die deutsche Sprache zu allen Gattungen „von Materie unter der Bearbeitung eines „Kopfes erhält, der sich selbst in alle Gat„tungen von Materie zu finden weis. Sei„ne Worte sind überall der Sprache ange„messen; nachdrücklich und körnicht, wenn „er lehrt; pathetisch und wohlklingend, wenn „er straft; sanft, einschmeichelnd, angenehm „tändelnd, wenn er von Liebe spricht; ko„misch und naiv, wenn er spottet; poßier„lich und launisch, wenn er bloß Lachen zu „erregen suchet.

Ich hoffe, meinen Lesern eine Gefälligkeit zu erzeigen, wenn ich ihnen einige von seinen schönsten Sinngedichten und poetischen Lehrsprüchen mittheile. Die übrigen gleichen ihnen freylich nicht alle; unterdeß wird man doch nicht unbelohnt bleiben, wenn man sich dadurch reizen läßt, alle zwölf Bücher durchzulesen.

Wahl eines Freundes.

Der sey dir nicht erkiest,
Wer Freund ihm selbst nicht ist;
Wer Freund ihm selbst nur ist,
Der sey dir nicht erkiest.

Von den Steinen der Pyrrha und des Deucalions.

Die Pyrrha und ihr Mann gestreut, was
waren das für Steine?
Den Kieselstein warf sie und er den Sand-
stein, wie ich meine;
Denn dieser dient mehr zum Gebrauch und
jener mehr zum Scheine.

Auf den Kunimundus.

Kunimundus giebt sich an,
Jede Stunde seinen Mann
Zu bestehen. —— —— Das ist viel! ——
O, es ist bedinget worden,
Daß er weder selbst ermorden,
Noch ermordet werden will.

Spieler.

Spielen soll Ergetzen seyn?
Dieses seh ich noch nicht ein.
Glaubt ein Spieler, welcher viel
Eingebüßt, es sey ein Spiel?

Weinfreundschaft.

Die Freundschaft, die der Wein gemacht,
Wirkt, wie der Wein, nur eine Nacht.

Von der deutschen Poesie.

Was ist ein deutscher Reim; Deutsch kann
ja jedermann. —
Drum ist mir lieb, daß ich auch kann, was
jeder kann.

Hofkünste.

Künste, die bey Hof im Brauch,
Faßt ich, dünkt mich, leichtlich auch;
Wollt erst eine mir nur ein,
Nämlich: Unverschämt zu seyn.

Von dem Canus.

Canus baut ein neues Haus; baut ihm auch ein Grab. Mich deucht,
Daß er an das Weichen denkt, aber doch nicht gerne weicht.

Lob.

Ein sondres Lob ist dieß, daß einer Lobenswerth
Auf bloßes Lob nicht sieht, und Lobens nicht begehrt.

Von dem Pravus.

Es schrieb ihm Pravus an sein Haus:
Hier geh nichts Böses ein und aus.
Ich weis nicht, soll sein Wunsch bestehn,
Wo Pravus ein und aus wird gehn.

Auf den Coquinus.

Freunde nicht vom gutem Sinn; Freunde nur von gutem Magen,
Braucht Coquinus; denn er weis weiter nichts, als aufzutragen.

Spötter.

Wer andrer Leute hönisch lache,
Der habe nur ein wenig acht,
Was hinter ihm ein andrer mache.

Deutschland wider Deutschland.

Das Eisen zeugt ihm selbst den Rost, der es
hernach verzehret.
Wir Deutschen haben selbst gezeugt, die, die
uns itzt verheeret.

Der Neid.

Dieses oder Jenes Neiden
Will ich, kann ich besser leiden,
Als daß da und dort wo einer
Sage: Gott erbarm sich seiner!

Auf den Quadratus.

Quadratus ist der Welt viel nütz; er giebt
viel Schatten,
Wär übel, wenn er stürb im Sommer zu
entrathen.

Die tausend goldnen Jahre.

Tausend goldne Jahre werden von Propheten itzt versprochen
Wie es scheinet, sind sie nahe; denn dergleichen Gold zu kochen
Hat der Krieg bereits zu Kohlen Städt und Dörfer abgebrochen.

Auf den Faulinus.

Faulinus ist ein Mann; er ist ein rüstig Mann
Die Arbeit hat er lieb, — — wenn andre sie gethan.

Ueberfluß.

Der Ueberfluß hat keinen Feind, der ärger ist, als er;
In kurzem führt er hinter sich den Mangel selber her.

Auf den trunknen Veit.

Man warf den Veit die Trepp hinab; Veit schickte sich darein:
Sprach: hätt es nicht ein Mensch gethan, so hätts gethan der Wein.

Auf

Auf den Gengmundus.

Gengmundus lobt sich selbst; es lobt ihn auch die Welt;
Wenn er das Wort führt, Er; Sie, wenn er inne hält.

Von meinen Gedichten.

Ich schreibe kurze Sinngedichte, um dadurch minder schlimm die Bösen
Zu machen und zu höhern Pflichten mich dadurch abzulösen.

An den Leser.

Leser, wie gefall ich dir? — —
Leser, wie gefällst du mir?

Hundertes Stück.

Da die Begierde, Beyfall und Lob zu erstreben, eine von den mächtigsten Begierden der menschlichen Seele ist, und die edelsten Wirkungen hervorbringen kann, wenn sie auf ruhmwürdige Handlungen gelenkt

lenkt wird: So muß freylich derjenige, welcher gegen den Antrieb und Reiz der Ehre unempfindlich geworden ist, vor andern einen fast unüberwindlichen Hang zu allen Unordnungen und Ausschweifungen empfinden, indem seine verderbten Neigungen nicht einmal durch eine Leidenschaft aufgehalten werden, die, so unvermögend sie auch seyn mag, ohne eine höhere Hülfe wahre Tugendhafte zu bilden, doch immer Gewalt genug hat, zu Thaten anzufeuern, die nicht allein groß und löblich zu seyn scheinen, sondern auch einen unausbleiblich nützlichen Einfluß in die gegenwärtige Glückseeligkeit seiner selbst und seiner Nebenmenschen haben. Man darf also die Leidenschaft der Ehre nicht bestreiten und unterdrücken, wenn man uns nicht eine Reizung zu unsern Pflichten nehmen will; aber jeder sollte sich auch mit der äußersten Sorgfalt bemühen, sie nicht allzuheftig werden zu lassen, weil das Vergnügen am Lobe nur allzuleicht in ein Wohlgefallen an der Schmeicheley ausarten kann.

Zum

Zum Beweiſe dieſer nur allzuunſtreitigen Wahrheit werden immer nur die Großen angeführt, und es iſt gewiß, daß man keinen gewiſſern und überzeugendern Beweis anführen kann, als ſie; denn es giebt wenig Inſekten, die nicht gern im Sonnenſcheine ſpielen. Aber iſt nicht faſt ein jeder Menſch Beweis genug? Wie ſelten ſind doch diejenigen, die von einem übertriebnen, oder falſchen Lobe beleidigt werden, da die Meiſten nicht einmal gegen das Lob derjenigen gleichgültig zu ſeyn pflegen, die ſie doch mit ganzem Herzen verachten! Wenn dazu ſchon einige Größe des Geiſtes gehört: Welch eine Demüthigung für den Stolz des Menſchen!

Die Urſache einer ſo gefährlichen Schwachheit liegt darinnen, daß wir ſelbſt nicht die Wahrheit, ſondern die Eigenliebe zur Richterinn über unſre Eigenſchaften und Handlungen ſetzen; denn dieſe, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen iſt, wird uns allezeit betrügen. In dem Grade, in welchem wir uns ſchmeicheln, werden uns allezeit die Schmeichle-

leyen anderer gefallen, wie unverſchämt ſie auch ſeyn mögen. Wie könnten wir ſie verachten, da wir uns ſelbſt deswegen verachten müßten? Wir gleichen darinnen den Kaufleuten, die ſich freuen, für reicher gehalten zu werden, als ſie ſind, weil ſie auf einen großen Credit viel wagen können. Er kann nützlich ſeyn, wenn ſie ihn brauchen, wirklich reicher zu werden. Aber wie viele würden nicht auch einem ſchimpflichen Bankerotte entgangen ſeyn, wenn man ihnen nicht mehr Vermögen zugetraut hätte, als ſie beſaßen, weil ſie bey einem ſchwächern Credite nicht allein vorſichtiger, ſondern auch eifriger in ihren Geſchäfften geweſen ſeyn würden!

Wenn wir bloß auf die Stimme der Eigenliebe hören: So wird uns jedes übertriebne und falſche Lob gefallen, nicht allein wenn wir wiſſen, daß es ausſchweifend und ungegründet iſt, ſondern auch wenn wir wiſſen, daß es uns von andern bloß in der Abſicht ertheilt wird, uns zu betrügen. Kann wohl eine Verblendung gröſſer und ſchimpflicher ſeyn?

Es

Es ist nicht schwer, auch die feinsten Künste der Schmeicheley zu entdecken, wenn es uns nur nicht an dem Willen fehlt, sie zu entdecken. Bald vergröſſert sie die Vorzüge, die wir haben, weil sie sieht, wie sehr wir uns selbst damit gefallen. Bald verkleinert, bald verschönert sie unsre Unvollkommenheiten, nachdem sie wahrnimmt, daß wir darüber entweder misvergnügt oder vergnügt sind. Bald giebt sie uns Vorzüge, die uns fehlen, weil sie bemerkt, daß wir sie zu besitzen wünschen, ohne uns nach den Besitze derselben bestreben zu wollen, und wie gefährlich ist nicht eine jede Art dieser Schmeicheleyen, wenn sie zumal die Miene der Aufrichtigkeit und Redlichkeit anzunehmen wissen. Ist ein Lob zwar nicht völlig falsch, aber doch übertrieben: So verwandelt es eine billige Selbstzufriedenheit in Eitelkeit und Stolz, und verursacht, daß wir auf dem Wege der Vollkommenheit und Ehre stille stehen; wir gerathen überdieß dadurch in eine solche Unthätigkeit, daß wir uns nicht einmal Mühe geben, die guten Eigenschaften zu behaupten, die wir hatten.

Verhüllt die Schmeicheley oder verschönert sie Schwachheiten und Fehler: So verschwindet die Lust, uns von denselben zu befreyen; wir sollten sie hassen, und wir werden sie so liebgewinnen, daß sie immer gröser und häßlicher werden müssen. Giebt sie uns Vorzüge, die wir nicht besitzen, ob wir sie gleich zu besitzen wünschen: So vermehrt sie unsre natürliche Trägheit zum Guten, tödtet die Begierde, einem Ziele nachzueilen, dem wir uns schon nahe genug zu seyn, überreden lassen, erstickt den Trieb der Nacheiferung, und nimmt jeden rühmlichen Beyspiele, das uns zur Ausübung groser Thaten angefeuert haben würde, seine Kraft auf uns zu wirken. Ein so schädliches Gift ist die Schmeicheley; es schläfert ein; es betäubt; es verblendet; es entnervt und tödtet.

Allen diesen unglückseeligen Wirkungen wird der entgehen, welcher sich gewöhnt, selbst unpartheyisch und strenge über sich zu urtheilen, und von dem Lobe beschämt zu werden, das ihm seine Eigenliebe giebt, wenn ihm von der Wahrheit widersprochen wird.

wird. Kein Schmeichler, wie fein und listig er auch seyn mag, wird ihn betrügen können, weil er sich nicht betrügen will. Er wird den Werth eines jeden fremden Lobes nach demjenigen abwägen, das er sich selbst geben darf. Er wird nicht einmal so sehr damit zufrieden seyn, als mit dem seinigen, weil er weis, daß es nicht so rein und zuverläßig seyn kann, als dasjenige, das auf eine richtige und sorgfältige Selbsterkenntniß gegründet ist, und da dieses allezeit von dem Bewußtseyn begleitet wird, daß er bey allen Ursachen, die er haben kann, nicht unzufrieden mit sich selbst zu seyn, doch noch immer weit besser, weit vollkommner und ruhmwürdiger werden könne, so wird auch jeder fremde Beyfall ihm bloß zur Aufmunterung gereichen, und keine andre Wirkung haben, als diese, ihn weiser, edler und rechtschaffner zu machen.

Hundert und 1ſtes Stück.

Es iſt ohne Zweifel ſchwer zu beſtimmen, wie weit man in der Beurtheilung eines Menſchen nach ſeinem Aeußerlichen gehen dürfe. Jeder iſt berechtigt, eine weitere Beſtätigung der Ausſprüche zu verlangen, die ſich darauf gründen, und bis dieſe erfolgt, kann mit Grund eingewendet werden, daß das Anſehen betriegen könne, und tauſendmal betrogen habe. Das Anſehn iſt wirklich oft ein ungetreuer Spiegel, der die Seele entweder verſchönert, oder häßlicher vorſtellt, als ſie iſt. Unterdeß bleibt doch die Anzahl der Fälle, worinnen es richtige Urtheile veranlaßt, ob ſie gleich niemals entſcheidend ſeyn dürfen, bis andre Gründe ſie rechtfertigen, ſo groß, und jeder Menſch iſt auch ſo geneigt, ſie nicht allein nach dem erſten Eindrucke, den das Aeußerliche des andern auf ihn macht, einzurichten, ſondern auch darnach zu handeln, daß man keine Selbſtachtung mehr haben muß, wenn man

dage-

dagegen gleichgültig seyn kann; eine Gleichgültigkeit, die bey niemanden möglich ist, als bey denen, die alle edle Ehrbegierde aus ihren Herzen vertilgt haben, und sich nun über den Beyfall ihrer Nebenmenschen eben so wenig freuen, als über ihren Tadel erröthen können.

Nach meiner Einsicht haben alle Eigenschaften, die in der Seele mit Beständigkeit fortdauern, und in verschiednen Mischungen die abwechselnden Charaktere der Menschen hervorbringen, ihren eignen Ausdruck im Aeußerlichen; vornehmlich aber im Gesichte; es mögen nun Beschaffenheiten des Verstandes oder des Willens seyn, und jeder mag in seiner ganzen Bildung und Gestalt dem andern so wenig, oder so sehr gleichen, als er will. Man kann es sehen, wenn jemand einen höhern Grad von Scharfsinnigkeit, von Tiefsinn, von besondrer Lebhaftigkeit, Geschwindigkeit, und Gegenwart des Geistes, von Witz oder Einbildung besitzt, als ein andrer. Man kann es auch sehen, wenn der Wille entweder ausneh-

mende natürliche Anlagen zur moralischen Vollkommenheit oder Unvollkommenheit, oder besondre schon erworbne Fertigkeiten in dem einen oder dem andern hat. Alle Tugenden, jedes Laster, alle Neigungen und Leidenschaften geben dem Gesichte einen damit übereinkommenden Schwung; jede kann sowohl die Züge desselben, als die Geberden und Bewegungen des Körpers brauchen, sichtbar zu werden. Dem Schriftsteller ist es freylich nur sehr selten möglich, dieses zu beschreiben; aber Raphael und Poußin können es mahlen. Das Wunderbarste ist, daß man in den Runzeln eben das lesen kann, was man in dem frischen blühenden Gesichte eines Jünglings gelesen hat; daß die Seele sich in einem häßlichen Gesichte eben so deutlich ausdrucken kann, als in einem schönen; mit dem merkwürdigen Unterschiede, daß die Tugend die Häßlichkeit selbst verschönert, das Laster aber auch das schönste Gesicht verunstaltet, und ein unleidliches Gesicht noch häßlicher und unerträglicher macht.

Die

Die Natur iſt zwar in der erſten Bildung des Aeußerlichen zuweilen günſtiger gegen einen als gegen den andern. Einigen ſind gewiſſe gröſſe oder liebenswürdige Eigenſchaften angebohren, ob dieſelben gleich darum noch keine Tugenden ſind, und dieſe werden ſich eben ſo zeitig in den Augen, in der Miene, und in dem ganzen Anſehen zeigen, ſo bald ſie in der Seele wirkſam zu werden anfangen. Manchen Kindern, die etwa von ſehr verderbten Aeltern erzeugt ſind, ſieht man ſehr bald die Laſter des Mannes an. Aber gemeiniglich ſind alle Geſichter von der Natur ſelbſt ſo gebildet, daß ſie eben ſowohl, als ihre Seelen, einen guten und ſchätzbaren Charakter annehmen können. Zum wenigſten werden gewiß wenige ſo ſehr vernachläßiget, daß der erſte Anblick derſelben beleidigen und misfallen müßte, und deswegen die Mühe, ihr Aeußerliches zu verbeſſern, fruchtlos und vergebens ſeyn würde.

Ein Kenner wird ein ſchönes, ein artiges, ein angenehmes Geſicht niemals mit einem verſtändigen oder mit einem guten

Gesichte verwechseln. Die körperliche Schönheit ist kein bestimmter Ausdruck der moralischen Schönheit des Herzens. Die Anmuth des Aeußerlichen, welche aus einem vortheilhaften Baue des ganzen Körpers, aus der glücklichen Uebereinstimmung seiner Theile, aus der Harmonie regelmäßiger Gesichtszüge, aus der Feinheit und dem Schimmer der Haut, aus der Blühe der Jugend, und aus der frischen Farbe der Gesundheit entspringen, unterscheidet sich weit von derjenigen, welche die Unschuld und Güte des Herzens darüber ausbreitet. Man kann jene besitzen, in den ersten Augenblicken des Umganges damit einnehmen, diejenigen, die keine andern Reizungen kennen, bezaubern, und dennoch, wenn diese fehlt, nicht allein misfallen, sondern auch zum Unwillen und Hasse reizen. Dieses aber hat niemand zu fürchten, aus dessen Mienen Redlichkeit, und Offenherzigkeit, und andre liebenswürdige Tugenden hervorleuchten, wenn sein Ansehen auch der Reizungen entbehren sollte, die, wie erobernd sie auch seyn mögen, nicht stolz machen dürfen, weil sie Blumen sind, die

kaum

kaum einen kurzen Frühling oder Sommer aushalten und auch in der Zeit ihrer Blüthe von jeder rauhen Witterung verblühen können.

Wenn sich ein gewisser Charakter des Gemüths in dem Aeußerlichen und besonders in dem Gesichte eines Menschen ausdrükt: So pflegen die Züge desselben unauslöschlicher zu seyn, als sie in der Seele sind. Man verwundert sich oft, daß ein Mensch bey aller Ehrlichkeit seiner Mine ein Betrüger, oder ungeachtet seines sanften und leutseeligen Gesichts hart und unbarmherzig, oder auch in seinen Handlungen unverschämt und frech ist, da doch über seine ganze Gestalt so viel Unschuld und Sittsamkeit ausgebreitet zu seyn scheint. Diese Verwunderung sollte billig aufhören, so bald man erführe, daß die Laster, die sein beßres Ansehen verbirgt, nicht sein erster Charakter waren. Er betrügt durch seine ehrliche, gütige, und sittsame Mine, nicht weil er ein großer Meister in der Verstellung wäre, sondern weil es eine Zeit gab, wo er die Tugenden besaß, die sein Aeußerliches verspricht. Eben so lassen auch die Laster

Spu-

Spuren ihres Daſeyns darinnen zurück, wenn gleich das Herz davon gereiniget worden iſt, und es gehöret dieſes unter die natürlichen Strafen ſchändlicher Gewohnheiten und Leidenſchaften, daß man, auch nach der ernſtlichſten Beſſerung, ſelbſt wenn ſie lange ſchon erfolgt und mit vielen thätigen Beweiſen edlerer Geſinnungen beſtätigt iſt, noch immer für das gehalten werden kann, was man zu ſeyn aufgehört hat. Wie viele überwinden eine ſchwere Krankheit, erlangen ihre völlige Stärke wieder, und behalten doch eine Farbe, nach der man urtheilen ſollte, daß ſie wirklich noch krank wären, oder daß ihnen eine neue Krankheit bevorſtünde?

Unterdeß muß man dieſes nicht ſo verſtehen, als wenn es der zurückkehrenden Tugend unmöglich ſey, auch in dem Aeußerlichen eines Menſchen, der ſeinen Laſtern entſagt, eine glückliche Veränderung zu wirken. Sie wird ſie wirken; es wird ihr gelingen, die Spuren derſelben immer zu verdunkeln; zum wenigſten wird man ſich ſeinetwegen nicht lange irren können, wenn der erſte Eindruck

druck seines Aeußerlichen, nicht der Vortheilhafteste seyn sollte. Dieses wird so gewiß geschehen, als es gewiß ist, daß das Laster bey dem, der der Tugend entsagt, die länger dauernden Züge ihrer äußerlichen Schönheit endlich ganz vertilgen werde. Endlich, wenn er nicht eilt, sich davon zu befreyen, wird man seine vorige Tugend nicht einmal mehr vermuthen; man wird nicht, wie von einem durch Krankheit oder Alter verwüsteten sonst schönen Gesichte sagen können: Es muß ein reizendes Gesicht gewesen seyn!

Der Leser wird ohne Mühe begreifen, daß alle solche Anmerkungen gebraucht werden sollten, die Liebe gegen alle Tugenden und einen lebhaften Abscheu gegen das Laster in uns zu stärken und anzufeuern. Da unsre irrdische Glückseeligkeit und der Einfluß, den wir in das allgemeine Beste haben können, auch von den Urtheilen andrer Menschen über uns abhängt, und diese sich nach dem Eindrucke zu richten pflegen, den unser Aeußerliches macht: So kann man sich nicht eifrig genug bestreben, es dahin zu bringen, daß

daß es mit den guten Gesinnungen eines rechtschaffnen Herzens übereinstimme. Ein gutes Ansehen ist eine starke Empfehlung. Aber wenn unsre Freude über den, der unser Zutrauen übertrifft, um so viel gröſſer zu seyn pflegt, je weniger man von ihm erwartete: Desto gröſſer wird auch unser Unwille wider den, der viel erwarten hieß und wenig leistet, und die Verachtung desselben wird gemeiniglich um soviel stärker und dauerhafter, je mehr er unsre Hochachtung und Bewunderung zu verdienen schien.

Hundert und 2tes Stück.

Ich weis nicht, ob Viele von meinen Lesern sind, die sich eines Blattes, von den verschiednen Arten über Gott zu denken erinnern. Ich darf, wegen seines Inhalts, sagen, daß sie nicht eben viel Ursach haben, mit sich vergnügt zu seyn, wenn sie sich dieses Blattes nicht erinnern. Es ist das fünf und zwanzigste des ersten Bandes. Die

letzten

letzten Seiten deſſelben ſind eine Art von Einleitung zu folgenden zween Geſängen.

O Bewundrung, Bewundrung Gottes!
Meine Glückſeligkeit!
Nein, die nur bewundernde Seele
Hebt ſich zu ſchwach!
Erſtaunen, himmelfliegendes Erſtaunen
Ueber den, der unendlich iſt!
O du der Seligkeiten Höchſte,
Ueberſtröme mit deinem Feuer
Meine ganze Seele,
Und laß ſie, du Seligkeit!
So oft, und ſo hoch die endliche kann,
In Entzückungen aufflammen!

Wie ſoll ich dich nennen?
Wie ſoll ich dich denken?
Du warſt! du biſt! wirſt ſeyn!
Du biſt!
Wie ſoll ich dich nennen?
Meine bebende Lippe verſtummt!
Wie ſoll ich dich denken?
Selbſt meine Seele ſteht ſtill!

Kann

Kannts nicht erreichen!
Vater, Vater!
So soll meine Lippe dich stammeln!
Meine Seele dich denken!
Mein Herz dich empfinden!
Vater! Vater! Vater!
Fallt nieder, betet an, ihr Himmel des Himmel!
Er ist euer Vater!
Er ist unser Vater!

Vertieft euch in Betrachtungen, Seelen!
Schauert, Herzen, vor Freuden!
Denn Jehovah redet!
Nicht im rollenden Donner!
Im Sturme nicht!
Nicht im sanften Säuseln;
Durch die Sprache der Menschen!
Der Donner verhallt!
Der Sturm brauſt weg!
Das sanfte Säuseln verweht;
Aber, mit langen Jahrhunderten,
Strömt die Sprache der Menschen fort,
Und predigt, jeden Augenblick
Was Jehovah geredet hat!

Bin ich noch unten am Grabe?
Oder schon über dem Grabe?
Hab ich den himmlischen Flug schon gethan?
Denn, o Worte des ewigen Lebens!
Denn so redet Jehovah:

„Kann eine Mutter
„Ihres Säuglings vergessen,
„Daß sie sich, über den Sohn
„Ihres Leibes, nicht erbarme?
„Vergässe sie sein;
„Ich will dein nicht vergessen!

Preis, Anbetung, und Freudenthränen
Und lauter, ewiger Dank
Für die Unsterblichkeit!
Heisser, inniger, herzlicher Dank
Für die Unsterblichkeit!
Halleluja im Heiligthume!
Und, jenseits des Vorhangs,
Im Allerheiligsten, Halleluja!
Denn so hat Jehovah geredet!

Wirf zum tiefsten Erstaunen dich nieder,
Unsterbliche Seele,
Und verstumme!
Geneuß deine Seligkeit,
Und verstumme!
Denn so hat Jehovah geredet!

Hundert und zehntes Stück.

Ich legte meine Hand
Auf den Mund, und schwieg
Vor Gott!
Izt nehm ich meine Harfe wieder
Und den Staub auf,
Und lasse, von Gott
Von Gott, sie erschallen!

Wenn meine Saat gereift ist,
Dem Tage der Garben zu trauen,
Wenn meine Seel im Himmel geborgen ist,
Zur Ceder Gottes zu wachsen!
Wenn ich erkenne,
Wie ich erkennet werde!

Wenn

Wenn ich (schwing dich über diese Höhe
Noch höher, mein Flug!)
Wenn ich liebe, wie ich geliebet werde,
Von Gott geliebet werde!
Anbetung, Anbetung! von Gott!
Ach dann — — doch wie kann ich es
hier
Von fern nur empfinden!

Was ist das in mir,
Daß ich so endlich bin?
Und mit diesem heissen Durste dürste,
Weniger endlich zu seyn?

Das ist es in mir:
Einst werd ich weniger endlich seyn!

Wie herrlich sind vor mir, Gott, deine
Gedanken;
Wie zahllos sind sie!
Wollt ich sie zählen;
O ihrer würde mehr, wie des Sandes am
Meere seyn!
Dieser ist einer deiner Gedanken:
Einst werd ich weniger endlich seyn!

O Hoffnung, himmelnahe Hoffnung,
Vorschmack der künftigen Welt:
Wenigen endlich!
Hier schon hebst du meine Seele
Ueber ihres jetzigen Endlichkeit
Engeßne Schranken!

Du Durst, du heisses Verlangen
Meines müden Herzen,
Mein Herr! und mein Gott!
Preisen, preisen will ich
Deinen herrlichen Namen!
Lobsingen, lobsingen
Deinem herrlichen Namen!

Wer ist der,
Der so liebenswürdig, als Gott, ist?
Die Ewigkeiten all herunter,
Ist keiner!

Quelle des Lebens!
Ewige Quelle des ewigen Lebens!
Welcher Entwurf von Seeligkeiten,
Für alle, die nicht fielen!
Für alle, die fielen, und aufstehn!

Tausendvermögender Strom,
Der durchs große Labyrinth heraufer
strömt!
Welch Labyrinth von Seeligkeiten,
Die Seeligkeiten gebähren!
Auch das Elend gebiert einen
Pfuller, auf dem ewig Freuden ohne Zahl
wohnen,
Du stehst, o Elend auf der Erden
Und reichst bis an den Himmel,
Um dich strömt auch der ewige Strom!

Vater der Wesen,
Nicht nur, daß sie wären;
Sondern, daß sie auf ewig
Glückseelig wären!

Welche Reihen ohn Ende!
Wenn meine reifere Seele
Jahrtausende noch gewesen seyn wird,
Wie wenige werd ich von euch,
Ihr Mitgeschaffnen, kennen.

Schaaren Gottes, ihr Mitanbeter!
Ach, wenn ich erst mein Krone
Neben euren Kronen
Niederlege!

Mein, mein Vater,
Wenn du noch einen mich winden,
Mit dir zu werden,
Der ich Erdenstaub
Vergieb, vergieb dem künftigen Todten
Seinen Lobgesang!

Wesen der Wesen,
Du warst von Ewigkeit!
Dieß vermag ich nicht zu denken!
In diesen Fluten versinke ich!

Wesen der Wesen!
Du bist!
Ach Wonne! Du bist!
Was wär ich,
Wenn du nicht wärst!

Du wirst seyn!
Auch ich werde durch dich, [illegible]
Wesen der Wesen!

O du, den Geister Geist!
Erster! ein ganz Andrer
Als alle Geister,
Ob sie gleich der wunderbare Schatten
Deiner Herrlichkeit sind!

Warum schufst du, Erster,
Da du allein dir genug warst?
Zahllosen Schaaren von Seelingen
Wolltest du die unerschöpfliche Quelle
Ihrer Seeligkeit seyn!

Wurdest du dadurch seliger,
Daß du Seeligkeit gabst?

Eine deiner äussersten Schranken,
O Seel, ist hier.
Schwindeln kannst du an diesem Hange des Abgrunds;
Aber nichts in seinen Tiefen sehn!

Heilige Nacht, an der ich stehe,
Vielleicht sinkt, nach Jahrtausenden,
Dein geheimnißverhüllender Vorhang.
Vielleicht schafft Gott Erkenntniß in mir,
Die meine Kraft, und was sie umflammt,
Wie viel, wie groß es auch ist,
Die ganze Schöpfung mir nicht geben kann!

Du mein künftiges Seyn,
Wie jauchz' ich dir entgegen;
Wie fühl ichs in mir, wie klein ich bin;
Aber wie fühl ich es auch;
Wie groß ich seyn werde!

O Hoffnung, Hoffnung,
Himmelhohe Hoffnung!
Ein kurzer, schneller, fliegender Augenblick,
Er heisset: Tod!
Dann werd ich es seyn!
Von diesem Nun an, schwing ich mich
Selbst über die höchste der Hoffnungen auf!
Denn seelig sind,
Von diesem Nun an,
Die Todten, die im Herren sterben!

Er

Er ist der Stunde Lohn,
Der Augenblick, der Tod heißt;
Aber seine gefürchtete Nacht
Zeigt auch heller das heilige Licht,
Das dahinter ihr strahlt!

In einer Stunde deiner Gnaden,
Du, der durch ihn ins wahre Leben leitet,
Laß den fliegenden Augenblick
Er komme dann im sanften Säuseln
Oder mit einem donnernden Schlage,
In einer Stunde deiner Gnaden
Laß ihn über mich kommen!

Welch ein Anblick, welcher Triumph
Wirds meiner Seele seyn,
Wenn sie, mit Einem Blicke nur noch,
Auf der Erde weilt,
Mit diesen Einem, zu sehn,
Daß ihre Saat gesäet wird!

Welch ein Gedanke ist der
Dem, der ihn zu denken vermag,
Welch ein höherer Triumphgedanke:
Jesus Christus ist auch gestorben!
Ist auch begraben!

Hundert und 4tes Stück.

Wer die Wohlthaten der Wissenschaften und Künste zu schätzen weis, dem können Werke nicht gleichgültig seyn, welche uns mit den abwechselnden glücklichen und unglücklichen Schicksalen derselben bekannt machen, wenn solches nur auf eine Art geschieht, wodurch eine vernünftige Neubegierde befriedigt, und der gute Geschmack nicht beleidigt wird. Besonders müssen uns die Geschichtschreiber schätzbar und angenehm seyn, welche das Andenken gewisser, ganz ausserordentlich merkwürdiger Perioden der menschlichen Erkenntniß und Erfindsamkeit zu erhalten und fortzupflanzen suchen. Zeiten, worinnen auf einmal und immer mit einem sehr unterscheidenden Vorzuge nur unter Einer Nation ein allgemeines Aufwachen gieng, auf einmal alle Wissenschaften und Künste zu einer erstaunlichen Höhe empor stiegen, und auf einmal so viele grosse Geister in allen Arten erwachten, von denen wahrscheinlich

leicht

leicht ein Einziger den Stolz seines Volkes, seyn und ein ganzes Jahrhundert unvergeßlich machen könnte. Dergleichen Nachrichten pflegen freylich nie mit einer so hitzigen Begierde gelesen zu werden, als Erzählungen von großen politischen Veränderungen, von Kriegen, von heroischen Thaten, die selbst, wenn sie auch für Tugenden erklärt werden können, entweder Ursachen, oder Folgen von dem Elende des menschlichen Geschlechtes sind. Wer hingegen das wahre Beste desselben kennt, dem wird das Leben eines Cartesius oder Reaumür vielleicht noch lieber und wichtiger seyn, als die Geschichte des größten Helden. Und wer könnte seinen Antheil an den großen Künstlern nehmen, die so sehr zur Bequemlichkeit, zur Verschönerung und zum Vergnügen ihrer Zeiten arbeiten?

Es wäre zu wünschen, daß Kenntnisse dieser Art ausgebreiteter unter denen seyn möchten, die nicht zu den eigentlichen Gelehrten gerechnet werden können. Ich will davon schweigen, daß es billig ist, seine

Wohl-

Wohlthäter zu kennen. Die Dankbarkeit gegen würdige verdienstvolle Männer voriger Zeiten scheint freylich noch nicht unter die Pflichten des Menschen aufgenommen zu seyn. Ich will also nur mit einem Worte sagen, daß einige Bekanntschaft mit denselben, ihnen selbst sehr vortheilhaft seyn würde. Oft würde der mächtige Trieb der Nacheiferung in ihnen erwachen, oder sie würden ihn in ihren Zeitgenossen zu erwecken und anzufeuern suchen; oft würden sie mit neuen Einsichten bereichert werden, und auf den Schultern von Riesen weiter sehen; oft würden sie auch unter den Gelehrten und Künstlern große moralische Tugenden finden, die gemeiniglich zur Nachahmung geschickter sind, als die ausserordentlichen Handlungen, welche die politische Geschichte anzupreisen pflegt.

Das Jahrhundert Ludewigs des Vierzehnten verdient in Absicht auf die Wissenschaften und Künste eine um so viel größre Aufmerksamkeit, je grösser der Einfluß desselben in die Gelehrsamkeit und den Geschmack andrer Völker gewesen ist. Europa hat seit diesem

diesem Zeitpunkte in dem einen und dem andern eine ganz andre Gestalt genommen; es hat die Grenzen aller menschlichen Erkenntnisse in allen Arten derselben bis zum Erstaunen erweitert gesehen; alle Künste haben einen höhern Flug genommen, und wenn gleich nicht geläugnet werden kann, daß der Misbrauch derselben der wahren Tugend nicht selten sehr nachtheilig gewesen ist, so ist doch eben so unstreitig, daß die Einsichten in große und gemeinnützige Wahrheiten mehr vervielfältigt, für die gegenwärtige Glückseeligkeit sehr wichtige Entdeckungen gemacht, die rauhen Sitten gemildert, viele an sich erlaubte Vergnügungen verschönert, und viele dem allgemeinen Besten schädliche Misbräuche und Unordnungen, die unzertrennliche Gefährten der Unwissenheit und Barbarey zu seyn pflegen, vertrieben oder eingeschränkt worden sind; Vortheile, von denen die Welt einen sehr vorzüglichen Theil den großen Geistern Frankreichs schuldig ist, welche diesem Jahrhunderte eben so viel Glanz und Unvergeßlichkeit ertheilt haben, als die Siege und Schicksale eines Königes,

den,

der ſo ſehr das Beyſpiel als die Warnung aller Könige zu ſeyn verdient.

Ein ſolcher Zeitpunkt war werth, einen eignen Geſchichtſchreiber zu haben, und dieſer, wenn er nur nicht unter unſrer Erwartung bleibt, ſollte billig Leſer finden. Der Abt Lambert hat die ſchweren Pflichten deſſelben übernommen, und man kann zu ſeinem Ruhme ſagen, daß er nicht zu viel gewagt hat. Seine gelehrte Geſchichte der Regierung Ludwigs des Vierzehnten iſt nach dem Plane gearbeitet, nach welchem ein ſolches Werk gearbeitet werden muß. Sie iſt in ſo viele Bücher eingetheilt, als es verſchiedne Gattungen groſſer Männer giebt, welche ſich in den Künſten und Wiſſenſchaften einen vorzüglichen Namen erworben haben. In der erſten Claſſe erſcheinen die Theologen; in der zweyten die geiſtlichen und weltlichen Redner, und die Rechtsgelehrten; in der dritten die Geſchichtſchreiber; in der vierten die Philoſophen, worunter die Naturkündiger, die Mathematici, die Aerzte, die Chymiſten und Botaniſten begriffen werden;

den; in der fünften die Dichter und Musiker; in der sechsten diejenigen, die in der übrigen Arten der Literatur vortrefflich waren; in der siebenten die Damen, welche durch die Gaben ihres Geistes und durch ihre Schriften die Ehre ihres Geschlechtes und ihres Jahrhunderts wurden; und in der achten lauter berühmte Baumeister, Mahler, Kupferstecher und andere Künstler in Münzen oder Maschinen. Vor jedem Buche übersieht man in einer besondern Abhandlung mit einem Blicke und im Großen den Fortgang und das Glück jeder Wissenschaft unter dieser Regierung. Das ganze Werk beschließt mit einer ausführlichen Anzeige und Erklärung der Münzen, die Ludwig dem Vierzehnten zu Ehren geschlagen worden sind. Das Werk, der größtentheils die guten Geschmacke in Medaillen sehr beförderlich [illegible]

Die Nachrichten des Verfassers sind nicht immer die vollständigsten; aber sie sind, mit andern Nachrichten verglichen, zuverläßig. Zuweilen hat er den Ton des Panegy-

Panegyristen, ob er gleich noch immer von dem Tone des Schmeichlers entfernt bleibt. Die Schreibart ist leicht, ungezwungen, und hat Schmuck genug, die Aufmerksamkeit zu unterhalten, ohne sie zu zerstreuen. Was das Aeußerliche des Werkes betrifft, so ist der Druck groß, weitläuftig, und eben deswegen theuer, ohne prächtig oder auch nur schön zu seyn. Man hat eine deutsche Uebersetzung, welche diesen Fehler nicht hat, bequemer zum Lesen, weniger kostbar, und doch in dem innerlichen Werthe der Nachrichten und des Stils nicht unter ihrem Originale ist.

Hundert und 5tes Stück.

Es sind so Wenige die sich einen rechten Begriff von dem machen, was eigentlich die Poesie ist, daß ich glaube, daß es für die Meisten von ihren Liebhabern nicht überflüßig seyn wird, folgende zerstreute Gedanken darüber zu lesen. Ich habe bey

wei-

wissen nicht alles darüber, und ich habe dieß wenige auf keine Art systematisch sagen wollen, um sie durch die Idee einer langen Abhandlung nicht abzuschrecken.

Man hat viele überflüßige Regeln der Poesie gegeben, und bis zum Ekel wiederhohlt. Man hat viele von den nothwendigsten noch nicht gegeben. Wenn man eine vollständige Poetik, ohne sie durch Beyspiele praktisch zu machen, schreiben wollte: so hätte man nur wenig Blätter dazu nöthig, und man würde gleichwohl noch viele Neues sagen können.

In einer Poetik vom Epigramma handeln, wäre eben das, als wenn man in einer Rhetorik von Bonmots handeln wollte; obgleich ein Bonmot bisweilen mehr als eine ganze lange Rede werth seyn kann.

Das Wesen der Poesie besteht darinn, daß sie, durch die Hülfe der Sprache, eine gewisse Anzahl von Gegenständen, die wirkungen, und deren Daseyn sie vermuthen, von einer Seite zeigt, welche die vornehmsten Kräfte unsrer Seele in einem so hohen

Grade beschäftigt, daß eine auf die andre wirkt, und dadurch die ganze Seele in Bewegung setzt.

Wenn man mir einwirft, daß dieß eine Definition der höhern Poesie sey; so antworte ich, daß die angenehme Poesie vieles von diesem allen thun müsse, wenn sie nicht den Namen einer versificirten Prosa verdienen will.

Ich sage: Eine gewisse Anzahl von Gegenständen. Weil es einige giebt, die, für die Poesie, in jedem Gesichtspunkte betrachtet, unbrauchbar sind. Unterdeß da einige bloß durch den Gesichtspunkt, in dem sie von den Meisten angesehen werden, ihre Wirkung verlohren haben; so kann sie der Poet oft in einem bessern zeigen. Nur ein verzärtelter Geschmack liebt diese Wiederherstellung nicht.

Deren Daseyn wir vermuthen. Wenn man der Poesie engere Grenzen setzen wollte; so müßte man ihr keine Erdichtungen erlauben.

Von

Von einer Seite zeigt. Nicht wenige Objekte haben so gar nur Einen Gesichtspunkt, in welchem sie die Poesie zeigen darf.

Beschäftigt. Die tiefsten Geheimnisse der Poesie liegen in der Action, in welche sie unsre Seele setzt. Ueberhaupt ist uns Action zu unserm Vergnügen wesentlich. Gemeine Dichter wollen, daß wir mit ihnen ein Pflanzenleben führen sollen.

Batteux hat nach Aristoteles das Wesen der Poesie mit den scheinbarsten Gründen in der Nachahmung gesetzt. Aber wer thut, was Horaz sagt: „Wenn du willst, daß ich „weinen soll, so must du selbst betrübt ge„wesen seyn!„ ahmt der bloß nach? Nur alsdann hat er bloß nachgeahmt, wenn ich nicht weinen werde. Er ist an der Stelle desjenigen gewesen, der gelitten hat. Er hat selbst gelitten. Wenn mein Freund beynahe eben das empfindet, was ich empfinde, weil ich meine Geliebte verloren habe; und diesen Antheil an meiner Traurigkeit andern erzählt: ahmt er nach? Von

dem Poeten hier weiter nichts als Nachahmung fodern, heißt ihn in einen Acteur verwandeln, der sich vergebens als einen Acteur anstellt. Und vollends der, der seinen eignen Schmerz beschreibt! Der ahmt also sich selbst nach?

Wenn der Ausdruck dem Gedanken eben so angemessen ist, als der Gedanke dem Gegenstande, und dieser nicht allein gut gewählt, sondern auch in einem vorzüglich gefallenden Gesichtspunkt angesehn worden ist; so hat der Dichter allen Foderungen, die man ihm thun kann, genug gethan.

Der Gegenstand ist gut gewählt, wenn er gewisse durch die Erfahrung bestätigte starke Wirkungen auf unsre Seele hat.

Er wird in einem vorzüglich gefallenden Gesichtspunkte angesehen, wenn dieser die vorher angeführte Wirkung mehr als die andern hervorbringt, in welchem der Gegenstand auch angesehn werden könnte.

Der Gedanke ist dem Gegenstande angemessen, wenn es scheint, als ob man keinen bessern dabey haben könnte; wenn er

nicht

nicht da bloß Betrachtung bleibt, wo er Leidenſchaft hätte werden ſollen; wenn er überhaupt ein ſo genaues Verhältniß zu dem Gegenſtande hat, als das Verhältniß zwiſchen Urſach und Wirkung iſt.

Der Ausdruck iſt dem Gedanken angemeſſen, wenn er dem Leſer beſonders dadurch gefällt, daß er völlig beſtimmt ſagt, was wir haben ſagen wollen. Er iſt ein Schatten, der ſich mit dem Baume bewegt.

Es giebt eine Anordnung des Plans eines Gedichts, die einem Gebäude gleichet; und ſie ſollte einer ſchönen Gegend gleichen. Der Poet iſt kein Baumeiſter; er iſt ein Mahler. Ich nenne ihn hier in einem andern Verſtande einen Mahler, als man dieſen Ausdruck gewöhnlich nimmt. Ich rede von ihm, als von dem Zeichner ſeines Grundriſſes. Wie wenig Kunſt gehört dazu eine gewiſſe Symmetrie gerader Linien zu machen. Durch die Zuſammenſetzung krummer Linien Schönheit hervorzubringen, erfodert eine andre Meiſterhand.

Man ſagt, daß die Epopee alle Schönheiten der Poeſie vereinige. Es wäre alſo

überflüßig von ihr ins beſondre zu reden, wenn man eine Poetik ſchriebe. Mich deucht jener Satz iſt nur alsdann wahr, wenn man ihn auf die Schönheiten der höhern Poeſie, einſchränkt; und ferner den Hauptton beſtimmt, der die Epopee von den übrigen Arten der höhern Poeſie unterſcheidet.

Den Sieger ſchützten die Götter; die Ueberwundenen Cato!

Iſt das erhabenſte Epigramma, das man machen kann. Es müßte „Cato und die Götter“ darüber ſtehn. Man könnte eine nicht zu kleine Sammlung Epigrammata aus der Henriade machen.

Die Materie und die Ausführung verhalten ſich gegen einander wie das Original, und das Porträt. Man erlaubt dem guten Mahler gewiſſe kleine Abweichungen, gewiſſe feine Verſchönerungen; aber man will erkennen, wer gemahlt iſt. Die beſten neuern tragiſchen Dichter haben oft zwar Cabinetſtücke, aber keine Porträts gemacht, wenn ſie ihre Materie aus der alten Geſchichte genommen haben.

Der Hauptton eines Gedichts besteht nicht allein in der Art und dem Grade der Schönheiten, die einer gewissen Dichtart vorzüglich eigen sind; sondern es kömmt auch sehr darauf an, daß die gewählten Objecte von Seiten gezeigt werden, die mit dieser Art und diesem Grade der Schönheiten harmoniren. Man nehme an, daß, in einem Gedichte vom Landleben, eine schöne Gegend beschrieben werde; und denn, daß ein lyrischer Dichter, in einem Lobe der Gottheit, sich mit einer ähnlichen Beschreibung beschäfftige: werden sie nicht sehr verschieden seyn müssen? Jener muß fürs erste in dem Tone des Lehrgedichts schreiben, und dann seine Objekte in einem Gesichtspunkte betrachten, die den Eindruck einer sanften Freude auf uns machen. Der lyrische Dichter muß sowohl dadurch, daß er dem Tone der Ode gemäß singt, als auch dadurch, daß er die schöne Gegend, als ein Werk des Allmächtigen vorstellt, uns entzücken. Fast allen neuern Oden fehlt etwas von dem Haupttone, den die Ode haben soll. Ich gestehe zu,

daß ich Unrecht habe, wenn folgende Anmerkung falsch ist.

Horaz hat den Hauptcharakter der Ode, ich sage nicht des Hymnus, durch die seinigen, bis auf jede seiner feinsten Wendungen, bestimmt. Er erschöpft alle Schönheiten, deren die Ode fähig ist. Man wird also den Werth einer Ode am besten ausmachen können, wenn man sich fragt: Würde Horaz diese Materie so ausgeführt haben? Aber man müßte ein wenig streng bey Beantwortung dieser Frage seyn. Denn sonst bekommen wir zu viel Horaze unsrer Zeiten.

Ich erkläre mich hierdurch gar nicht gegen die Ansprüche, die besonders der lyrische Dichter auf einen Originalcharakter hat. Ich rede nur von der Biegsamkeit, mit der sich selbst ein Originalgenie dem Wesentlichen, was die lyrische Poesie fodert, unterwerfen muß. Und dieses Wesentliche, behaupte ich, hat Horaz, durch seine Muster, festgesetzt.

Es ist nichts gewöhnlicher, als daß man den Ausdruck mit dem Gedanken verwechselt.

Man

Man sagt: Es ist eben der Gedanke; es ist nur ein andrer Ausdruck. Und der Gedanke wird doch geändert, so bald der Ausdruck geändert wird. Dieser ist an sich selbst weiter nichts, als das Zeichen des Gedankens. Gleichwohl muß eine genaue Kenntniß aller Bestimmungen dieser Zeichen, die sie haben, und durch gewisse neue Stellungen haben können, zu erlangen, eine von den vornehmsten Beschäftigungen eines guten Dichters und eines Lesers seyn, der sich nicht zu viel schmeicheln will, wenn er seine Urtheile für entscheidend hält. Wenn eine Sprache gebildet ist; so ist eine vollständige Kenntniß derselben einer von den weitläuftigsten Theilen der schönen Gelehrsamkeit.

Es kann niemand drey kurze Sylben hinter einander aussprechen, ohne auf eine gezwungne Art zu eilen. Das Esse videatur des Cicero kann so, wie es gezeichnet ist, nicht ausgesprochen werden. Entweder müßte man das e in esse beynahe gar nicht hören lassen, welches hart seyn würde; oder man muß auf das vi einen gewissen Ton legen,

der es zu einer langen Sylbe macht. Es sind daher eigentlich nur sechs verschiedne Füsse, auf deren guten Zusammensetzung die ganze Harmonie der Prosa und der Poesie beruht. Ich verstehe durch einen Fuß so viele Sylben, als das Ohr auf einmal mit einander vergleicht. Es vergleicht eine lange mit der andern langen, indem es hört: Schutzgeist. Es vergleicht die lange mit ihrer Hälfte der kurzen auf zweyerley Art, entweder so: Gestalt, oder so: Freudig; Es vergleicht die lange mit zwo kurzen und dieß auf dreyerley Art, als: ewige, oder: unerhört, oder auch: Geliebte. Diese letzte Art ist nicht so gut, als die übrigen fünfe. Denn der Umstand, daß die lange Sylbe in der Mitte steht, macht, daß die Vergleichung dem Ohre etwas schwerer wird. Eine gewisse Reihe von Worten kann aus keinen andern, als den angeführten Füssen bestehen, wenn sie Harmonisch seyn soll. Die Prosa ist deswegen nicht so wohlklingend als die Poesie, weil sie diese angeführten Worte nicht nach einer so feinen Regel der Harmonie

nie ordnet, als die guten Versarten thun. Wenn sie nun aber vollends zu viele kurze Sylben (und drey sind schon zu viel) hinter einander setzt; so macht sie dadurch einen besondern Uebelklang, daß man gezwungen ist einige von diesen kurzen Sylben, als lange auszusprechen, und also dem Sylbenmaasse eine Gewalt anzuthun, bey welchem die Harmonie immer verliert. Die deutsche Sprache hat zwar hier einigen Vortheil, weil sie viele gleichgültige Sylben hat, ich meine diejenigen, welche bald kurz bald lang gebraucht werden können; aber gleichwohl hilft dieser Umstand demjenigen nicht viel, der zu viele kurze Sylben häuft. Will man zum Exempel diese Worte:

Verkündige die unerhörte That

nach dem Sylbenmaasse aussprechen; so wird man so sehr eilen müssen, daß man nicht verstanden werden kann. Man muß sie daher so aussprechen:

Verkündige die unerhörte That

Aber wie wird hier das Ohr durch die Länge des die beleidigt.

Doch

Doch der Wohlklang entsteht nicht allein durch die Verbindung der langen und kurzen Sylben; es kömmt auch sehr auf die Wahl harmonischer Wörter an. Eine gewisse Anzahl Wörter wird durch ihren Uebelklang unbrauchbar. Unterdeß muß man dieses auch nicht zu weit treiben. Die deutsche Sprache muß von Ohren, die an sie gewöhnt sind, beurtheilt werden. Wenigstens müssen die Italiener, die zu viele Vocalen haben, nicht ihre Richter seyn. Wer sich auf die Aussprache versteht, kann das harte der vielen Consonanten, durch eine gewisse mäßigende Leisigkeit sanfter machen; ein Vortheil, den die Italiener in Absicht auf ihre zu vielen Vocalen nicht haben. Und wie wollen sie es machen der Weichlichkeit ihrer Aussprache, und die Franzosen der Flüchtigkeit, mit welcher sie sprechen, Consistenz und Nerven zu geben?

Ich irre mich entweder sehr, oder es ist mindstens ein sehr verzeihbares Vorurtheil, wenn ich dafür halte, daß die deutsche Sprache vor allen neuern Sprachen alsdann die größten Ansprüche auf die meisten Arten des

Wohl-

Wohlklange hat; wenn diejenigen, die sie schreiben, sorgfältig genug sind, gewisse unharmonische Wörter gar nicht zu brauchen, eine Sorgfalt, die so gar Homer und Virgil nöthig hatten.

Hundert und 6tes Stück.

Ungeachtet beyde Geschlechter verbunden sind, einander zu verbessern und durch eine gemeinschaftliche Mittheilung ihrer Vorzüge vollkommner und liebenswürdiger zu machen: So sollte doch keins von dem Charakter abweichen, der einem jeden, nach seiner besondern Bestimmung eigenthümlich seyn muß. Frauenzimmer würden den ihrigen vergessen, wenn sie sich in bürgerliche Geschäffte und Arbeiten mischen, oder sich in Leibesübungen und Belustigungen einlassen wollten, welche man erfunden hat, den männlichen Körper stark zu machen, und ihn zur leichtern Erduldung mühsamer und beschwerlicher Verrichtungen abzuhärten, in

dem

dem sie, die höhern Absichten der Natur ausgenommen, mehr, als wir, zum häuslichen Leben und zur Aufheiterung und Anmuth des gesellschaftlichen Umganges erschaffen sind. Sie haben einen billigen Anspruch auf alle Erkenntnisse, welche diese Endzwecke befördern können, und daß sie hierinnen nicht unwissend seyn, und mehr als die Geheimnisse des Putzes verstehen mögen, dieses kann mit Recht von ihnen verlangt werden. Es ist aber unläugbar, daß es eben so lächerlich seyn würde, die Erlernung gewisser nur Männern von Geschäfften nützlichen Wissenschaften von ihnen zu begehren, als es uns seyn müßte, wenn man ihnen zumuthen wollte, sich im Fechten und Voltigiren unterrichten zu lassen. In den Sitten müssen sie sich auf eine ähnliche Weise von den unsrigen entfernen, und ob es ihnen gleich zum Vortheile gereiche, wenn die natürliche Blödigkeit und Furchtsamkeit derselben durch den Umgang mit unserm Geschlechte bis zu einer gewissen anständigen Freyheit gemindert wird, so sind sie es doch ihrer Ehre schuldig, ihr Betragen durch eine

größre

gröſſere Feinheit, Zärtlichkeit und Zurückhaltung von dem unſrigen zu unterſcheiden, weil ein Frauenzimmer, das ſo frey ſeyn wollte, als wir ohne Unbeſchämtheit ſeyn dürfen, nothwendig für unverſchämt erklärt werden müßte. Eben deswegen habe ich meine Leſerinnen vor den Amazonen gewarnt, welche die Vorrechte des Frauenzimmers verlieren, weil ſie gewaltſame Eingriffe in die unſrigen wägen.

Unterdeß bedürfen die Perſonen unſers Geſchlechtes und beſonders unſre Jünglinge einer gleichen Warnung. Sie gewinnen unſtreitig viel, wenn ihre natürliche Rauhigkeit durch den Umgang mit dem ſchönen Geſchlechte gemildert wird. Dieſer ſoll ihre Empfindungen ſanfter machen; er ſoll dem Ungeſtüm ihrer Leidenſchaften mäßigen; er ſoll ſie verhindern, Pedanten zu werden; er ſoll ihren Sitten Artigkeit und Gefälligkeit mittheilen. Er ſoll aber den Marmor glätten, ohne ihm ſeine Feſtigkeit zu nehmen. Denn es iſt nichts verächtlichers, als eine Mannsperſon, die dem Frauenzimmer

mer

mer allzuähnlich wird, und die edle Männlichkeit verliert, die uns, als ein eigenthümlicher Charakter allezeit von ihm unterschieden sollte.

Worinnen diese edle Männlichkeit bestehe, dieses ist so leicht nicht zu bestimmen. So viel leuchtet in die Augen, daß Stärke der vornehmste Begriff sey, den man damit verbindet. Man nennt den Körper, die Miene, das ganze Aeußerliche männlich; man redet von einem männlichen Verstande, von einem männlichen Herzen, von männlichen Entschliessungen, von männlichen Sitten, und jedermann will etwas Rühmliches damit ausdrücken. Man ertheilt aber diesen Ruhm dem Körper, wenn die Ausbildung desselben seine Nerven und Muskeln mehr gespannt, als geschwächt hat; dem Aeußerlichen, wenn es gesetzt, voll Ernst und Freymüthigkeit ist; dem Verstande, wenn er schwerere Gegenstände des Nachdenkens und der Untersuchung nicht fürchtet, und dieses auch in den Gesprächen des Umgangs zeigt; den Sitten aber, wenn sie von einer anständigen

digen Zuversicht und Unerschrockenheit erhalten werden.

Hieraus erhellet, daß der Charakter der Männlichkeit sich weit von aller Dreistigkeit entferne, die nicht mit der Sittsamkeit bestehen kann, welche eine Zierde auch unsres Geschlechtes ist. Gleichwohl findet man nur gar zu viele, welche eine unverschämte Aufführung, besonders gegen Frauenzimmer, für männlich halten, weil es unter diesen nicht wenige giebt, welche sie mehr aufmuntern, als abschrecken, vermuthlich, wie ich zu ihrer Entschuldigung glaube, aus einem verkehrten Begriffe von der Nachsicht, welche Artigkeit und Gefälligkeit von ihnen fodern, oder von dem Muthe derer, die sich nicht scheuen, sich durch ihre beleidigende Zuversichtlichkeit ihr Misfallen zuzuziehen. Erröthen sie auch noch über die unanständigen Freyheiten, welche sich unverschämte Mannspersonen in ihrer Gesellschaft erlauben, oder über Scherze, Anspielungen und Zweydeutigkeiten, vor denen sich jedes bescheidne Ohr verschließen sollte: So bestrafen sie doch solche Verwägnen, die nicht so

gleich weiter gehn, bloß um zu erfahren, wie viel sie noch unternehmen dürfen, nicht mit einem so fleckigen Umwillen, daß sie vorsichtiger und zurückhaltender werden müßten. Und doch sollte ein jedes Frauenzimmer, das seine Ehre liebt, nichts mehr, als den Vorwurf fürchten, daß es gern mit Menschen von allzufreyen Grundsätzen und Sitten umgehe. Denn was muß es nicht von dem erwarten, welcher die zärtliche Achtung aus den Augen setzen kann, die man dem schönen Geschlechte schuldig ist. Ein Frauenzimmer sollte allezeit überlegen, daß es sich keine wahre Zuneigung und Ehrerbietung von dem versprechen dürfe, der auch nur in einem Stücke seiner Aufführung unmännlich handeln kann. Die Vertheidigung der Sittsamkeit und Bescheidenheit ist aber eben so unmännlich, als alle Laster, die ein muthloses und feiges Herz verrathen.

So weit ich die Welt kenne, so findet man noch in den verschiednen Ständen der Gesellschaft gesetzte und ernsthafte Charaktere, welche die wahre Würde unsres Geschlechts

schlechts behaupten. Aber was soll man der künftigen Welt für ein Schicksal vorhersagen, da so viele von unsern jungen Herren in ihrer Aufführung entweder ganz frauenzimmerlich, oder, was noch schlimmer für sie ist, gar weibisch sind?

Niemand mag nun den Damen den Vorwurf einer übertriebnen Zärtlichkeit gegen ihre Gesundheit machen, seitdem so mancher junge Herr so gut seine Vapeurs hat, als sie, und von jeder kalten Luft so erschüttert wird, als wenn er von Papier wäre. Man sollte freylich viel verwetten, daß Dorimant eine Gesundheit hätte, die alles aushalten könnte. Man sagt es ihm auch zuweilen, in der Absicht, ihm ein Compliment zu machen, daß sich wohl nicht leicht jemand besser befinden müsse, als er. Allein er protestirt beständig wider sein frisches und gesundes Ansehen. Er klagt ohne Aufhören über seine Kränklichkeit, so sehr auch sein fettes rundes blühendes Gesicht allen seinen Klagen widerspricht. Er will immer Kopfschmerzen haben, da man ihm doch nicht

vorwerfen darf, daß er ſein theures Haupt mit Studiren zu ſtark angreife. Mit ſeinen Collegen, ungeachtet er gut dabey eſſen kann, weis er ganze Stunden zu erzählen. Er giebt ſich alle Mühe, ſo munter und entkräftet auszuſehen, als das künſtlichſte Frauenzimmer, und er wird bey jeder Krankheit, die man in ſeiner Gegenwart nennt, zuſammenfahren. Beſonders will er ſehr feine und zärtliche Nerven haben, die leicht angegriffen werden können. Sein Medicus, der manche Conferenz mit ihm zu halten hat, weis es wohl, daß noch lange nichts für ſein koſtbares Leben zu fürchten iſt; aber ſollte er wohl den eingebildeten Kranken aus ſeinem Irrthume bringen, um weniger gut bezahlt zu werden, da er ihm zumal eine ſo vortreffliche Gelegenheit giebt, ſeine Kunſt in Recepten zu zeigen, die ſo wenig ſchaden, als ſie helfen? Dorimant würde ſich den Augenblick vollkommen wohl befinden, wenn er überzeugt werden könnte, daß es einem jungen Menſchen zur größten Schande gereiche, ein weichlicher unmännlicher Sybarite zu ſeyn.

Clorint

Einung ist eben so unmöglich, oder auf eine andre Art. Da er in seiner ersten Jugend selten aus der Ammenstube gekommen ist, und seine meisten Stunden unter den Aufwärterinnen seiner gnädigen Mama zugebracht, auch das Glück gehabt hat, am Nähetische und vor dem Spiegel erzogen zu werden: So weiß er mit großer Einsicht von allen Dingen zu sprechen, um die sich eigentlich nur Frauenzimmer, Kammermägde, sollten. Er hat alle Wissenschaften, die von einer Kammerjungfer und Frauzöfinn erlernt werden können. Nähen kann er zwar selbst nicht, aber er weiß doch eine jede Art von Stich so gut zu beurtheilen, als die beste Näherinn. Er ist ein ungemeiner Kenner von holländischer Leinewand, von Spitzen, und von Cammertuch, und er ist so gelehrt, was den Putz der Damen angeht, daß er zur Noth eine Puppe ankleiden könnte. Will man wissen, wie oft sich seit zween Monaten die Moden verändert haben: So darf man sich nur an ihn wenden, und er wird keine Neubegierde hierinnen unbefriedigt lassen. Wenn er aus einer Gesellschaft kömmt, so

weis er den Schnitt, die Farbe und den Werth eines jeden Kleides, das darinnen erschienen ist, genau zu beschreiben. Wie weit es ein andrer in der Artigkeit gebracht hat, dieses kann er aus der Feinheit seines Wäsche und aus der Frisur seines Haares mit entscheidender Zuverlässigkeit bestimmen. Man kann sich leicht vorstellen, daß er für Frauenzimmer, die eben so leer sind, als es ist, eine vortreffliche Gesellschaft seyn müsse. Denn niemand versteht sich auf die Bedeutung aller der Artigkeiten, die sie sich durch die Kunst des Putzes zu geben wissen, so gut, als er; der darinnen einen solchen scharfen Blick hat, daß er so gar sehen kann, wenn eine Nadel nicht regelmäßig genug gesteckt ist; er, der sie ganze Stunden von einem neuen Bande unterhalten, jede neue Aenderung in dem Anzuge bemerken, auch wohl selbst eine angeben kann, die mit ihrem Geschmacke übereinstimmt. Und sie sollten ihm nicht den Vorzug vor andern ertheilen, die vielleicht viel Schönes und Nützliches sagen, und deswegen einschläfern, weil es nicht verstanden wird?

Wie

Wie unmerklich nun allgemeine von unſern Jünglingen werden, dieſes beweiſet ihre Abneigung vor allen ernſthaften Beſchäfftigungen, und beſonders vor jeder Arbeit, die mit einiger Mühe und Beſchwerlichkeit verknüpft iſt. Die Jugend iſt freylich die Zeit der Munterkeit und Luſt; aber ſo wenig die natürliche Freudigkeit derſelben erſtickt werden darf, ſo wenig darf ſie auch in einer müßigen Trägheit verſchlummert werden. Der Baum muß vielmehr im Lenze am ſtärkſten treiben, die meiſten Blätter und viel Blüten ausſchießen, wenn er Früchte tragen ſoll. Unſre Jünglinge möchten ſich alſo immer freuen und eine völlige Geſchäftigkeit dem ausgeblühten Geſichte des Mannes oder den Runzeln des Greiſes überlaſſen, wenn ſie ſich nur von Zeit zu Zeit erinnerten, daß beyde Pflichten haben, die nicht erfüllt werden können, wenn ſich nicht der Jüngling darauf vorbereitet und ſeinen noch unausgebildeten Kräften die nöthige Fertigkeit, Stärke und Feſtigkeit durch Anſtrengung und Uebung mitgetheilt hat. Wie fürchten ſie aber die Arbeit nicht! Wie ſuchen ſie nicht

jeder Beschäftigung auszuweichen, die nur einiges Nachdenken erfodert: Wissenschaft und Gelehrsamkeit ist in ihren Augen Pedanterey, und was sollten sie mit den staubichten Büchern anfangen? Vorzeiten hatte selbst die Stutzer noch zuweilen einen Roman; itzt mögen sie kaum in eine Zeitung hineinsehen. Im Lehnstuhle sitzen, als wenn sie das Podagra daran fesselte, sich endlich ankleiden, frisiren und pudern lassen, einige Visiten gehen, wobey sie mehr Reverenzen machen, als Worte sagen, und dann und wann gedankenlos lachen: sind das nicht die wichtigen Verrichtungen sehr vieler unter unsrer vornehmen Jugend?

Die Erziehung hat an der Schwachheit und Unmännlichkeit des Geistes, die man an ihr bemerkt, unstreitig einen großen Antheil. Es ist traurig, zu sehen, daß die Menschen entweder zur Rechten oder zur Linken ausschweifen müssen. Vor funfzig und mehr Jahren ließen die Aeltern, die ihre Kinder zu öffentlichen Aemtern und Ehrenstellen bestimmten, sie auf eine so pedantische

sie ihnen, als wenn sie zur Gesellschaft verdammt werden sollten. Sie würden zu keiner Gesellschaft zugelassen, als bloß um gehört zu werden, und alsdann müßten sie nach der neuen advokatischen Methode, bey dem Eintritte mit einem tiefen Bücken ganz in der Thüre stehen, ihre Komplimente verschlingen, den Mund aufsperren, bis sie Befehl erhalten, und wenn sie endlich gehört worden, und wenn sie ihre Arbeit aufgesagt haben, mußten sie mit gebückter Ehrerbietigkeit wieder rückwärts hinaus. Die ganze Sache war doch nicht hart; allein wenn gelernt werden sollte, mußte gelernt werden; man sahe ihnen nirgends einen andern Weg; sie mußten sich durch Dornen durcharbeiten, und so war Gluck nach dem sie zu suchen gezwungen wurden, voller tausend Unvollkommenheiten umzäunt. Eine solche Erziehung war unstreitig sehr fehlerhaft, zumal da die Beschaffenheit, die Gemüthsart, und der freye gefällige Anstand des Körpers ganz vernachläßiget wurde. Galant und einschmeichelnd machte sie gewiß nicht; man muß aber doch gestehen, daß man aus ihnen, sehr oft gesetzte, arbeitsa-

ren, erschöpfte und enzigliche Männer aufwachsen sehen. Itzt pflegen die Kinder erzogen zu werden, als wenn sie in ihrem ganzen Leben nichts als feine Gecken seyn sollten. Man übergiebt sie frühe dem Tanzmeister und dem Fechtmeister, bis endlich doch gemeiniglich eitige Marionetten aus ihnen werden. Was sie lernen sollen, stellen sie alles auf eine leichte und angenehme Weise, ohne alle Mühe und Arbeit lernen, und man bedenkt nicht, daß ohne Erduldung einiger Beschwerlichkeiten, gar keine Standhaftigkeit möglich ist. Ueberdieß bringt man sie, so früh man immer kann, in die große Welt, und erlaubt ihnen denenjenigen viel zu plaudern, als sie wollen, die sie gemeiniglich schon im sechszehnten Jahre freye unumschränkte Herren über sich selbst sind. Wie können sie denn bey einem leichtsinne, den keine Grenzen dämmen, männlich werden, und was muß man anders erwarten, als künftig in den Aemtern und Würden des gemeinen Wesens wenigjährige und noch ältere Knaben und Stutzer zu sehen?

Hum-

Hundert und zehn Stück.

Da ich ihnen, meine [illegible] Eltern verlaſſen muß, ſo [illegible] Ihnen, nach dem Eifer, den Sie für die Unſchuld und Tugend, beſonders unſers Geſchlechts bezeugen, ſo einnehmend vor, daß ich es wage, Ihnen die traurige und gefährliche Situation, worinnen ich bin, anzuvertrauen und zu erſuchen, einige Betrachtungen darüber anzuſtellen, die mir nicht zu meinem Vortheile, doch vielleicht zum Beſten andrer, die ſich in gleichen Umſtänden befinden möchten, einigen glücklichen Eindruck machen können. Ich bin aus einer guten bürgerlichen Familie, und darf mich weder meiner Aeltern noch ihres Standes ſchämen. Jedoch dürfte ich mich ihres ſchämen, wenn ſie auch viel geringer und niedriger geweſen wären, als ſie geweſen ſind? Ihr früher Tod, und die Unmöglich-

keit,

[illegible] nur, als der sie sich ihrer geringen Einnahme wegen befunden hatten, mir auch nur einen nothdürftigen Unterhalt zu verschaffen, zwangen mich, einen Dienst zu suchen, wo ich die Last der Armuth leichter ertragen könnte, und nicht zu den allergemeinsten und beschwerlichsten Verrichtungen gebraucht wurde, wozu ich nicht gewohnt war. Denn meine Aeltern, die mich liebten, hatten alles, was sie sich selbst entziehen konnten, angewendet, mich nicht allein zur Frömmigkeit und Tugend zu erziehen, sondern mich auch in den Künsten und feinern Wissenschaften unterweisen zu lassen. Von ihnen hatte ich zugleich die Gefahren und Versuchungen kennen gelernt, denen wir in solchen Umständen ausgesetzt zu seyn pflegen; Versuchungen, die gemeiniglich wenn wir uns einmal in die Netze der Lasterhaften verwickeln lassen, von dem Verluste unsrer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt begleitet werden. Ihren zärtlichen und eifrigen Ermahnungen, und ich glaube, ihren letzten Seufzern und Gebete bin ich meine Erhaltung schuldig. Ich habe, gewiß nicht

durch

auch meine Kräfte, sondern durch ihre Tugend, die beständig vor meinen Augen schwebt, und durch einen noch höhern Beystand schon manchen Verführungen widerstanden. Ach es ist ein schlechtes Glück, eine erträgliche Gestalt zu haben, wenn man arm, und eben seiner Armuth wegen den frechen Unternehmungen eines jeden liederlichen Menschen ausgesetzt ist, der sich auf seinen Reichthum, und Stand etwas einbilden zu können glaubt! Ich bin itzt in einem Hause, wo ich glücklich seyn würde, wenn mein Herr eben so edel dächte, als er vornehm und reich ist. Seine Gemahlinn hat das beste Herz, und ist eine so liebreiche und gütige Frau, als man sich wünschen kann. Sie ist mit meiner Bedienung zufrieden, und belohnt mich mehr, als ich fodern dürfte, wenn ich meine Schuldigkeit auch noch weit besser erfüllen könnte, als ich mir zum Ruhm angelegen seyn lasse. Nie beklagenswürdig sind schon nicht meine Umstände, da ich unaufhörlich von meinem Herrn verfolgt werde, meiner vornehmsten Pflicht zu vergessen. Was kann doch ein Mann, der in

dem

dem Beſitze der tugendhafteſten und liebenswürdigſten Frau ſo glücklich ſeyn könnte, für ein Vergnügen in dem Verderben eines armen und geringen Mägdchens finden? Nun ſind es ſchon neun Monate, daß ich ſeinen Verſuchungen widerſtehe. Der Abſcheu iſt mir zwar nicht ſchwer geworden; denn wie könnte er ſchwer ſeyn, wenn man ſeine Unſchuld für ſeinen größten Reichthum hält? Aber nur widerſtehen, nur ſeine Geſchenke, mit denen er meine Schande erkaufen will, ausſchlagen, nur vor ſeinen Ueberredungen meine Ohren verſchließen, nur ſeinen nach meinem Untergange begierigen Augen begegnen müſſen: Welch ein Leiden für mich! Sie werden fragen, warum ich nicht aus einem Hauſe entfliehe, wo meiner Tugend ſo feindſeelig begegnet wird? Aber bin ich nicht verbunden, meine Zeit auszuhalten? Und doch habe ich es thun und fliehen wollen. Allein was kann man dem Verlangen einer gütigen Frau verweigern, die die wahre Urſache nicht bemerkt, warum ich ſie verlaſſen will? Kann ich auch in dieſem Falle bey meinem gegen ein lie-

reis

reiches Bezeigen so empfindlichen Gemüthe auf die Frage antworten, ob ich mich über sie zu beklagen hätte, und was auf die gütige sten Anerbietungen, mich für meine Dienste, mit denen sie vollkommen zufrieden zu seyn versichert, noch mehr zu belohnen, da ich nicht wegen der schon von ihr empfangnen Wohlthaten von der größten Dankbarkeit gegen sie entzündet fühle. Ich habe mich also überreden lassen, noch länger bey ihr zu bleiben. Aber ich fürchte, daß ich mein Versprechen nicht halten kann, da die Verfolgungen ihres Mannes nicht aufhören. Er lacht zu meinen ernsthaften Vorstellungen, und so sehr ich ihn auch zu vermeiden suche: So ist es doch unmöglich, daß er nicht oft Gelegenheiten finden sollte, Vorschläge zu erneuern, die ich von Herzen verabscheue. Das einzige, was mir einzufallen ist, mich von seinen Anfällen zu befreyen, ist dieses. Ich ersuche Sie um eine ernsthafte Betrachtung über die Ungerechtigkeit und Grausamkeit seines Verfahrens. Diese will ich ihm, wenn er seine Versuchungen wiederholt, statt einer Antwort, in die Hand ge-

den. Vielleicht macht sie Eindruck auf ihn, und wie glücklich wäre ich nicht, wenn dieß geschähe! Richtet dieses Mittel nichts aus: So ist mein Entschluß gefaßt: ich entfliehe aus einem Hause, wo meine Ehre in einer so großen Gefahr ist. Meine Liebe gegen seine Gemahlinn wird es mir nicht zulassen, sie durch die Entdeckung der wahren Ursache, die mich dazu nöthigt, zu betrüben. Allein ich will lieber für leichtsinnig und undankbar gehalten werden, als länger solchen Auftritten ausgesetzt bleiben.

§. 10. C.

Man kann sich leicht vorstellen, was ich bey diesem Schreiben empfunden habe. Ich bin zwar ungewiß, ob es von einer Person herrührt, welche sich wirklich in den Umständen befindet, die darinnen beschrieben werden. Es ist möglich, daß sie nur erdichtet sind, um mich zu einer Betrachtung über die schändliche Leidenschaft zu veranlassen, die in sich so abscheulich und in ihren Folgen so schrecklich ist. Aus der Schreibart könnte man eine Erdichtung vermuthen. Unterdeß findet

man

man zuweilen unter Personen von niedrigem Stande einige, die edlere Gesinnungen und einen bessern Geschmack haben, als manche Vornehme nicht haben, und deswegen bin ich auch geneigt, zu glauben, daß das mitgetheilte Schreiben wirklich eine Person zur Verfasserinn hat, die eines bessern Schicksales werth ist, und wenn das seyn sollte: Wie viel Mitleiden verdient sie nicht! Unterdeß wird ein Blatt von mir, wenn ich auch das Stärkste sage, was wider das herrschende Laster unsrer Zeiten gesagt werden kann, vermuthlich nicht das ausrichten, was sie wünscht, da derjenige, über den sie sich beklagt, von einer Tugend nicht gerührt wird, die seinen Verführungen schon so lange widerstanden hat! Gleichwohl darf sich ein Sittenlehrer die besorgliche Vergeblichkeit ernsthafter Betrachtungen nicht abschrecken lassen, wider das Laster zu eifern, weil sie zum wenigsten denen nützlich werden können, die von dem Pfade der Tugend noch nicht abgewichen sind.

Daß es unter denen, welche die Vorzüge ihres Standes und ihres Reichthumes

bloß als eine glückliche Macht brauchen sollten, edler und tugendhafter als andre, zu handeln, allzuviele gebe, welche sich kein Gewissen machen, die geringern oder unglücklichern Personen des weiblichen Geschlechtes zu verführen, das ist eine eben so gewisse Erfahrung, als diese, daß die Gleichgültigkeit gegen die Schändung solcher Vorzüge nur allzugroß und allzuausgebreitet in unsern Zeiten ist. Allein wie traurig ist nicht dieses? Denn wenn die Vornehmen und Reichen sich die Freyheit anmaßen, alle ihre lasterhaften Begierden ohne Einschränkung zu befriedigen, sie, die vor andern durch so mannichfaltige Gründe verbunden sind, sich den Gesetzen der Ehre, der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit, der Großmuth und des Gewissens zu unterwerfen: Wo soll denn noch Tugend gefunden werden?

Wer kann die Grenzen angeben, welche nicht der Wollüstige von dem Strome seiner Laster hingerissen, überschreiten wird, so bald er sich wegen seiner äußerlichen glücklichen Umstände über alle Vorschriften der

Weis-

Weisheit und Tugend, und ſelbſt über die Furcht vor bürgerlichen Beſtrafungen hinwegſetzen zu können glaubt? Er wird, ſeine ſtrafbaren Wünſche zu befriedigen, keiner Verbrechen achten, wie ſchändlich ſie auch ſeyn mögen; er wird nicht ein einziges unverſucht laſſen, wann er nur eine Minute voll ſinnlicher Luſt davon erwartet. Er wird alles werden, was ſeine tyranniſche Leidenſchaft aus ihm machen will. Der Stolz hat viel Gewalt über Seelen, die von keinen höhern Vorzügen wiſſen, als von den Vorzügen der Geburt, des Reichthums, und des Anſehens; ſie werden ſich aber zu den ſchimpflichſten Künſten erniedrigen, die ſie ſelbſt in allen andern Fällen mit Verachtung anſehen. Die heiligſten Zuſagen der ehlichen Freundſchaft und ſelbſt die Reizungen liebenswürdiger Frauen werden aufhören, Reizungen für ſie zu ſeyn; ſolche werden ſogar vor einem armen Dienſtmägdchen kriechen, — — — um dieſes arme Dienſtmägdchen, die keinen andern Vorzug haben kann, als ihre Unſchuld, verderben zu können; in der Meinung, daß ein nichtswür-

diges Geschenk von ihnen einer solchen Unglücklichen ihre Schande theuer genug bezahle. Wären sie einiger Empfindung von wahrer Ehre fähig: So würden sie sich wenigstens bestreben, den Bezauberungen eines Lasters zu widerstehen, das zu den gröbsten Niederträchtigkeiten verleitet. Sie mögen in ihren hassenswürdigen Absichten glücklich oder nicht glücklich seyn; sie würden sich als die schändlichsten Wesen vorkommen müssen, wenn sie nicht ihre Augen von ihrer eignen Schande beständig abwendeten. Jeden Mann, der auf Ehre zu halten vorgiebt, sollte ja bloß der einzige Gedanke von jeder Unternehmung wider die Tugend einer Person niedrigen Standes abschrecken, daß er ihr dadurch Gelegenheit giebt, gröſſer und schätzbarer zu seyn, als er ist. Kann sie seine Geschenke, seine Schmeicheleyen und ihn verachten: Wie tief ist er nicht unter sie herabgesunken! Wie verächtlich sollte er sich selbst nicht seyn?

Wenn dieses unstreitig ist: Wie sehr muß denn nicht jeder nur Halbtugendhafte die-

diejenigen verabscheuen, die so gar zur Beförderung ihres Lasters gewisse öffentliche Anstalten misbrauchen, welche selbst für ein Uebel erklärt werden müßten, wenn sie nicht zur Vermeidung noch größrer Uebel für nothwendig gehalten würden? Muß man sich nicht entsetzen, wenn man erzählen hört, daß zuweilen Leute, die ungeachtet ihrer vorzüglichen Verbindlichkeit sich von aller pöbelhaften Art zu denken zu entfernen, das Daseyn solcher Einrichtungen brauchen, diejenigen, welche sie zu verführen wünschen, leichter zu verführen, um der Kosten überhoben zu seyn, zu denen sie die Erhaltung der elenden menschlichen Geschöpfe nöthigen könnte, welche dereinst, wenn ihnen die öffentliche Barmherzigkeit bloß ein unglückseeliges Leben gefristet hat, weil sie selten mehr für sie thun kann, ihren verführten Müttern, und noch mehr dem Verführer fluchen?

Welch eine Ungerechtigkeit, wenn jemand die Ehre und Unschuld einer Person zu zernichten wünscht, die, weil sie unter seine Bedienten und Hausgenossen gehört,

einen besondern Anspruch auf seinen Schutz hat? Denn sollte sie nicht vor allen Angriffen einer schändlichen Leidenschaft bloß deßwegen sicher seyn, weil sie sich verbindlich macht, allen seinen billigen Befehlen zu gehorchen, und unter dieser Bedingung, ein mühseeliges und niedriges Leben für ein Glück zu halten? Ein Vormund, der die Güter eines Unmündigen an sich zu reissen sucht, wird dem allgemeinen Hasse nie entrinnen, und mit welcher Strenge rächen die öffentlichen Gesetze seine Ungerechtigkeit nicht? Was ist aber der Verlust, den ein unglücklicher beraubter Mündling leidet, gegen das Verderben, worein diejenige gestürzt wird, welche ein Wollüstiger durch unausgesetzte Verfolgungen so weit bringt, daß sie sich seinen thierischen Begierden aufopfert?

Jedoch ein solches Verhalten ist mehr als Ungerechtigkeit; es ist Grausamkeit, wenn man bedenkt, wie verderbt Personen weiblichen Geschlechts von niedriger Herkunft zu werden pflegen, wenn sie ihre vornehmste Tu-

Tugend verloren haben. Mit ihrem Falle ist gemeiniglich nicht allein jede andre gute Empfindung aus ihren Herzen vertilgt, sondern sie pflegen auch selten von den Wegen des Lasters zurückzukehren. Ich kann mir deswegen nichts schrecklichers denken, als den Zustand eines Verführers, wenn ihm einmal der marternde Gedanke einfallen sollte, daß er unsterbliche Seelen vielleicht auf ewig elend gemacht hat.

Wie unruhig müssen nicht edelgesinnte und zärtlichdenkende Väter in Zeiten seyn, wo das Laster der Wollust und der Verführung zur Wollust beynahe für kein Laster mehr gehalten wird, wenn sie ihre Töchter nicht in Umstände setzen können; worinnen sie nicht allein durch eine gute und tugendhafte Erziehung, sondern auch durch das Glück eines zum wenigsten nothdürftigen Auskommens vor den Versuchungen und Anfällen lasterhafter Verführer gesichert sind. Sie selbst können in einem sehr geehrten und angesehenen Stande leben; sie können sich darinnen grosse Verdienste um die

menschliche Gesellschaft erwerben; aber sehr oft ist ihnen die Macht versagt, ihre Kinder so glücklich zu machen, daß sie allezeit frey und unabhängig von andern seyn könnten. Wenn sie nun daran denken müssen, daß dieselben durch die besorgliche Nothwendigkeit von andern abzuhangen, der Gefahr auch nur einer leichtern Möglichkeit verführt zu werden ausgesetzt sind, mit welchem Abscheue werden sie nicht jeden vornehmen und reichen Wollüstling betrachten? Was müßte dieser selbst nicht thun, wofern er sich noch nicht gegen die Stimme der Menschlichkeit verhärtet hätte, zumal wenn er selbst ein Vater wäre, und bedächte, daß auch er in Umständen seyn könnte, wo er eine gleiche Furcht für seine Töchter empfinden müßte? Billig sollte jeder Menschenfreund einen Mann von verderbter Lebensart seine Verachtung so sehr empfinden lassen, als es höhere Pflichten erlauben wollen.

Das ist, werden vielleicht einige denken, sehr ernsthaft, und solche Wahrheiten werden den Aufseher bey vielen verhaßt machen.

Allein

Allein ſo viel mir an der Zuneigung und Liebe der Rechtſchaffenen liegt, ſo wenig bekümmert mich der Haß der laſterhaften. Ich wollte es ſo gar für ein Glück halten, von denen gehaßt zu werden, welche zu verderbt ſind, als daß man ihre Beſſerung hoffen dürfte; wenn dieſe Betrachtungen nur bey denen von Eindruck ſeyn möchten, die ungeachtet ſie ſich zu gleichen Ausſchweifungen hinreiſſen laſſen, doch noch nicht alle Empfindungen der Tugend und des Gewiſſens in ſich erſtickt haben.

Hundert und 8tes Stück.

Der Sittenlehrer, welcher ſich an das ſchwere Unternehmen wagen will, den Menſchen zu beſſern, muß unſtreitig auf die Einbildung deſſelben, eine beſondre Aufmerkſamkeit richten. Wenn ohne Vernunft keine Weisheit, ohne Weisheit keine Tugend, und ohne Tugend keine wahre Glückſeeligkeit möglich iſt, die Vernunft

aber keine gefährlichere Bestreiterinn hat, als eine unordentliche, zerrüttete, oder unbeherrschte Phantasie: So muß in Absicht, theils auf unsre Sitten und Handlungen, theils auf unsern innern regelmäßigen Charakter ausserordentlich viel darauf ankommen, wie diese zwar unedlere aber gemeiniglich sehr lebhafte und mächtige Kraft unsrer Seele beschaffen ist. Das Herz kann nicht moralisch seyn, wenn es nicht die Einbildung ist. Man könnte fast aus allen unsern Handlungen und Endzwecken beweisen, daß sie die meisten Begierden erweckt oder anfeuert, und sich fast in jeden Umstand unsrer Thaten und Vergnügungen einmischt. Ist sie regelmäßig und auf das gerichtet, was eine wirkliche Größe, eine wahre, und besonders eine moralische Schönheit hat: So werden es auch diese seyn. Ist sie aber verderbt: Wie weit wird nicht die Unordnung der Leidenschaften gehen, die sie beherrscht? Welche lasterhafte Handlungen wird sie nicht zur Wirklichkeit bringen, so bald diese gewöhnt sind, keinen andern Weg zu gehen, als den, den sie vorschreibt?

Wer

Wer also nach der wahren Vollkommenheit der menschlichen Natur streben will, der würde die Aufrichtigkeit seines Vorsatzes verdächtig machen, wenn er die Verbesserung seiner Imagination nicht für eine nothwendige Pflicht halten wollte.

Diese Kraft hat Wirkungen von mannichfaltiger und verschiedner Art. Die Sinne sind es, die, als die Canäle aller Erkenntniß dem Verstande die ersten Vorstellungen, und durch sie dem Herzen die ersten Empfindungen mittheilen. Beyde sind der rohe Stoff, welcher der Seele zur Bearbeitung dargeboten wird. Sie müssen deswegen in dem Verstande fortdauern, und, wenn sie ihrer nöthig hat, wieder hervorgebracht werden können, oder er würde einem Spiegel gleichen, aus welchem die Abbildungen körperlicher Gegenstände mit der Gegenwart derselben so schnell, und so völlig verschwinden, daß auch nicht die schwächste Spur eines Eindruckes darinnen zurück bleibt. Allein wie die Seele, ungeachtet das Gegentheil von Philosophen behauptet wird, die

nicht

nicht tief denken, selbst bey dem ersten Ursprunge unsrer Ideen und Empfindungen mehr thätig, als leidend ist: So ist es auch mit der Erhaltung und Fortdauer derselben beschaffen. Die Einbildung bemächtigt sich ihrer, nimmt ihnen ihre natürliche Flüchtigkeit, übergiebt sie dem Gedächtnisse und der Erinnerung, stärkt sie durch die Wiederholung, und erhält selbst diejenigen, die wegen der Unmerklichkeit ihres schwächern Eindruckes dem Bewußtseyn zu entfliehen scheinen. Man erstaunt oft, Gedanken und Bilder in der Seele entspringen zu sehen, die das Ansehen haben, neu und noch nie von ihr gedacht zu seyn. Das Erstaunen aber würde aufhören, wenn man sich nur bewußt werden könnte, was jedesmal mit unsern deutlichen Vorstellungen für dunklere Ideen und Empfindungen verknüpft waren.

Kaum zeigt sich den Sinnen ein äußerlicher Gegenstand, der mit schon einmal empfundenen sinnlichen Ideen verwandt ist, oder auch nur einige entfernte Beziehung darauf hat; So ruft die unaufhörlich arbei-

tende,

zende, nimmer ermüdete Phantasie dieselben zurück. Die Seele wird sich dessen bewußt, was sie schon einmal gesehen, empfunden, bewundert, begehrt oder verabscheut hat; zum wenigsten denkt sie eben das wieder, wenn auch das Bewußtseyn des vorigen ähnlichen Zustandes fehlen sollte. Unterdeß ist es der Einbildung unmöglich, die vorigen Ideen und Empfindungen ganz unverändert zu lassen. Sie müssen, so zu sagen, ihr Gepräge annehmen, und man wird sie, durch die Hülfe einer sorgfältigen Aufmerksamkeit, immer an einiger Veränderung, wie unmerklich sie auch seyn mag, als erneuert und wiederempfunden erkennen können.

Fast alle äußerliche Gegenstände, welche uns zuerst durch die Werkzeuge der Empfindung vorgestellt worden sind, gewinnen oder verlieren bey ihrer Wiedervorstellung durch die Phantasie; sie erscheinen beynahe niemals in ihrer ersten Gestalt. Entweder zeigt sie dieselbe mehr im Schatten oder in einem glänzendern Lichte. Sie setzt hinzu;

sie nimmt hinweg; sie vergrössert oder verkleinert. Bald verschönert sie und mindert das Widrige, was gewisse Gegenstände bey ihrem ersten Anblicke hatten; bald entkleidet sie auch dieselben von den Reizungen, wodurch sie sich unsers Beyfalles oder unsrer Bewunderung bemächtigten. Sie läßt uns unbekannte Seiten daran entdecken, die uns misfallen; selten aber bekümmert sie sich, ob die Veränderungen, die sie mit ihnen vornimmt, mit der Natur der Dinge selbst übereinstimmen oder nicht.

Keine Kraft der Seele ist unruhiger und wirksamer, als sie. Sie verschafft ihr einen unerschöpflichen Ueberfluß von Ideen, wenn die Sinnen von ihrer Arbeit ermüden, oder wenn die bedächtigere Vernunft auf dem Wege des Nachdenkens nur langsame Schritte thut, aus Furcht, sich in dem weitläuftigen Gebiete eigner Vorstellungen zu verirren, und sich, wenn sie sich einmal unter betrügerischen Träumen verloren hätte, nicht zur Wahrheit zurückfinden zu können, die das einzige Ziel aller ihrer Nachforschungen seyn sollte.

Die

Die Phantasie gehört zwar zu den niedrigern Vermögen des menschlichen Geistes; sie ist aber doch eine von seinen nützlichsten Kräften, wenn die Vernunft nur einige Gewalt über sie hat. Weil durch sie unsre Gedanken bis ins Unendliche verändert und vervielfältigt werden: So ist sie die Quelle aller Erfindungen. Wie enge würden nicht die Grenzen unsrer Erkenntnisse seyn, wenn sie uns nicht neue Aussichten öffnete und den Umkreis derselben erweiterte! Selbst die ernsthaftesten Wissenschaften, die bloß die Frucht eines tiefsinnigen Nachdenkens zu seyn scheinen, gewinnen durch sie. Es hat niemals ein Genie gegeben, das nicht auch von ihren Einflüssen begeistert worden wäre, und besonders haben diejenigen, die man schöne Geister zu nennen pflegt, ihr fast alles zu danken. Sie darf sich rühmen, die Entdeckung vieler Wahrheiten befördert zu haben, obgleich die Irrthümer und ungegründeten Meinungen zahlreicher sind, die durch ihre Verblendungen zu entstehen pflegen. Sie hat ohne Zweifel einem Newton die Lichtstralen zergliedern helfen; sie hat aber

aber einen noch gröſsern Antheil an den Wirbeln des Carteſius.

Die Ideen, mit denen uns die Einbildung bereichert, ſind ſinnlich, weil ſie aus ſinnlichen Empfindungen entſpringen. Weil aber die ihrigen durch die Veränderung der erſten entſtehen, ſo haben ihre Gegenſtände in der Geſtalt, die ſie ihnen giebt, keine Wirklichkeit, wenn ſie ihnen nicht durch die Kräfte des Menſchen gegeben wird. Da nun die Sehnſucht nach Vergnügen der herrſchende Grundtrieb unſrer Seele iſt, ſo beſchäfftigt ſich die Phantaſie vornehmlich mit dem, was angenehme Eindrücke auf die Sinnen gemacht hat. Der Beweis davon ſind alle Künſte, welche nicht die bloſse Nothwendigkeit erfunden hat; welche vielmehr die Bequemlichkeit und Anmuth des Lebens zum Endzwecke haben. Eben deswegen ſind auch die Vollkommenheiten, die auſſer den Grenzen der Sinne durch die höhern Kräfte der Seele durch Nachdenken und Vernunft entdeckt werden, nicht das nächſte und unmittelbare Objeet der Einbildung. Die Wahrheit

heit und das moralische Gute machen wenig Eindruck auf sie, und sie würden sie gar nicht rühren, wenn sie nicht immer einige Aehnlichkeiten mit sinnlichen Gegenständen, oder doch selbst sinnliche Wirkungen hätten, die durch die Empfindung auf uns wirken können. Weil sie aber eben dadurch dem, was bloß Geist und Seele ist, so zu sagen, einen Körper geben kann: So haben auch die Vernunft und Tugend außer ihren wahren und wesentlichen Vergnügungen ihre schönen und glücklichen Träume, die zur leichtern und geschwindern Ausübung unsrer Pflichten eben so sehr in Bewegung setzen, als einen bloß lasterhaften Menschen die eingebildeten Vergnügungen seiner Leidenschaften anfeuern, ob sie gleich keine andre Wirklichkeit haben, als diejenige, die ihnen die Zauberey einer verderbten Phantasie giebt.

Unterdeß beschäfftigt sich die Einbildung nicht allein mit angenehmen Vorstellungen. Sie erneuert, wenn sie dazu durch äußerliche Veränderungen unsres Zustandes veranlaßt wird, auch alle Arten unangenehmer Ideen,

und wird dadurch eine reiche Quelle des Verdrusses und Misvergnügens: Denn wie viele Unruhen, Sorgen und Uebel, die den Menschen beschweren, und ein Leben verbittern, das glücklich seyn könnte, haben nicht ihren einzigen Grund in der Einbildung! Unterdeß macht sie doch nicht alles Unangenehme, dessen Vorstellung sie wieder in uns erweckt, noch unangenehmer, als die Idee desselben bey dem ersten Eindrucke war. Zuweilen vermindert sie es; zuweilen verschwindet es ganz durch die Veränderung, die sie damit vornimmt. Sie weis uns so gar durch dasselbe zu vergnügen, wenn sie es nicht als gegenwärtig vorstellt, weil die Zufriedenheit darüber, daß wir von einem Uebel nichts befürchten dürfen, schon allein ein sehr angenehmer Zustand unsrer Seele ist.

Was sinnlich ist, rührt uns entweder durch die Größe, die wir daran bemerken, oder durch seine Neuheit und Ungewöhnlichkeit, oder durch die Ordnung, Regelmäßigkeit und Schönheit, die wir an den vorgestellten Gegenständen wirklich wahrnehmen,

oder

oder wahrzunehmen glauben. Hierinnen liegt der Grund von dem besondern und unterscheidenden Charakter der Einbildung und ihrer Wirkungen bey verschiednen Menschen. Niemand wird von diesen Eigenschaften gleich stark gerühret; eine wirkt immer nach der ihm eigenthümlichen Einrichtung seiner Seele, und, wenn ich mich so ausdrücken darf, nach der Stellung, die er in der Welt hat, heftiger und länger auf ihn, als die andre. Nach diesem lebhaftern oder schwächern Eindrucke richtet sich die Phantasie in ihren Beschäfftigungen. Bey einigen liebt sie alles, was groß ist, bey andern alles, was durch Neuheit und Ungewöhnlichkeit das Ansehen des Wunderbaren gewinnt, bey andern nur dasjenige, was durch eine wirkliche oder angedichtete Schönheit schmeichelt. Diese Verschiedenheit wird sich in allen Unternehmungen der Menschen äußern, besonders aber in den Geschäfften, oder Künsten, die sie wählen. Ein Baumeister kann die Theorie von allem kennen, was zur Größe und Pracht eines Gebäudes gehört; er wird aber vornehmlich nur auf das Zierliche und Ange-

nehme desselben denken, wenn das, was Grosse ist, seine Einbildung nur mit einer schwachen Verschönerung bewege, eben so, als ein Staatsmann mehr auf die Bevölkerung und den blühenden Zustand, als auf die Erweiterung seines Reichs denken wird, und zwar nicht bloß aus Pflicht, sondern auch aus Neigung, wenn er mehr von den Vorzügen der Ordnung und Regelmäßigkeit, als von derjenigen rühret zu werden pflegt, was zum Erstaunen fortreißt.

Ich darf nicht weitläuftig erinnern, daß in Absicht auf den moralischen Charakter des Menschen viel daran gelegen ist, ob das Große, das Wunderbare, besonders dasjenige, welches besonders nur aus der Neuheit oder Seltenheit entspringt, und das Schöne, wodurch seine Einbildung in Bewegung gesetzt wird, diesen Namen verdient, oder ob es bloß scheinbar, und eben deswegen eitel ist. Der Unterschied ist in den Folgen bis zum Erstaunen wichtig, und durch ihren Einfluß in die allgemeine Wohlfarth allezeit um so viel wichtiger, je mehr ein

Mensch,

Mensch, wegen seiner äußerlichen Umstände auf das Ganze wirken kann. So kann der Eindruck, den die romanhaften Thaten eines Alexanders und die noch romanhaftere Beschreibungen derselben auf eine feurige Einbildung zu haben pflegen, aus einem Prinzen noch immer einen Weltverwüster und einen Phalaris seines Volkes machen, gleichwohl ein glücklicher Anblick und Eindruck der wahren Größe einen Titus, oder einen Heinrich den vierten aus ihm bilden kann. Hätten diejenigen, die nach dem Ruhme strebten, große Geschichtschreiber und Dichter zu seyn, diese Anmerkung gemacht, ehe sie ihre Werke ausarbeiteten, so würden wir keinen Curtius haben, oder er hätte die stillern, ruhmwürdigern, obgleich minder berühmten Thaten eines friedfertigen Königes beschrieben. Er wäre vielleicht weniger gelesen worden; aber er hätte nie geschadet.

Die Leidenschaften und die Phantasie stehen in einer genauen Verknüpfung, und zwar durch eine unmittelbare und gemeiniglich sehr lebhafte Einwirkung auf einander. Un-

durch erzeugt doch diese, wenn man genauer zusehen will, die Leidenschaften nicht; aber sie nährt sie, sie entflammt sie, ihren Gegenstand anhaltender und heftiger zu verfolgen. Einbildungen haben beynahe die Folgen, als wirkliche Empfindungen, und oft sind ihre Wirkungen nicht allein heftiger, sondern auch dauerhafter. Wirkliche Empfindungen setzen den Menschen in einen angenehmen oder unangenehmen Zustand, und dadurch reizen sie seine Wirksamkeit, sich entweder darinnen zu erhalten, oder davon zu befreyen. Einbildungen thun eben dieses. Man erwacht fast so ungern aus einem schönen Traume, als man sich in dem Genusse eines wirklichen Glückes stören läßt.

Alles das sind Erfahrungen, an welche man die Menschen erinnern muß, nicht allein, weil sie selten so erwogen werden, als sie ihrer Wichtigkeit wegen in Betrachtung gezogen zu werden verdienen, sondern auch, weil sich die Regeln darauf gründen, welche beobachtet werden müssen, wenn die Kraft der Einbildung zu einer moralischen

Voll-

Vollkommenheit erhöht werden soll; Regeln, denen ich das nächste Blatt gewidmet habe.

Hundert und 9tes Stück.

Soll die Kraft der Einbildung eine moralische Vollkommenheit werden: So ist nöthig, daß man sie und ihre Wirkungen mit der wesentlichen Bestimmung unsrer Natur und mit dem letzten großen Endzwecke aller ihrer Kräfte in eine genaue und freundschaftliche Harmonie zu bringen suche. Sie muß also mit diesen in einem richtigen Verhältnisse stehen, und ob es gleich in der Mischung derselben mit ihnen eine unendliche Mannichfaltigkeit giebt, welche mit den großen Absichten unsers Urhebers bestehen kann, und mit andern Ursachen behülflich ist, unzählbare schöne Abänderungen in dem Charakter der Rechtschaffenheit und Tugend zu bilden: So darf sie doch keine von den übrigen Kräften unsrer Seele in ei-

nem solchen Grade überwiegen, daß sie durch dieselbe entweder in eine völlige Unthätigkeit versetzt, oder gar gehindert würden, das ihrige zur wahren Vollkommenheit unsers Wesens beyzutragen. Es müssen also die Regeln, deren Beobachtung die Phantasie moralisch machen soll, einen zwiefachen Endzweck haben, ihre Fehler müssen dadurch verändert, ihre guten und löblichen Eigenschaften aber vermehrt und erhöht werden.

Wer die Fehler seiner Imagination ändern will, der wird folgende sehr ernsthafte und wichtige Untersuchungen über sich selbst anstellen müssen: Ist die meinige in ihren Wirkungen bloß feurig, oder ist sie heftig und unaufhaltsam? Ist sie unstät, umherschweifend, und veränderlich? Verfolgt sie einen Gegenstand zu lange, oder ist sie zu ungeduldig, als daß sie sich, selbst wenn es nöthig ist, die gehörige Zeit dabey aufhalten könnte? Ist sie betrügerisch und verblendend in ihren Ideen? Vergrössert, verkleinert sie, oder kommen die Bilder, die sie entwirft, in ihren Zügen mit der Natur der

Dinge

Dinge überein, worauf sie sich beziehen? Es ist freylich unmöglich, sie moralisch zu machen, wenn man weder die Neigung noch den Muth hat, diese Fragen zu thun, und noch weniger Lust und Herzhaftigkeit, sich dieselben unpartheyisch zu beantworten.

Ist die Einbildung in ihren Wirkungen allzufeurig; So muß man alles unterlassen, was ihre Lebhaftigkeit vermehren und in noch stärkere Flammen entzünden kann. Man muß, um ihre unordentliche Heftigkeit zu dämpfen, andre Kräfte der Seele in eine stärkere und anhaltendere Bewegung zu setzen suchen. Denket mehr mit der Vernunft, als mit der Phantasie, und, was noch kräftiger ist, vergeßt nicht, daß ihr mehr zu einem thätigen als denkenden Leben bestimmt seyd: So werdet ihr euch seltner mit angenehmen oder verdrießlichen Träumen beschäfftigen dürfen. Es verhält sich mit den Kräften der Seele, wie mit den Nerven des Körpers. Wenn man sie nicht immer anstrengt, so erschlaffen sie.

Es ist ein groſses Unglück, eine unstäte und umherschweifende Einbildung zu haben. Denn sie macht leichtsinnig, unbedächtig und in allen Unternehmungen flatterhaft. Ein Mensch, der daran krank liegt, kann sich wohl an eine groſse und edle That wagen; er kann aufrichtig entschlossen seyn sie auszuführen; er kann auch einen glücklichen Anfang gemacht haben, und dennoch nicht vollenden, weil ihn seine veränderliche Phantasie zwingt, von einem Gegenstande und Ziele seiner Thätigkeit zum andern zu eilen.

Weil es der Einbildung natürlich ist, alles zu verändern und in neuen und ungewöhnlichen Gestalten zu zeigen, Möglichkeiten zu erfinden und ihnen das Ansehen von Wirklichkeiten zu geben, wodurch die Leidenschaften erhitzt werden, chimärischen Gegenständen nachzujagen: So muſs man sich bestreben, die Vernunft zur herrschenden Kraft seiner Seele zu machen, damit man alle Anschläge der Phantasie verwerfe, die nicht von ihr gebilligt werden. Die Vernunft untersucht; sie befriedigt sich nicht mit dem

bloſsen

bloßen Einfalt, wie sehr er auch schimmern mag. Unsre Einbildung mag vorzüglich auf das, was groß, oder auf das, was wunderbar, oder auf das Angenehme und Schöne gerichtet seyn; wenn die Vernunft herrscht: So wird sie uns nach keiner falschen Größe streben, sie wird uns nie in unsern Absichten und Unternehmungen romanhaft werden lassen; sie wird uns auch verborgne Hülfsmittel entdecken helfen, und unser Ohr vor der Stimme betrüglicher und gefährlicher Sirenen verschließen.

Damit wir der Vernunft ihre Herrschaft über uns erleichtern; So ist es nöthig, sich allezeit seiner ganzen Bestimmung, aller seiner höhern und geringern Endzwecke, und besonders der Ordnung, in welcher sie wirken müssen, mit einer lebhaften Deutlichkeit bewußt zu bleiben, damit man alle innerlichen und äußerlichen Veränderungen seiner selbst und seiner Umstände in eine richtige und genaue Verknüpfung mit seinen Pflichten bringen könne. Durch die Hülfe dieses Bewußtseyns wird es uns leicht fallen, die

Wirkungen der Phantaſie zu mäßigen; ihre Anſchläge zu prüfen; zu ſehen, ob ſie mit dem ganzen Zuſammenhange unſrer Schuldigkeiten beſtehen können; zu ſehen, ob ſie ihre Erfüllung erleichtern, oder ob ſie derſelben beſtreiten, und wenn ſie dieſes thun, ſie in uns zu unterdrücken und ihre Fortdauer zu verhindern. In dieſer Abſicht muß man ſich beſtändig erinnern, was unſre allgemeinen, und beſondern Verbindlichkeiten von uns fodern; was in der Welt der Menſch, der Bürger und der Patriot in den verſchiednen Ständen und Lebensarten der Geſellſchaft, was vornehmlich der Chriſt und der Unſterbliche zu thun hat.

Die wahre Glückſeeligkeit des Menſchen auf der Erde beſteht mehr in dem ſtillen und ruhigen Vergnügen des Herzens über die Gewißheit, daß man ſich nicht vorſetzlich von dem Wege ſeiner Pflichten entfernt hat, als in ſinnlichen und rauſchenden Freuden. Damit nun die Einbildung ſich nicht zu ſtark mit dieſen beſchäfftige, und beſonders dem Laſter mehr Reiz und Luſt andichte, als von dem

dem Genusse seines Gifthechers erwartet werden kann: So muß man seine Sinnlichkeit dämpfen. Man muß sich das Glück des Tugendhaften immer in seiner schönsten Gestalt vorzustellen suchen; man muß die Beschäfftigungen seines Verstandes so einrichten, daß die Idee dieses Glückes immer lebhafter werde; man muß zum Exempel lieber einen Richardson als einen Crebillon den Jüngern lesen.

Aus diesen allgemeinen Vorschriften lassen sich viele besondre Regeln herleiten. Derjenige wird sie leicht finden, dem es ein Ernst ist, seiner Seele, besonders durch die Hülfe der Religion, die wahre Vollkommenheit und Würde zu geben, die sie empfangen kann. Andern werden auch die deutlichsten und leichtesten Regeln nichts nützen, weil sie in der Unordnung und Empörung gegen alle moralischen Vorschriften ihren Ruhm und die Freude ihres Lebens suchen.

Hum-

Hundert und 10tes Stück.

Wofern das Werk eines schönen Geistes nicht mehr geehrt werden kann, als wenn es von einem andern eben so schönen und göttlichen Schriftsteller erläutert, vertheidigt, oder, weil doch nichts Menschliches ganz unfehlerhaft ist, auf eine anständige und meisterhafte Art verbessert wird: So ist der Ruhm der Anleitung in die schönen Wissenschaften von dem Herrn Abte Batteux vollkommen, sowohl Herr Schlegel in Hannover, welcher unter den geistlichen Rednern Deutschlands einen eben so hohen Rang als unter den Dichtern einnimmt, seine Uebersetzung des ersten allgemeinen Theils derselben mit verschiedenen wichtigen Anmerkungen und Abhandlungen bereichert hat, die ihren Endzweck, das Original zu berichtigen und zu einer gröſsern Nützlichkeit zu bringen, so sehr erfüllen, als man wegen der Kenntniß seines Genies aus

andern Arbeiten von ihm erwarten mußte. Ich würde davon schon damals gesprochen haben, als ich meinen Lesern die zusammlerische Uebersetzung des ganzen Werkes anpriess, wenn mir nicht bekannt gewesen wäre, daß Herr Schlegel dem Publico eine neue und vermehrte Ausgabe seiner Uebersetzung und seiner Abhandlungen mittheilen würde.

Diese neue Ausgabe ist erschienen, und hat nun so große Vorzüge vor der ersten, daß ich mir das Vergnügen nicht versagen kann, meine Leser davon zu unterhalten, und in ihnen das Verlangen zu erwecken, einen vortrefflichen Schriftsteller mit sich selbst zu vergleichen, und mit einer angenehmen Verwunderung zu sehen, wie weit sich ein solcher selbst zurücklassen kann, ohne den Vorwurf zu verdienen, daß er sich bey der ersten Ausarbeitung nicht Mühe genug gegeben habe. Sie hat nicht allein zwo neue Abhandlungen mehr, sondern es sind auch die übrigen durch sehr wichtige Zusätze und Aenderungen theils erhoben, theils verschönert worden.

Die

nem solchen Grade überwiegen, daß sie durch dieselbe entweder in eine völlige Unthätigkeit versetzt, oder gar gehindert würden, das ihrige zur wahren Vollkommenheit unsers Wesens beyzutragen. Es müssen also die Regeln, deren Beobachtung die Phantasie moralisch machen soll, einen zwiefachen Endzweck haben, ihre Fehler müssen dadurch verändert, ihre guten und löblichen Eigenschaften aber vermehrt und erhöht werden.

Wer die Fehler seiner Imagination ändern will, der wird folgende sehr ernsthafte und wichtige Untersuchungen über sich selbst anstellen müssen: Ist die meinige in ihren Wirkungen bloß feurig, oder ist sie heftig und unaufhaltsam? Ist sie unstät, umherschweifend, und veränderlich? Verfolgt sie einen Gegenstand zu lange, oder ist sie zu ungeduldig, als daß sie sich, selbst wenn es nöthig ist, die gehörige Zeit dabey aufhalten könnte? Ist sie betrügerisch und verblendend in ihren Ideen? Vergrössert, verkleinert sie, oder kommen die Bilder, die sie entwirft, in ihren Zügen mit der Natur der

Dinge

Dinge überein, worauf sie sich beziehen? Es ist freylich unmöglich, sie moralisch zu machen, wenn man weder die Neigung noch den Muth hat, diese Fragen zu thun, und noch weniger Lust und Herzhaftigkeit, sich dieselben unpartheyisch zu beantworten.

Ist die Einbildung in ihren Wirkungen allzufeurig; So muß man alles unterlassen, was ihre Lebhaftigkeit vermehren und in noch stärkere Flammen entzünden kann. Man muß, um ihre unordentliche Heftigkeit zu dämpfen, andre Kräfte der Seele in eine stärkere und anhaltendere Bewegung zu setzen suchen. Denket mehr mit der Vernunft, als mit der Phantasie, und, was noch kräftiger ist, vergeßt nicht, daß ihr mehr zu einem thätigen als denkenden Leben bestimmt seyd: So werdet ihr euch seltner mit angenehmen oder verdrießlichen Träumen beschäfftigen dürfen. Es verhält sich mit den Kräften der Seele, wie mit den Nerven des Körpers. Wenn man sie nicht immer anstrengt, so erschlaffen sie.

Es ist ein groſses Unglück, eine unstäte und umherschweifende Einbildung zu haben. Denn sie macht leichtsinnig, unbedächtig und in allen Unternehmungen flatterhaft. Ein Mensch, der daran krank liegt, kann sich wohl an eine groſse und edle That wagen; er kann aufrichtig entschlossen seyn sie auszuführen; er kann auch einen glücklichen Anfang gemacht haben, und dennoch nichts vollenden, weil ihn seine veränderliche Phantasie zwingt, von einem Gegenstande und Ziele seiner Thätigkeit zum andern zu eilen.

Weil es der Einbildung natürlich ist, alles zu verändern und in neuen und ungewöhnlichen Gestalten zu zeigen, Möglichkeiten zu erfinden und ihnen das Ansehen von Wirklichkeiten zu geben, wodurch die Leidenschaften erhitzt werden, chimärischen Gegenständen nachzujagen: So muſs man sich bestreben, die Vernunft zur herrschenden Kraft seiner Seele zu machen, damit man alle Anschläge der Phantasie verwerfe, die nicht von ihr gebilligt werden. Die Vernunft untersucht; sie befriedigt sich nicht mit dem

bloſsen

lichen Richtung, wie sehr er auch schimmern mag. Unsre Einbildung mag vorzüglich auf das, was groß, oder auf das, was wunderbar, oder auf das Angenehme und Schöne gerichtet seyn; wenn die Vernunft herrscht: So wird sie uns nach keiner falschen Größe streben, sie wird uns nie in unsern Absichten und Unternehmungen romanhaft werden lassen; sie wird uns auch verborgne Häßlichkeiten entdecken helfen, und unser Ohr vor der Stimme betrüglicher und gefährlicher Sirenen verschließen.

Damit wir der Vernunft ihre Herrschaft über uns erleichtern; So ist es nöthig, sich allezeit seiner ganzen Bestimmung, aller seiner höhern und geringern Endzwecke, und besonders der Ordnung, in welcher sie wirken müssen, mit einer lebhaften Deutlichkeit bewußt zu bleiben, damit man alle innerlichen und äußerlichen Veränderungen seiner selbst und seiner Umstände in eine richtige und genaue Verknüpfung mit seinen Pflichten bringen könne. Durch die Hülfe dieses Bewußtseyns wird es uns leicht fallen, die

Wir-

Wirkungen der Phantaſie zu mäßigen; ihre Anſchläge zu prüfen; zu ſehen, ob ſie mit dem ganzen Zuſammenhange unſrer Schuldigkeiten beſtehen können; zu ſehen, ob ſie ihre Erfüllung erleichtern, oder ob ſie dieſelben beſtreiten, und wenn ſie dieſes thun, ſie in uns zu unterdrücken und ihre Fortdauer zu verhindern. In dieſer Abſicht muß man ſich beſtändig erinnern, was unſre allgemeinen, und beſondern Verbindlichkeiten von uns fodern; was in der Welt der Menſch, der Bürger und der Patriot in den verſchiednen Ständen und Lebensarten der Geſellſchaft, was vornehmlich der Chriſt und der Unſterbliche zu thun hat.

Die wahre Glückſeeligkeit des Menſchen auf der Erde beſteht mehr in dem ſtillen und ruhigen Vergnügen des Herzens über die Gewißheit, daß man ſich nicht vorſetzlich von dem Wege ſeiner Pflichten entfernt hat, als in ſinnlichen und rauſchenden Freuden. Damit nun die Einbildung ſich nicht zu ſtark mit dieſen beſchäfftige, und beſonders dem Laſter mehr Reiz und Luſt andichte, als von

dem

dem Genusse seines Giftbechers erwartet werden kann: So muß man seine Sinnlichkeit dämpfen. Man muß sich das Glück des Tugendhaften immer in seiner schönsten Gestalt vorzustellen suchen; man muß die Beschäftigungen seines Verstandes so einrichten, daß die Idee dieses Glückes immer lebhafter werde; man muß zum Exempel lieber einen Richardson als einen Crebillon den Jüngern lesen.

Aus diesen allgemeinen Vorschriften lassen sich viele besondre Regeln herleiten. Derjenige wird sie leicht finden, dem es ein Ernst ist, seiner Seele, besonders durch die Hülfe der Religion, die wahre Vollkommenheit und Würde zu geben, die sie empfangen kann. Andern werden auch die deutlichsten, und leichtesten Regeln nichts nützen, weil sie, in der Unordnung und Empörung gegen alle moralischen Vorschriften ihren Ruhm und die Freude ihres Lebens suchen.

Hum-

Hundert und zwölftes Stück.

Wofern das Werk eines schönen Geistes nicht mehr geehrt werden kann, als wenn es von einem andern eben so schätzbaren und glücklichen Schriftsteller erläutert, vertheidigt, oder, weil doch nichts Menschliches ganz unfehlerhaft ist, auf eine anständige und meisterhafte Art verbessert wird: So ist der Ruhm der Einleitung in die schönen Wissenschaften, von dem Herrn Abte Batteux vollkommen, seitdem Herr Schlegel in Hannover, welcher unter den geistlichen Rednern Deutschlands einen eben so hohen Rang als unter den Dichtern einnimmt, seine Uebersetzung des ersten allgemeinen Theils derselben mit verschiednen wichtigen Anmerkungen und Abhandlungen bereichert hat, die ihren Endzweck, das Original zu berichtigen und zu einer gröſſern Nützlichkeit zu bringen, so sehr erfüllen, als man wegen der Kenntniß seines Genies aus

an-

andern Arbeiten von ihm erwarten mußte. Ich würde davon schon damals gesprochen haben, als ich meinen Lesern die zusammlende Uebersetzung des ganzen Werkes anpries, wenn mir nicht bekannt gewesen wäre, daß Herr Schlegel dem Publicum eine neue und vermehrte Ausgabe seiner Uebersetzung und seiner Abhandlungen mittheilen würde.

Diese neue Ausgabe ist erschienen, und hat nun so große Vorzüge vor der ersten, daß ich mir das Vergnügen nicht versagen kann, meine Leser davon zu unterhalten, und in ihnen das Verlangen zu erwecken, einen vortrefflichen Schriftsteller mit sich selbst zu vergleichen, und mit einer angenehmen Verwunderung zu sehen, wie weit sich ein solcher selbst zurücklassen kann, ohne den Vorwurf zu verdienen, daß er sich bey der ersten Ausarbeitung nicht Mühe genug gegeben habe. Sie hat nicht allein zwo neue Abhandlungen mehr, sondern es sind auch die übrigen durch sehr wichtige Zusätze und Aenderungen theils erhoben, theils verschönert worden.

Die

Die beyden ersten ganz neuen Abhandlungen betreffen die Nothwendigkeit des guten Geschmackes und die frühzeitige Bildung desselben. Der Verfasser zeigt, daß nicht allein die Gleichsamkeit in ihrem ganzen Umfange, sondern auch das Herz und die Tugend mannichfaltige und sehr wichtige Vortheile durch ihn gewinnen könne. Der Geschmack und das Gewissen stehen in einer nicht zu verkennenden Verwandtschaft mit einander. Beyde sind Empfindungen; beyde Empfindungen der Ordnung und Schönheit, obgleich ein Gefühl verschiedner Arten der Güte und Regelmäßigkeit. Man kann zwar den Geschmack nicht zur Quelle der Tugend machen; unterdeß ist aus der Geschichte gewiß, daß die Menschlichkeit und die Tugenden des Umganges allezeit in dem Gefolge der schönen Künste und Wissenschaften gefunden worden sind. Durch das gesellige und leutselige Wesen, womit sie bezaubern, wird alle Rauhigkeit und Wildheit anstößig. Selbst die Laster werden zur Zurückhaltung genöthigt. Um geduldet zu werden, müssen sie die Miene des Wohlstandes annehmen, und um vor

dem

dem öffentlichen Abscheue in einiger Sicherheit zu seyn, müssen sie sich zum wenigsten in die Maske der Tugend verstecken. Ob sie nun gleich dadurch gefährlicher zu werden pflegen: So kann doch solches dem guten Geschmacke nicht zum Vorwurfe gereichen. Es erhellt vielmehr daraus, daß die schönen Wissenschaften und Künste wohl angewandt zur wirklichen Besserung des Herzens mehr beytragen, als bloß philosophische Erkenntnisse, indem sie mit der Ausbildung der Empfindungen, von deren Unordnung so viel zu fürchten ist, anfangen und sie durch vielfältige Uebung zum Edlen und Rührenden gewöhnen.

Der Schaden, der aus der Vernachläßigung des Geschmackes entspringt, ist mannichfaltig. Durch den Mangel desselben ist schon oft das Genie in seiner ersten Bildung verunglückt. Die schönen Künste sind allezeit tief gesunken, so bald sie von dem Geschmacke getrennt wurden. Auch haben sich die ernsthaftern, und oft die nutzbarsten Wissenschaften einer unbilligen Verachtung ausgesetzt, und viele Gemüther von der Erler-

nung derselben abgeschreckt gesehen, weil sie, ohne von ihm aufgeheitert zu werden, ein allzufinsteres Ansehen haben. Der Geschichtschreiber, der Humanist, der Kritikus, der Mythologist, der Forscher der Alterthümer, und der Lehrer der Poesie und Beredsamkeit, alle verlieren bey dem Verderben des Geschmacks, ein Uebel, das sich aus der Gelehrsamkeit auch in die bürgerliche Gesellschaft ergießt. Der Umgang verliert seine Annehmlichkeit, und wird entweder steif, oder frech, der Wohlstand wird in unausstehlich abwechselnde Moden verwandelt, und selbst die Tugend kann aus dem allgemeinen Verderbnisse der Gelehrsamkeit und der Sitten nicht unverletzt entrinnen. Klugheit und Pflicht verbinden uns also für die Bildung des Geschmackes die nöthige Sorge zu tragen.

Diese Bildung muß frühzeitig geschehen. Der Geschmack ist eine Empfindung, und die Empfindung fängt mit dem Leben an, wirksam zu seyn, kömmt der Vernunft zuvor, und da die Erziehung das Amt hat, der Vernunft ihr Reich, als der Herrscherinn zuzubereiten, so muß sie mit dem Gewis-

wissen auch den Geschmack zu bearbeiten suchen, so bald sie beyde der Bearbeitung fähig sind, weil sie einander wechselsweise nützen oder schaden. Barteux schlägt zu diesem Endzwecke eine Methode vor, die nach dem Urtheile seines Uebersetzers nicht allein zuträglich, sondern auch gefährlich ist. Er will nämlich, daß man den Kindern in ihren zarten Jahren eine Reihe von Gegenständen vorstelle, welche fähig sind, nichts als sanfte und angenehme Vorstellungen hervorzubringen; und ihnen dagegen die Wissenschaft aller derjenigen entziehe, davon man sie nicht würde ablenken können, ohne sie in Traurigkeit oder Ungeduld zu stürzen; ein Rath, dessen Beobachtung, wie Herr Schlegel behauptet, in der Poesie nur Catulle und Chaulieue bilden würde. Ein verzärteltes Genie würde sich mehr mit angenehmen Spielen belustigen, als Werke hervorbringen wollen, welche zwar eine hochgespannte Anstrengung des Geistes erfodern, die aber auch von einem ausgebreiteten Nutzen für alle Zeiten und Völker sind. Man würde den jungen Leuten vor allem, was

unangenehm, beschwerlich und schmerzhaft ist, einen unüberwindlichen Abscheu einflösse. Man würde das Genie zwar nicht ganz ersticken; aber man würde es in einer niedrigern Sphäre niederhalten, als zu der es sich hätte aufschwingen können. Umsonst würde ihm die epische Muse, die tragische, die didaktische ihre Lorbeern vorhalten. Selbst die kleinern Gedichte, die eigentlich nur ein Zeitvertreib der Dichter seyn dürfen, würden bey dieser Art der Erziehung nur selten ihre ganze Vollkommenheit empfangen; man würde sanfte Empfindungen lieber genieſſen als ausdrücken wollen. Der Geschmack würde verderbt, einseitig, und nach den Entehrungen der schönen Künste lüstern werden, die der Weichlichkeit des Herzens so sehr schmeicheln. Am meisten würde die Tugend zu fürchten haben. Eine so weichliche Erziehung würde zum höchsten einen haushälterischen Wollüstling, einen Epikur, einen Saint Evremont bilden, der seine Vergnügungen mit Ueberlegung und Wahl ordnete; vielleicht nur eine Ninon, deren ganzes Verdienst wäre, mit einer guten Art liederlich

zu ſeyn: vielleicht auch dieſe nicht einmal. Die Sinnlichkeit iſt uns angebohren. Die Empfindung bemächtigt ſich noch vor der Vernunft des Beſitzes der Seele, und iſt dabey von Natur geneigt, falſche Wege zu betreten. Ihr muß alſo, ehe der Menſch die ſchlimmen Folgen laſterhafter Handlungen einſehen kann, ein glücklicher Ekel gegen das eingeflößt werden, wovon ſie ſo viel zu fürchten hat, und wodurch wird ſich das bewirken laſſen, als durch Schmerzen? Zum Gebrauche dieſes Mittels gehört unſtreitig Klugheit, und durch den Mangel derſelben kann auch ein gutartiges Herz verwahrloſt werden. Aber weit gewiſſer wird man es zu Grunde richten, wenn man die Sinnlichkeit, durch eine unweiſe Sorgfalt, ſie mit angenehmen und ſanften Empfindungen zu nähren, noch unbändiger macht, als ſie von Natur iſt. Noch gefährlicher würde es ſeyn, wenn man ein junges Gemüth vor allen traurigen Empfindungen bewahren wollte. Traurigkeit und Ungeduld zerrütten freylich die Wohlfarth des Menſchen. Wird wohl aber ein Uebel dadurch gehoben, daß man

ihm seitwärts ausweicht? Man muß sie vielmehr die reizenden und geschmückten Gefahren, die sie zu fürchten haben, kennen lehren, um sie vor denselben zu warnen, gesetzt, daß sie auch darüber unangenehme Empfindungen ausstehen müßten. Bacon würde diesen Weg nicht vorgeschlagen haben, den er vorschlägt, wenn er nicht die Munterkeit und die Leutseeligkeit, die Freude und Traurigkeit nur von einer Seite betrachtet hätte. Sie tragen freylich viel zu unserm Glücke bey. Allein Leutseeligkeit und Munterkeit reichen zu einem so großen Endzwecke nicht zu, so wenig auch diese liebenswürdigen Eigenschaften vernachläßigt werden dürfen. Man lasse mit der Munterkeit Leichtsinn, und mit der Leutseeligkeit Furchtsamkeit und Trägheit verbunden seyn: So werden sie unser Verderben mehr beschleunigen, als unsre Glückseeligkeit befördern. Die Traurigkeit kann schlimme Folgen haben; unterdeß giebt es nicht nur eine unschädliche, es giebt auch mehr als eine Art von edler Traurigkeit, durch die wir von der Tugend so wenig abgeführt, daß wir vielmehr durch

sie

sie darinnen befestigt werden; es giebt eine Traurigkeit der Religion, welche der einzige Weg zu einer gründlichen und dauerhaften Munterkeit ist. Die Freude ist die gewöhnliche Folge der Tugend. Man darf aber daraus nicht schliessen, daß sie die Ursache derselben sey. Sie ist nicht einmal ein untrügliches Kennzeichen der Rechtschaffenheit, weil auch Freude sehr oft in Gemüthern herrscht, welche die Tugend am wenigsten achten.

Dieses sind die vornehmsten Gründe, mit denen der Verfasser, den Vorschlag des Herrn Batteux verwirft, die Kinder nur mit sanften und angenehmen Empfindungen zu beschäftigen und ihnen die Wissenschaft aller Derjenigen zu entziehen, von denen man sie nicht ablenken könnte, ohne sie in Traurigkeit oder Ungeduld zu stürzen. Er redet die Sprache des edelsten und tugendhaftesten Herzens, der er eben so viel Colorit giebt, als Batteux seinem Vorzuge gegeben hat. Der Deutsche hat überdieß den Vorzug der Gründlichkeit vor dem Franzosen, wenn dieser wirklich so verstanden wer-

den muß, als er ihn verstanden hat. Allein so unüberwindlich er auch jede weichliche und verzärtelnde Erziehung bestreitet, wie denn in dieser Absicht die ganze Abhandlung die größte Aufmerksamkeit verdient: So glaube ich doch, daß Basedow nicht willens gewesen sey, eine solche Erziehung durch seinen Vorschlag anzurathen. Mich deucht vielmehr, daß er hier mit seinem Ueberseßer und Verbesserer mehr übereinstimme, als von ihm abweiche. Nach seinem Antheile will er die gemächliche ehemalige Erziehung widerrathen, durch welche man Kinder zwinge, Dinge zu lernen, die sie nicht verstehen, ohne sich einmal Mühe zu geben, ihnen dieselbe verständlich zu machen. Er redet überhaupt von den fünf ersten Jahren des Lebens, wo man Kindern unstreitig keine andere Schmerzen verursachen darf, als diejenigen, welche zur Ausrottung der Unarten unumgänglich nöthig sind, die einst Laster werden könnten. Daß dieses seine Absicht sey, erhellt aus folgender Stelle: Man macht den Anfang des Unterrichtes gerade mit demjenigen, was die Kinder vom

Stu-

Studieren abhalten oder ihnen einen Ekel dafür erwecken kann; mit abstrakten Regeln, mit trockenen Lehren, mit allgemeinen Grundsätzen, mit Metaphysik. Von solchen Gebrauchsmitteln will Barrere die Kinder bewahrt haben, weil der Zwang sie mehr schadet als nützet, und ist nicht dieses unstreitig? Ja, hier Stelle will er sanfte und angenehme Empfindungen setzen. Und was für welche! Solche, die die Sinnlichkeit nähren und ihre nur allzugroße Gewalt verstärken? Daß Barrere weit davon entfernt sey, dieses mag folgendes entscheiden: So bald ein Kind die Augen des Verstandes öffnet; so bald es das Weltgebäude erblickt: So wird es so gleich auf den Himmel, auf die Sterne; die Pflanzen, die Thiere; es wird auf alles, was es um sich siehet, aufmerksam; es thut tausenderley Fragen; es will alles wissen. Die Natur ist es, die das Kind dazu treibt; sie ists, die es leitet, und sie leitet es wohl. Es ist billig, daß der neue Bürger, der in der Welt anlangt, gleich anfangs seine Wohnung kennen ler-

be, und wisse, was für ihn dasjenige zu thun ist. Diesen Strale von Kinder sollte man nicht gehen; man sollte diese Neugier befriedigen und sie durch den guten Erfolg immer mehr anspornen. Aber man hält sie zurück, damit man für diejenige einen traurigen Unterschied nicht kenne, der den Verstand in Ketten hineinstößt, die durch den Ekel fruchtlos gemacht werden, und diese Neugier, welche von der Natur bestimmt war, der Spörn des Verstandes und der Stachel für alle Wissenschaften zu seyn, manchmal auf immer auslöschen.

Man kann aus dieser Stelle sehen, mit welchen angenehmen Empfindungen Batteux die Kinder unterhalten haben will, und zugleich, daß er sich von den Meinungen seines Uebersetzers, gewisser unbestimmter Ausdrücke wegen, mehr zu entfernen scheine, als wirklich entfernt. Die Mittel, welche dieser zur frühzeitigen Bildung des guten Geschmackes vorschlägt, sind vortrefflich, und wenn sie nur gebraucht werden, in ihrer

Wir-

Wirkung unfehlbar. Er will nachstehende Regeln beobachtet haben:

„Man mache die Kinder auf die Schönheiten der Natur aufmerksam, und komme „durch die Bildung des natürlichen Geschmackes dem kunstmäßigen zuvor, damit nicht „einst das Alterthum in die Stelle der Natur gesetzt werde.„

„Man suche auch in das Puppenwerk „der Kindheit zum wenigsten einen erträglichen Geschmack zu bringen.„

„Man halte sie in der Kleidung reinlich, „aber nicht schimmernd; man wähle ihren „Anzug, man verkünstle ihn aber nicht.„

„Man gewöhne sie zur Beobachtung des „wesentlichen Wohlstandes im Aeußerlichen; „besonders lasse man den natürlichen Ausdruck des Tones und der Geberde nicht verfälscht werden; vornehmlich suche man ihnen das Anständige der Tugend und das Unanständige des Lasters fühlbar zu machen.„

„Die Wissenschaften zeige man ihnen zum „erstenmale in ihrer reizenden Gestalt. In „ihre

„ihre Spiele; mische nutz Unterricht und „Weisheit. Man kleide die Religion in ih„re Sprache um, (nicht in das Kindische „und Tändelnde derselben,) sondern in den „Ausdruck, den sie verstehen.„

„Man führe die Kinder zuerst in die an„muthigen Gefilde der Historie; man fange „che die äsopische Fabeln und kurze prosai„sche Erzählungen; man wähle aber keine „schlechten Fabeldichter, und unter den Fa„beln selbst nur diejenigen, die aus der „Sphäre der Kinder hergenommen sind.„

„Man lehre sie die Anfangsgründe frem„der Sprachen in Bildern; man wähle un„ter den grammatischen Regeln nur die leich„testen und nöthigsten und mache sie durch „einen sinnlichen Vortrag faßlicher.„

„Wenn man jungen Leuten die classischen „Schriftsteller der Griechen und Römer in „die Hände giebt, so halte man sie nicht mit „bloßen Wörtern auf; man lehre sie nicht „einen Mischmasch lateinischer Redensarten „zusammentreffen; die schon oft durch die „Fehler des Unterrichts unter ihren Händen

„ein-

„ein mühseliges Stückwerk geworden sind,
„das mehr dem uförmigen Muschelwerke ei-
„ner Grotte gleicht, als den regelmäßigen
„Verzierungen eines ausgeschmückten Zim-
„mers; ein seltsamer Zusammensatz von red-
„nerischen Blumen und poetischen Kühnhei-
„ten, und dialogischen Ausdrücken, von
„feyerlichen Formeln und gemeinen Sprüch-
„wörtern, die sich ihrer Nachbarschaft ver-
„wundern.„

„Beym Lesen classischer Schriftsteller muß
„man sie mit den Zierlichkeiten und dem ei-
„genthümlichen Charakter der gelehrten Spra-
„chen bekannt machen, und ihnen die Ge-
„heimnisse der Kunst aufschliessen, durch
„welche sich die Alten die allgemeine Liebe
„aller Zeiten erworben haben.„

„Mit dem Lesen der Alten muß man das
„Lesen der Besten unter den neuen Schrift-
„stellern verbinden, und wenn man befürch-
„tet, daß die gröſsre Leichtigkeit, solche zu
„verstehen, den Lehrling von dem Lesen der
„Alten und zugleich von der Erlernung der
„Sprache abziehen möchte, so darf man

„nur

„nur einzelne Stellen aus denselben aufsu„chen, welche zu diesem Endzwecke die ge„schicktesten sind.„

„Man muß sie angewöhnen, die Auto„ren bey der mündlichen oder schriftlichen „Uebersetzung in der Muttersprache nicht „nur richtig, sondern auch wohl auszu„drücken.„

„Das Mittelmäßige und Schlechte muß „man so lange von ihnen entfernt zu halten „suchen, biß sie durch eine lange Uebung in „dem Geschmacke des Guten gewiß gewor„den sind. Aber wenn solches geschehen ist, „so wird es diesem Gefühle mehr Genauig„keit und Lebhaftigkeit zu geben dienen, wenn „man auch in schlechten Autoren Stellen „aufsucht, die mit den Stellen der bessern, „zum Exempel des Livius, des Cicero, des „Horaz, gleichen Innhalt haben.„

In der dritten Abhandlung redet Herr Schlegel von dem Ursprunge der schönen Künste. Sie ist vornehmlich wider ein unrichtiges Gemälde gerichtet, welches Batteux von der ersten Welt gemacht hat; ein Ge-

Gedichte, welches mehr schön, als wahr, mehr poetisch, als historisch ist. Er hatte in dem Vortrage seiner Meinung über den Ursprung der schönen Künste die Nachrichten der Offenbarung vernachlässigt, und eine solche Vernachlässigung verdienet, wegen der Möglichkeit ihrer schlimmen Folgen, nicht allein bemerkt, sondern auch, wenn man den Ausdruck in einem sehr gelinden Verstande nehmen will, gehindert und verbessert zu werden.

Die vierte Abhandlung betrifft die Eintheilung der schönen Künste nach ihrer verschiednen Absicht. Ihr Verfasser, der sich in der Gründlichkeit und Schönheit des Vortrages immer gleich bleibt, zeigt, daß der Hauptendzweck der schönen Künste das Ergetzen sey, daß folglich sowohl die Beredsamkeit, als die Baukunst von dem Herrn Batteux mit Grund aus der Zahl der schönen Künste ausgeschlossen werde, weil der Unterricht, und also der Nutzen ihren vornehmsten Endzweck ausmache. Unterdeß macht doch Herr Schlegel in Absicht auf die geist-

liche Liederpoesie eine Einschränkung, welche eine besondre Untersuchung verdient. Er hält sie für die äußerste Landschaft der Dichtkunst, welche mehr zum Gebiete der andern edlern Künste der Beredsamkeit und der Baukunst, als zum Reiche der schönen Künste gehöre, weil er sich derjenigen Lieder besonders annimmt, die mehr unterrichten, als heilige Empfindungen unterhalten. Weil ich meine Gedanken darüber in einem besondern Blatte vorzutragen gedenke: So begnüge ich mich anzuführen, daß er der Poesie auf einer andern Seite wiedergebe, was er ihr auf der einen nimmt. Er macht, und mit Grund, eine besondre Gattung der Poesie, die er die prosaische Dichtkunst nennt. Zu dieser rechnet er die Gespräche, die Briefe, die Satiren, die Romanen und überhaupt alle Aufsätze, welche mehr die Absicht zu gefallen, als zu unterrichten haben. Ueber die Natur dieser neuen Gattung der Poesie drückt er sich also aus? „Die prosaische Dicht„kunst macht sich mehr die Poesie der Sa„chen, als die Poesie der Schreibart eigen. „Der Gebrauch der letztern kann ihr zwar

„nicht

„nicht ganz untersagt seyn, da selbst von „der Beredsamkeit eine solche Enthaltsamkeit „nicht überall verlangt wird. Sie muß nur „die Fälle wohl zu unterscheiden wissen, in „denen es ihr erlaubt ist, die Sprache der „eigentlichen Poesie zu reden; sie muß dieser „Erlaubniß sich nicht anders als mit Be„scheidenheit bedienen, sie muß die Götter„sprache ihrer Schwester vorher um eini„ge Grade der Sprache der Menschen näher „bringen, und nach meinem Erachten wird „Fenelons Telemach ungefähr das Maaß „seyn, wie hoch sie sich in der Schreibart „erheben darf. Aber nicht hierinnen besteht „ihr Wesen, sondern es liegt vielmehr in der „Erdichtung oder in der Nachahmung; „und sie hat auf den Namen einer schönen „Kunst gegründetere Ansprüche, als die er„habenste Beredsamkeit und die prächtigste „Baukunst. Sie hat mit den übrigen schö„nen Künsten gleiche Absicht. Gleich diesen „will sie ergetzen; und wenn auch die Erge„tzung nicht ihre Hauptabsicht seyn sollte, so „stellt sie sich doch, als ob sie es sey. Sie „kennt keine andern Regeln zur Erreichung

„ihres Endzweckes, als diese haben; und sie „weis ihre Lieblinge mit eben dem Ruhme „zu belohnen, als die übrigen. Die Picar„de haben sich unter den Künstlern einen „eben so großen Namen erworben, als die „Titiane und Vinci. Sie ist keine eigent„lich so genannte Poesie, so wenig man ei„nen Kupferstich oder eine Federzeichnung „für ein eigentlich so genanntes Gemälde „hält. Aber sie ist eben so eine Schwester „der Dichtkunst, wie die Kupferstecherkunst „oder die Zeichnungskunst Schwestern der „Malerey sind, gegen die man sehr unge„recht seyn würde, wenn man sie darum „aus der Zahl der schönen Künste stoßen „wollte, weil sie nicht die Malerey selbst „sind.

Hundert und 11tes Stück.

Mein Herr Aufseher,

Ungeachtet ich nicht geglaubt habe, in einige Bekanntschaft mit Ihnen zu kom-

kommen, indem ich, ohne einen beſondern Zufall, nicht einmal wiſſen würde, daß Sie alle Wochen etwas drucken laſſen: So ſchreibe ich dennoch an Sie, weil ich nach ihren Blättern zu urtheilen Sie bis auf einen einzigen Punkt für einen ganz beſcheidnen Mann halte, den ich wohl noch regieren wollte, um Sie aus einem Irrthume zu bringen, welcher nicht mit der Würde unſers Geſchlechtes beſtehen kann. Ich will Ihnen ſagen, wie ich zuerſt erfahren habe, daß es einen Ironſide in der Welt giebt. Doch vorher müſſen Sie wiſſen, daß ich eine Frau bin, die, wie es recht und billig iſt, das Regiment im Hauſe hat. Ich werde auch, man mag darüber denken und reden was man will, meine Herrſchaft nicht fahren laſſen. In meiner Familie iſt es von mütterlicher Seite her ein wohlhergebrachtes Recht, und ich weis bis auf meine Urgroßmutter zurück, keine einzige, die nicht allezeit ihren Willen gehabt hätte. Wir ſind alle vor der Heyrath von unſern Männern für Göttinnen erklärt worden, und ſie ſelbſt haben ſich, als ſie noch Liebhaber waren,

für unsre Anbeter ausgegeben. Nach dieser Erklärung habe auch ich meine Maasregeln genommen; denn was wäre das für eine Göttinn, die nicht über einen sterblichen Mann herrschen dürfte? Der meinige schien, wie sies alle machen, nicht länger mein unterthäniger Diener seyn zu wollen, bis ich das feyerliche unwiderrufliche Ja ausgesprochen hätte, und ich zweifle nicht, daß er so gut mein Tyrann geworden wäre, als es andre sind. Ich vermuthete, daß er sein gefälliges und demüthiges Bezeigen bald ablegen würde, und ich war darauf vorbereitet und entschlossen, ihm in seinen Unternehmungen zuvorzukommen. Gleich den dritten Tag nach der Hochzeit dankte ich alle Bedienten im Hause ab; mein Mann wollte sich dagegen setzen, und mir vorstellen, daß er mit ihnen zufrieden wäre, und sie schon lange in seinem Dienste gehabt hätte. Ah! nein, ich sagte ihm ohne Complimente, daß ich sie eben deswegen nicht haben wollte, weil ich sie nach meinem Sinne auszusuchen gedächte. Aber, Madame, fieng er mit einer Art von gebieterischen Tone an; aber

mein Herr, antwortete ich mit einer Stimme, die ihm ankündigte, daß er ein glücklicher Mann seyn würde, wenn er sich meinem Willen unterwürfe; erwarten sie nicht, daß sie eine Sklavinn genommen haben, und weil ich wußte, daß er noch verliebt war, so machte ich ihm eine Mine, die seinen Stolz auf einmal niederschlug. Er wollte mich durch Liebkosungen und Schmeicheleyen gewinnen; ich ließ mir aber dieselben nicht eher gefallen, bis ich sah, daß er meinen Willen als ein Gesetz verehren würde. Unterdeß hatte ich beschlossen, nur zu herrschen, um ihn glücklich zu machen. Ich brauchte freylich im Anfange einige Strenge; ich that alles, was er nicht wollte, und nur selten, was ihm angenehm war; ich widersprach ihm ohne Aufhören, und war in einer Stunde zehnerley Meinung. Doch das war bloße Politik. Ich wollte ihn gewöhnen, Geschmack an dem zu finden, woran ich Geschmack fand. Besonders befestigte ich meine Herrschaft, als ich das erstemal schwanger wurde, denn meinem lieben Manne war ausserordentlich viel daran

gelegen, seinen Namen fortgepflanzt zu sehen. Wüßten alle Weiber sich dieser kritischen Zeit mit Klugheit zu bedienen: Wie glücklich würden die Familien nicht seyn! Die Furcht, daß seine Hoffnung in Gefahr kommen möchte, wenn er mich beleidigte oder zum Zorne reizte, machte ihn zu dem angenehmsten und gefälligsten Manne, und er ist es auch, zu seinem Ruhme muß ichs sagen, seit der Zeit geblieben. Ich kann nicht aussprechen, wie lieb ich ihn habe, und ich thue nun auch alles, was ich kann, ihn dafür zu belohnen, daß er sichs nicht einfallen läßt, etwas wider meine wohlbefestigte Herrschaft zu unternehmen. Er vergißt sich zwar zuweilen noch und nimmt sich, zumal in Gesellschaften, die Freyheit, mir mehr zu widersprechen, als ich dulden kann; er besinnt sich doch aber bald eines bessern. Unlängst vergaß er sich auch einmal und war in einer Kleinigkeit, wo er mir desto eher hätte nachgeben sollen, weil es eine Kleinigkeit war, verschiedner Meinung mit mir. Weil ich eben nicht gar zu wohl aufgeräumt war, und er mir mit einiger Hartnäckigkeit

Recht haben zu wollen schien: So wurde ich unwillig, und ich muß gestehen, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihn mein Ansehen ein wenig mehr, als sonst empfinden zu lassen. Diejenigen, mit denen wir in Gesellschaft waren, schienen, ich weis nicht warum, in Erstaunen darüber zu gerathen. Erst wurden sie aufmerksam und stille; hernach hörte ich einen einer Dame ins Ohr sagen, doch so laut, daß ichs noch hören konnte: Eine wahre Amazone! Ich sah, daß diese Worte mit einem zweydeutigen Lächeln aus einem Munde in den andern giengen, und das erregte meine Neubegierde. Also wendete ich mich mit meiner gewöhnlichen Freymüthigkeit an einen aus der Gesellschaft, und fragte ihn, was die Worte bedeuteten, die man sich auf eine so geheimnißvolle Art ins Ohr gesagt hätte. Dieser, der sich einbilden mochte, sehr satirisch zu seyn, sagte mir, daß es ein Lobspruch auf die Damen wäre, die sich von ihren Männern nicht unterdrücken liessen. Die Erklärung davon könnte ich in einem Buche finden, wovon alle Wochen ein Bogen herauskäme. Ich

fragte nach dem Namen des Buches, und er nannte mir den Ihrigen. So bald ich nach Hause kam, so ließ ich mir, da ich sonst die Ausgaben für Bücher für sehr unnütz halte, den Aufseher holen, schlug nach, und fand endlich, was Sie, mein weiser Herr Ironside, von den Amazonen gesagt haben. Sie mögen es freylich böse und feindselig genug gemeint haben; unterdeß können sich diejenigen unter uns, die die Würde unsers Geschlechtes zu behaupten wissen, damit trösten, daß sie mit dem, was Sie Satyre und Spötterey zu nennen belieben, nichts ändern werden; wir verlieren dadurch auch das Recht zur Herrschaft nicht, das uns aus sehr guten Gründen zukömmt. Wofern Sie nur einigermaßen gelehrig sind, so hoffe ich Sie selbst davon zu überzeugen. Ich mache mir gar kein Bedenken daraus, zu sagen, daß wir auf die Regierung im Hause weit gerechtere Ansprüche haben, als die Männer, und es ist unbillig zu verlangen, daß wir unsre Sittsamkeit zum Nachtheile unsrer Vorrechte übertreiben sollen. Sie werden mir hierinnen gewiß

nicht

nicht unrecht geben, und ſich den Namen eines ungalanten Mannes zuziehen wollen. Erwägen Sie nur folgende ſehr ſtarke Gründe.

Vors erſte müſſen Sie bedenken, mein Herr, daß wir zum Beweiſe unſrer gerechten Herrſchaft über das Haus und über den Mann uns auf das Bekenntniß ihres eignen Geſchlechtes berufen können. Wie oft haben ſie uns nicht den Namen der Gebieterinnen ihres Herzens gegeben? Merken Sie wohl, daß ſie uns dieſen Namen ertheilen, wenn ſie ſelbſt im geringſten nicht an unſrer Unabhängigkeit zweifeln; nichts davon anzuführen, wie oft ſie uns ſagen, ehe ſie ſich noch unterſtehen dürfen, den Tyrannen zu ſpielen, daß wir ſie gefeſſelt; daß wir ſie überwunden haben; daß ſie ſich kein größres Glück wünſchen, als die unſrigen zu ſeyn. Hat nicht aber der Ueberwinder Recht, den Ueberwundnen zu befehlen, und wenn ſie die Unſrigen ſind, können wir denn nicht mit ihnen anfangen, was wir wollen? Sollen wir nun nicht an ihrer Wahrhaftigkeit zweifeln: So können ſie uns die Herrſchaft nicht ſtreitig ma-

machen. Wollten wir nur alle die verliebten Briefe, die an uns geſchrieben worden ſind, aufweiſen: Welche Documente hätten wir nicht aufzuweiſen! Und ſoll die Hand eines Mannes nicht ſo gut gelten, als ſein Wort?

Weiter gebe ich Ihnen zu überlegen, wie unbillig es ſeyn würde, ſich unſerm Anſehen zu entziehen, da ſo viele Männer ſich gar kein Bedenken machen, ſich der beſchwerlichſten Tyranney von Maitreſſen zu unterwerfen. Können dieſe nicht mit ihnen als mit ihren Sclaven umgehen? Schonen ſie wohl ihre Ehre oder ihr Vermögen? Und doch dünken ſie ſich unter einem ſolchen Joche ſehr glückſeelig zu ſeyn. Wie hart wäre denn nicht das Schickſal einer rechtmäßigen Frau, woferu ſie nicht zum wenigſten ſeine Beherrſcherinn ſeyn ſollte? Bedenken Sie dabey, daß ſie ihm Ehre genug erwieſen hat, ihren angebohrnen Namen zu verlieren, und den ſeinigen anzunehmen. Was könnte ſie wohl zu einem ſolchen Opfer bewegen, wenn ſie ſich nicht verſprechen könnte, die Gewalt über den Mann zu haben; die ſie über dem

Lieb-

Liebhaber hatte? Und soll nicht die Frau den Mann glücklich machen? Wie kann sie ihn aber glücklich machen, wenn sie nicht aufgeräumt ist, und wie kann sie aufgeräumt seyn, wenn sie nicht ihren Willen haben kann? Der Mann übergebe nur, wie sichs gebühret, den Scepter in seinem Hause der Frau und sehe, ob sie nicht munter seyn wird, und wenn sie munter und frölich ist: Was kann ihm denn zu seinem Vergnügen fehlen?

Sie werden, mein Herr Aufseher, die Stärke dessen, was ich gesagt habe, noch mehr empfinden, mit noch gröſsrer Ueberzeugung einsehen, wie nothwendig die Subordination des Mannes sey, wenn Sie bedenken, wie wenig sich die meisten Männer selbst zu regieren wissen. Das Compliment wird nicht sehr gefallen; allein warum zwingen sie uns durch ihren Stolz, ihnen unangenehme Wahrheiten zu sagen? Es würde in hundert Familien weit ordentlicher zugehen, und so viele Männer würden in tausend Ausschweifungen nicht fallen, die sie

und ihr Haus ins Verderben stürzen, wenn sie ihren Frauen fein unterthänig wären. Mein Mann, zum Exempel, trank sonst mehr, als ihm gut war, und verspielte viel. Weil ich nun weder Wein noch Spiel liebe, sondern auf etwas Reelles halte, und er, als ein guter Mann, den ich mit tausend andern nicht vertauschen möchte, in allen Stücken meinen Willen zu dem seinigen macht, so hat er sich beydes sehr bald abgewöhnt, und ich versichre, daß wir dadurch allein was Erkleckliches zusammengespart haben. Müssen es uns also nicht die Männer danken, daß wir uns des Regiments annehmen, da Herrschen unstreitig schwerer ist, als Gehorchen? Daß es uns an den nöthigen Fähigkeiten dazu nicht fehle, das ist ein Punkt, über den ich mich aus Bescheidenheit nicht ausbreiten will. Ich brauche mich aber nur auf die Herren Mannspersonen selbst zu berufen. Sie wissen wohl, wie viel Schönes sie uns von unserm Verstande vorsagen, und doch haben wir nicht studiert, und wenn wir auch den studiertesten Manne überlegen sind, so bald wir Verstand,

stand, oder wie Sie es nennen, List gegen List versuchen wollen: So urtheilen Sie selbst, wer zum Regieren die meiste Geschicklichkeit hat. Ich hätte gern nicht so deutlich gesprochen; aber soll sich niemand unsrer Rechte annehmen? Sollen wir uns alle Eingriffe darein gefallen lassen? Sie mögen mich immer eine Amazone nennen. Ich befinde mich besser dabey, eine Amazone, als meines Mannes unterthäniges Küchenmägdchen zu seyn. Wider Sie, mein Herr, sage ich nichts; Sie sind einmal zu alt, als daß sich eine Frau die Mühe nehmen sollte, Sie die Süßigkeit unsers Regimentes empfinden zu lassen. Wenn Sie sich unterdeß ändern, und öffentlich widerrufen wollen, was Sie wider unsre Hoheit und Würde gesagt, gedacht, und geschrieben haben mögen: So will ich einen Versuch thun, ob ich eine hübsche ältliche Jungfer ausfinden und überreden kann, Sie glücklich zu machen. In dieser Erwartung bin ich,

Mein Herr Ironside,

ihre noch versöhnliche Leserinn,

Armida.

Das

Das Anerbieten ist bis zum Erstaunen großmüthig; und man begreift leicht, wie stark die Versuchung zum Widerrufe seyn würde, wenn ich nicht zu alt wäre, als daß sich eine Frau die Mühe nehmen sollte, mich die Süßigkeit ihres Regiments empfinden zu lassen. Alte Leute werden überhaupt immer unbehülflicher, und folglich möchte ich mich ins Gehorchen nicht recht zu schicken wissen. Meine Beherrscherinn würde wenig Ehre mit mir einlegen, und was gute Gemüther unter meinem Geschlechte sind, möchten dadurch verleitet werden, an der Vortrefflichkeit der weiblichen Herrschaft zu zweifeln. Armide wird mich also entschuldigen.

Mein Herr,

Da ich gehört habe, daß Sie, ich weis nicht was für eine Aufsicht in der Welt haben, so wende ich mich in einer Sache an Sie, die für viele von meinem Geschlechte von der äußersten Wichtigkeit ist. Sie wissen, was itzt Personen ohne Cha-

Charakter zu bedeuten habe. Was ist alle menschliche Glückseeligkeit, wenn man keinen Titel, und folglich auch keinen Rang hat. Ein Leben ohne Ehre ist gewiß das gröste Elend, und ist nicht ein Leben ohne einen bestimmten Rang, ein Leben ohne Ehre? Nun können aber von unserm Geschlechte nur diejenigen zu einem Titel gelangen, die sich verheyrathen; alle Unverheyratheten hingegen sehen gar keine Möglichkeit vor sich, in irgend eine Classe der Rangordnung zu kommen, wenn sie sich nicht verändern wollen. Dadurch stehen wir uns von aller Ehre im gemeinen Wesen ausgeschlossen, und das ist in meinen Augen eine sehr große Unbilligkeit. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie verdrießlich ich in Gesellschaft werde, wenn ich unaufhörlich die stolzen Namen einer Canzelleyräthinn, einer Justitzräthinn, einer Etatsräthinn vor meinen Ohren ertönen höre. Das Leben wird mir recht zur Last, und ich bin doch erst sechs und funfzig Jahr alt. Ich habe ein gutes Vermögen; aber was helfen mir alle meine Actien, die

ich

ich in verschiedenen Compagnien heisse, wenn ich, wie kostbar und modisch ich mich auch kleide, weiter nichts als Jomfrue heisse. Wenn sich noch mein Vater, der ein sehr wohlhabender Kaufmann war, um einen Titel beworben hätte; So könnte ich mich noch mit dem Titel einer naadige Frøken trösten. Sie wollen ein Aufseher seyn; Sie müssen also bemerken, was eine Unvollkommenheit in der Gesellschaft ist, und zu guten Einrichtungen Vorschläge thun. Projectiren Sie also doch einen Charakter für unverheyrathete Personen unsres Geschlechtes. Käuferinnen sollen sich genug finden. Ich kann nicht sehen, daß eine Frau mehr Verdienst haben sollte, als eine Jungfer. Wenns aufs Rathgeben ankömmt: So können wir wohl mehr Verdienste besitzen, als alle Frauen, weil wir zum Beobachten mehr Zeit haben, als sie. Könnte ich so glücklich werden, noch den Titel einer Naadinde zu dem Namen Jomfrue setzen zu können: So wollte ich in meinem Testamente alles, was ich habe, zu einer milden Stiftung aus-

aussetzen. Sie wissen, daß wenig Stiftungen mehr gemacht werden. Ein günstiges Project für uns könnte, wenn es ausgeführt würde, viel gute Werke veranlassen. Ich bin,

Mein Herr,

ihre ergebne Dienerinn
Polly Null.

Ich würde meiner Correspondentinn zu gefallen, auf ein solches Project denken. Da ich aber fürchte, daß es zur Entvölkerung des Staates ausschlagen möchte: So kann ich mich nicht darauf einlassen. Das Ansehen meines Geschlechtes möchte auch gar zu tief fallen, wenn wir die Reizungen verlieren sollten, die uns bey den Damen unsre Titel geben. Wie schwer würde es nicht werden, eine Frau zu finden, wenn man ohne unsre Hülfe in die Rangordnung kommen könnte. Das ist vielleicht unser vornehmstes Verdienst, und ich sollte

so feindselig gegen meinen eigen Geschlechte seyn, und es darum bringen helfen? So galant bin ich nicht.

Hundert und 12tes Stück.

Mein Herr,

Ist etwas ein Beweis, daß das Verderben der Sitten unter einer Nation überhand nimmt: So ist solches der Misbrauch des Witzes und der Spötterey gegen den Ehestand und die Zärtlichkeit tugendhafter Eheleute, wenn ein solcher Misbrauch allgemein zu werden anfängt, und nicht allein geduldet, sondern auch bewundert wird. Es ist dem menschlichen Geschlechte ausserordentlich daran gelegen, daß dieser Stand in Ehren gehalten werde, und jedermann ist ihm so viel schuldig, daß er bey den Entweihungen desselben von frechen Zungen nicht gleichgültig seyn darf. Wenn er erst ungeahndet zum Gespötte wird: So ist es

um

und die Sittsamkeit, Unschuld und Keuschheit beyder Geschlechter geschehen, die doch so edle und liebenswürdige, obgleich, besonders unter den Mannspersonen, sehr seltne Tugenden sind. Ist es nicht die Ehe, welche noch viele von den Unordnungen und Ausschweifungen einer liederlichen Lebensart zurückbringt, deren Ausgang ein immerwährendes Elend gewesen seyn würde? Ist sie es nicht, wo der Mensch zu den schönsten und schätzbarsten Handlungen tägliche Gelegenheiten hat? Und wofern sie anders tugendhafte und zärtliche Herzen vereinigt, einerley würdige Endzwecke mit vereinigten Einsichten und Kräften zu verfolgen, in guten Gesinnungen und Entschlüssen nicht allein übereinzustimmen, sondern sich darinnen zu befestigen, in der Erfüllung ihrer Pflichten einander beyzustehen, und der wahren Vollkommenheit um so viel eifriger nachzustreben, je mehr sie einander zu gefallen wünschen: Ist nicht sie alsdann der Stand, worinnen der Mensch am meisten Glückseeligkeit und Vergnügen auf der Welt genießt? Eines solchen Standes spotten, das kann

nach meinem Urtheile nicht geschehen, ohne gegen alles, was Hochachtung und Ehrfurcht verdient, unempfindlich geworden zu seyn. Ein Mann soll für lächerlich gehalten werden, und ein junger wilder Geck soll sichs erlauben dürfen, ihn zum Ziele seiner vermeintlichen witzigen Einfälle zu machen, weil er wirklich diejenige mit einer ununterbrochnen Zärtlichkeit liebt, die er ewig zu lieben auf das feyerlichste versprochen hatte; weil er seine Glückseeligkeit mit der theilt, die seine Sorgen und Unruhen mit ihm theilt; weil er die Schwachheiten einer Person mit Großmuth übersieht, welche sich die seinigen nicht abhalten läßt, ihn allen Menschen vorzuziehen? Oder eine rechtschaffne Ehegattinn sollte lächerlich seyn, daß sie nur für ihren Mann lebt; daß sie ihm nur zu gefallen wünscht; daß sie sich für ihn kleidet, für ihn ihren Verstand und Geschmack zu bessern sucht, stolz ist, nicht daß sie von andern für schön gehalten wird, sondern daß sie es in den Augen ihres Mannes ist; immer heiter, um ihn nicht verdrießlich zu machen, oder seinen Kummer

lin-

lindern zu können, immer aufmerkſam auf alles, was zu ſeinem Vergnügen gereichen kann? Ich weis es wohl, daß die Ehe bey vielen nicht ſowohl eine Vereinigung der Gemüther, als vielmehr eine Art von Kauf und Verkauf iſt; daß andere mehr mit den Augen, als mit der Vernunft heyrathen, und noch andre bey der Schlieſſung eines unveränderlichen Bündniſſes ſich Abſichten zu erreichen vorſetzen, die ihrem Herzen ſo wenig, als ihrem Kopfe Ehre machen. Allein ſo lächerlich oder ſo verachtungswerth auch dieſe ſeyn mögen, ſo wenig muß doch der Stand ſelbſt die Thorheit der Menſchen entgelten. Es gereicht allen nordiſchen Nationen zum Ruhme, daß die Ehe zu allen Zeiten bey ihnen ſehr geehrt und heilig geweſen iſt, und ob wir gleich in der Achtung gegen ſie unſern Vorfahren bey weitem nicht gleichen; ſo iſt es doch noch zu keiner Mode geworden, über Eheleute zu lachen, die einander lieben, oder den Eheſtand als ein Joch zu verſchreyen, deſſen ſich beſonders Mannsperſonen ſo lange erwehren müßten, als ſie könnten. Ich fürchte aber, daß ſolches bald einreiſſen

möchte, wenn wir unſre junge Herren nach Paris ſchicken, ohne für den Verſtand und das Herz derſelben eine ganz beſondre Sorge getragen zu haben. Denn wie ſie gemeiniglich von ihren Reiſen nichts mitbringen, als fremde Thorheiten, die ihnen, ihrer Ungeſchicklichkeit wegen, nicht einmal ſo gut laſſen, als denen Ausländern, denen ſie ſie abſehen: So denken ſie ſich auch mit allem ihren Witze bereichert zu haben, wenn ſie ihre Ungereimtheiten über den Eheſtand und die edle Liebe und Zärtlichkeit deſſelben nachſtammeln können. Ich kenne ſchon einige ſolche Witzlinge, die aber bald zum Stillſchweigen gebracht werden ſollen, wenn nur die Klugen und Tugendhaften von beyden Geſchlechtern ſie ihre Verachtung, die ſie ſo wohl verdienen, empfinden laſſen wollen. Wenn dieſes geſchieht, ſo kann man hoffen, daß es unter den Mannsperſonen und Frauenzimmern nie an Perſonen fehlen werde, welche ſich beſtreben, Eigenſchaften zu beſitzen, die zu einem dauerhaften Glücke in der Ehe unentbehrlich ſind. Sie, mein Herr, können von meinem Briefe einen Ge-

Gebrauch machen, welchen sie wollen; ich schrieb nur, um Sie zu einer Betrachtung über eine von den wichtigsten Materien der Sittenlehre zu veranlassen. Ich bin,

Mein Herr,

ihr ergebner Diener,
Erophilus.

Mein Herr Ironside,

Ich bin ein Mensch, der bey dem Frauenzimmer sein Glück zu machen sucht, und stehe auch in dem allgemeinen Rufe, daß ich sehr galant und angenehm bin. Allein ich weis gar nicht, wie es kömmt, daß ich wider meinen Willen ganz falsch von ihnen verstanden werde. Ich gebe mir ausserordentlich viel Mühe, ihnen zu gefallen; ich kleide mich so sehr nach der Mode, als ich kann; ich studiere ihren Geschmack aus; ich sorge, daß ich immer einen Vorrath witziger und sinnreicher Einfälle haben möge, die ihnen schmeicheln; ich tanze trotz einem; ich verspiele an sie, und fodre niemals meine

Spielschulden ein. Aber es ist mir gewiß nicht um ihr Liebäugeln und Lächeln zu thun; meine Absichten sind ernstlicher, und gehen aufs Heyrathen. Sie können es auch wohl merken, und deswegen ist es grausam, daß sie mich mit vergeblichen Hoffnungen aufhalten, und wenn sie mich fast bis zur deutlichen Erklärung gebracht haben, sich auf einmal so fremd gegen mich aufführen, als wenn wir uns zum erstenmale sähen. Unlängst ließ mich eine junge reiche Wittwe bis zum Seufzen kommen, nachdem sie mich schon mehr als hundertmal einen losen, leichtfertigen und schalkischen Menschen genannt hatte. Ich durfte ihr täglich aufwarten, ich durfte sie selbst vor der Toilette besuchen. Ich redete von Liebe, von Bezaubertseyn, von Leidenschaft, von einiger Zärtlichkeit, und es war mein wahrer Ernst; denn sie hat auf zweytausend Thaler jährliche Einkünfte. Ich küßte ihr die Hand, so oft ich sie erhaschen konnte, mit einer unaussprechlichen Inbrunst, und sie zog sie niemals zurück. Was konnte ich anders denken, als daß sie eben so sehr von mir ein-

eingenommen wäre, als ich in sie verliebt war? Endlich an einem Tage, da ich, wie ich glaubte, recht aufgemuntert wurde, ihr von Flammen und Martern vorzusprechen, fieng ich von der Heyrath an, sagte ihr auf die ernsthafteste Weise, wie hoch ich das Geschenk ihrer Hand schätzen würde, betheuerte ihr aufs feyerlichste, daß ich als Mann eben so ihr Sklave seyn wollte, als ich als Liebhaber gewesen wäre, und was meinen Sie, daß der Ausgang war? Ein lautes Gelächter erst, und als ich fortfuhr, eine so verächtliche Mine, daß ich mich wegbegeben mußte. Seit der Zeit begegnet sie mir mit einem Stolze, der unausstehlich ist. Das Schlimmste ist, daß ich meine Freunde überredet habe, ich würde bey der Wittwe bald glücklich seyn, und ich versichre Sie, daß Kaufmann und Schneider eben so gut darauf gerechnet haben, als ich. Nun ich bitte Sie, mein Herr Ironside, mir zu sagen, ob ich sie, weil sie doch nichts eingewendet hat, wenn ich sie von meiner Liebe und ihrer Schönheit unterhalten habe, nicht nach den Gesetzen, als die Meinige ansehen

könne, und ob so manches Zechergelag von ihr nicht so gut als ein ordentliches Jawort sey? Nach Ihrer Entscheidung will ich meine weitern Maasregeln nehmen.

Niels Fat.

Dem Herrn Niels Fat dient zur Antwort, daß wenn die Wittwe ihm nur auf einen seiner verliebten Briefe geantwortet hat, er zum wenigsten auf die Bezahlung seiner Schneiderrechnung dringen könne, auch wird hiermit allen Frauenzimmern angedeutet, jede Schmeicheley von ihm, als einen Heyrathsantrag anzusehen, und ihm gleich eine Antwort zu geben, die sich zu ihrer Neigung oder Abneigung dagegen schickt, damit er nicht noch tiefer in Schulden kommen möge.

Der Aufseher.

Mein Herr,

Ich bin seit dem Tode meiner Aeltern unter der Aufsicht eines Oheims, gegen den

den ich gern die Ehrfurcht hätte, die ich ihm sowohl wegen seines Alters, als wegen des Ansehens, welches ihm die Verwandtschaft über mich giebt, schuldig zu seyn glaube, wenn er sich nur derselben durch seine Aufführung gegen mich und seine Töchter, die beyde sittsam und liebenswürdig sind, nicht unwürdig machte. Lassen Sie sich eine Sprache nicht befremden, die wie es scheint, ein junges Frauenzimmer nicht reden sollte. Ich verdanke der Erziehung meiner Aeltern eine zärtliche Liebe gegen die Tugend, und einen aufrichtigen und lebhaften Haß gegen alles, was die Unschuld und Sittsamkeit unsers Geschlechtes beleidigen kann. Es ist mir niemals möglich gewesen, die unanständigen Reden zu erdulden, die sich Mannspersonen von einer freyern, oder vielmehr lasterhaften Lebensart in unsrer Gegenwart erlauben, und mein Herz giebt mir das Zeugniß, daß ich niemals bey einem unverschämten Scherze gelächelt, oder meinen Unwillen bey Zweydeutigkeiten verborgen hätte, bey denen, weil sie allzuverständlich waren, Gleichgültigkeit für Unfall gehalten werden

kann.

konnte, wiewohl ich dieser Gefahr in meinem väterlichen Hause selten ausgesetzt gewesen bin. Ach ich dachte nicht, daß sich mein Schicksal in diesem Stücke verschlimmern würde, als ich mich nach dem Verluste meiner Aeltern in das Haus meines Oheims begab. Ich wußte, wie eingezogen seine Töchter leben mußten, und da ich die Einsamkeit liebe, so fürchtete ich die Sorgfalt nicht, mit welcher er sie von allem Umgange mit Mannspersonen entfernte, zumal da sie beyde meine vertrautesten und liebsten Freundinnen waren. Ich schmeichelte mir vielmehr, ein sehr angenehmes Leben in ihrer Gesellschaft zu führen. Allein ich habe niemals mehr unverschämte Dinge anhören müssen, als bey meinem Oheime. Er hat besondre Lust daran, uns seine Jugendausschweifungen zu erzählen, die uns keine gebührende Begriffe von seiner Tugend geben können. Wenn wir uns unsre Augen niederschlagen und erröthen müssen, so lacht er uns ins Gesicht, und nennt den sechsjährigen Unwillen darüber Verstellung und Weiberpolitik, weil nach seinem edeln Ausdrucke alle

Weiber-

Weibsperſonen nichts taugen, und, ohne Ausnahme, liederliche Kerle gern leiden mögen. Könnte ihr nur meine Mäßigkeit betrügen, ſagt er oft, ſo würdet ihr lange ſchon mit einem oder dem andern hoch gelaufen ſeyn. Doch das iſt alles nichts gegen das, was unſre Ahnen ausſtehen müſſen, wenn ſie ſeine alten Trunkfreunde bey ſich hat, die alle ſo fein und zärtlich denken, als er. Mir begegnet er immer am übelſten, weil ich nicht zu einer ſo großen Zuchthaltung gegen ihn verbunden zu ſeyn glaube, als ſeine Töchter. Was ſoll ich anfangen, mein Herr Aufſeher? Ich nehme meine Zuflucht zu Ihnen und erſuche Sie, einmal in ihren Blättern zu zeigen, daß ein Charakter keine Ehrfurcht verdienen kann, der ſeine Laſter mit ins Alter nimmt, und ſeine Ausſchweifungen noch liebt, wenn ihn ſchon die Macht zu ſündigen verlaſſen hat. Vielleicht können wirs ihm in die Hände ſpielen. Wenn Sie wollen, ſo können Sie auch meinen Brief drucken laſſen. Ich will ihn lieber erzürnet ſehen, als länger von ihm geärgert werden.

Melanide.

Hum-

Hundert und 1ztes Stück.

Daß es mit den Wörtern, wie mit den Münzen geht; daß sie, gleich diesen, ihren Werth verändern und verlieren; daß man also ihren wirklichen Gehalt nicht, um in der Allegorie zu bleiben, nach ihrem Gepräge beurtheilen darf, das ist eine bekannte Anmerkung, die aber ihrer Wichtigkeit wegen, nicht vernachläßigt werden darf, oder man wird sich durch den Mißverstand derselben im gemeinen Leben sehr oft betrogen sehen. Ich könnte zum Beweise sehr viele Wörter und Redensarten anführen, die nicht durchgängig, und nur in seltnen Fällen die rühmliche Bedeutung haben, die sie zu haben scheinen; ich will mich aber itzt mit dem einzigen Ausdrucke begnügen: Es ist ein ehrlicher Mann. Wer weis nicht, wie ungewiß der Werth dieses Lobes ist? Die Bedeutungen, worinnen es vorkömmt, sind so mannichfaltig, daß man den Mann, von dem gesagt wird, er sey ein ehrlicher Mann,

sehr

sehr genau kennen muß, um zu wissen, was diese Münze gilt. Denn sehr oft ist es ein Lob, von dem man, und mich einmal einer gemeinen Art des Ausdrucks zu bedienen, sagen möchte: Es ist nicht einen Schilling werth.

In den altväterischen Zeiten, wo man zu einem guten Namen erstaunlich viel Tugend erfoderte, hieß, und noch heißt, wie ich glaube, bey verschiednen, die es für eine Ehre halten, in diesem Stücke altväterisch zu denken, ein ehrlicher Mann nur derjenige, der in allen seinen Handlungen den Gesetzen der Rechtschaffenheit und der wahren Ehre folgte; der alle Arten von Ungerechtigkeit, Unredlichkeit und Betrug verachtete; der sich überall als einen billigen, getreuen, aufrichtigen und gewissenhaften Mann bewies; der eine Lüge für einen unauslöschlichen Schandfleck hielt, und allen den Pflichten nachzukommen strebte, die er andern schuldig war. Man sieht wohl, daß diese Bedeutung sehr veraltet oder doch wenigstens sehr ungebräuchlich sey. Denn wenn noch immer zu einem ehrlichen Manne so

gar

gar viel erfodert würde: Wie vielen müßte nicht dieß Lob, das ihnen ohne Bedenken ertheilt wird, niedergenommen werden, und da es in dem bürgerlichen Leben keine Bedienungen giebt, wozu man nicht ehrliche Leute braucht, wie viele würden nicht wegen Mangels derselben unbesetzt bleiben müssen?

Weil in Betrachtungen dieser Art viel auf die Deutlichkeit ankömmt, so will ich nur einige Fälle anführen, wo ehrlicher Mann nicht so viel bedeuten kann, als es vor Zeiten bedeutet hat. Apicius ist so sehr ein Sklav seines wollüstigen Temperaments, daß er keine Person weiblichen Geschlechts, sie mag verheyrathet, oder unverheyrathet, hohes oder niedrigen Standes seyn, ansehen kann, ohne, bürgerlich davon zu sprechen, unehrliche Absichten wider sie zu fassen. Er hält es auch für keine Schande, alle Arten des Betrugs und der List zu gebrauchen, wenn er sie dadurch zu erreichen hofft. Der Mann, dessen Haus er zu entehren Lust hat, mag vielleicht sein Freund, oder wohl gar sein Wohlthäter seyn; es wird weder die

Stim-

stimme den Freundschaft noch der Dankbarkeit hören, wenn es auf die Befriedigung seiner Leidenschaft ankömmt. Wird ihm unterdeß der Name eines ehrlichen Mannes verweigert? Und wenn es jemand thäte, würde ihm nicht jedermann sagen, daß er, als ein ehrlicher Mann, einen solchen Schimpf nicht auf sich sitzen lassen müßte?

Wie viele seufzen nicht über den Numidius! Die Stadt weis es, daß er reich ist, und gleichwohl alle diejenigen, die Rechnungen über Rechnungen in sein Haus bringen, auf ihre Bezahlung ganze Jahre vergebens schmachten läßt. Sie werden von einem Tage zum andern abgewiesen. Alle versichern, daß sie als ehrliche Leute für ihn gearbeitet haben; und man sollte es denken, weil die meisten arm sind. Er hingegen behauptet, daß sie nicht ehrlich anschrieben; daß sie aber listig genug wären, ihre Rechnungen so einzurichten, daß sie der Betrügerey nicht überwiesen werden könnten; daß er sich folglich durch den Aufschub der Bezahlung an ihnen erholen müßte. Allein wie weit er recht hat, weis

ich nicht. Ich bin zweifelhaft, weil er, nach sicherer Nachrichten, die Kunst so gut versteht, alle Jahre seine meisten Bedienten fortzuschicken, ohne ihnen ihren Lohn geben zu dürfen. Unterdeß ist gewiß, daß er in den besten Gesellschaften für den ehrlichsten Mann gehalten wird, und ich weis auch die Ursache. Niemand bezahlt seine Spielschulden richtiger und pünktlicher, als er.

Man sieht also, daß es Fälle giebt, wo ein ehrlicher Mann derjenige heißt, den niemand das Gegentheil nennen darf, ohne einen Injurienproceß zu bekommen, und zur gerichtlichen Abbitte und Ehrenerklärung verurtheilt zu werden, weil er zwar Recht haben kann, es zu glauben, aber kein Recht es ihm zu sagen.

Sonst hat auch das Urtheil: Es ist ein ehrlicher Mann, wenig zu bedeuten, wenn nichts weiter als das zum Ruhme desjenigen gesagt wird, dem man diesen vordem sehr prächtigen Namen ertheilt. Oft ist er auch weiter nichts als die Vorrede oder der Schluß zu einer Verläumdung.

Ueber

Ueberdieß soll es auch, und das ist nicht die ungewöhnlichste Bedeutung, eine Empfehlung zu einer Bedienung anzeigen. Allein ich habe bey einer genauen Untersuchung der Fälle, wo es in diesem Verstande genommen wird, bemerkt, daß es, wenn man sonst nichts hinzusetzt, weiter nichts bedeutet, als dieses: Hier ist ein Mann, den ich ihnen anpreise. Er hat mich oft überlaufen, ihm zu einem Amte beförderlich zu seyn, zu geschweigen, daß ich ihn zuweilen in geheimen Angelegenheiten nützlich gebraucht habe. Tüchtig ist er freylich nicht dazu; weil ich aber gern von ihm befreyt seyn möchte: So bitte ich inständigst, mir von ihm loszuhelfen. Ich hoffe, er wird mit dem Amte schon auch den Verstand bekommen, und sollte es zum Unglücke nicht geschehen, so kann er sich einen Bevollmächtigten halten, der ihn in seiner Seele hat.

Als ein ehrlicher Mann leben heißt gemeiniglich, reich und überflüßig leben, alle Thorheiten, die Reichere und Vornehmere begehen, nachthun, um seinem Range keine

Schande zu machen, mehr ausgeben, als man einzunehmen hat, und ein gut Theil Schulden hinterlassen, die nicht bezahlt werden können. Was kann billiger seyn, als das Anhalten von der Witwe eines solchen ehrlichen Mannes um eine Pension?

Da alle Untersuchungen, welche die Sprache und die Bestimmung der Wörter betreffen, verdrießlich zu seyn pflegen, so sage ich nichts über die verschiednen Bedeutungen des Ausspruchs: Sie ist eine ehrliche Frau, zumal da in der Abhandlung Dinge vorkommen könnten, die mit der Ehrfurcht zu streiten scheinen möchten, welche man dem schönen Geschlechte schuldig ist, das ich besonders auf meiner Seite zu haben wünsche.

Mein Herr Aufseher,

Sie wissen, daß die Schauspiele einen ansehnlichen Theil von den Stadtlustbarkeiten ausmachen; daß aber sehr viele nicht wissen, wie sie sich darinnen vergnügen,

gen, und besonders wenn sie lachen sollen. Gleichwohl kömmt viel darauf an, daß nicht zur Unzeit gelacht werde, weil das beste Stück dadurch verdorben wird. Ich höre oft in den Logen und im Parterre bey Stellen ein lautes Gelächter entstehen, wo man nicht begreifen kann, worüber, und wenn man endlich nachfragt, so kömmt es daher, daß irgend ein Geck eine Zweydeutigkeit zu hören geglaubt hat, an welche weder der Verfertiger noch der Acteur des Lustspieles dachte. Dadurch verliert besonders die Comödie nicht allein allen Nutzen, den sie schaffen könnte, sondern es unterhält auch den Geschmack an possenhaften Einfällen, und die Begierde, überall versteckte Unerbarkeiten zu finden, über die doch jedermann, der nicht ganz zum Pöbel gehören will, erröthen und nicht lachen sollte. Diese Art von öffentlichen Belustigungen ist gewiß nicht für die niedrigste Classe von Menschen erfunden worden, und die Meisten, die daran Theil nehmen, wollen für Leute vom Stande angesehen werden. Schickt sichs aber wohl für diese, das für Witz zu halten,

worüber sich nur ein wilder Matrose lustig machen kann, und würden sie sich nicht für beleidigt achten, wenn man ihnen, ihres ungesitteten und unverständigen Lachens wegen den Rath geben wollte, lieber einen Keller als die Comödie zu besuchen? Ich weis nicht, ob eine bloß ernstliche Vorstellung wider eine so üble Aufführung etwas ausrichten werde. Man hat einen Souffleur für die Acteurs, mein Herr; sollte nicht ein Souffleur für die Zuschauer noch nöthiger seyn? Man wird sagen, daß ein solcher schwer zu finden seyn werde, der Verstand genug habe, einzusehen, wo eigentlich der Zuschauer in einem Lustspiele lachen müsse. Allein der Souffleur, den ich anrathe, braucht gar kein witziger Kopf zu seyn; man darf ihm nur die Stellen anstreichen, wo er durch sein Gelächter den Ton angeben soll. Wenn der Vorschlag genehmigt und ausgeführt würde, so verlören diejenigen nichts, die nur um eine gute Erschütterung des Unterleibes zu haben, in die Comödie gehen, und andre, die sich an den wahren Schönheiten der Stücke, die man vorstellt, ergetzen

ten wollten, hätten weniger Anlaß, da, verdrießlich zu seyn, wo man nur hinkömmt, um aufgeräumt zu werden. Wenn Sie diesen Vorschlag befördern: So werden Sie sich sehr verbinden,

Ihren dienstergebnen Leser,

Gemmos.

Hundert und 14tes Stück.

Ist man den Vorurtheilen des Publici Achtung schuldig? Wenn man ihnen eine gewisse Achtung nicht versagen darf: Welches sind die Grenzen derselben? Die Entscheidung dieser Fragen ist von Wichtigkeit, und zur Ueberzeugung davon darf man sich nur die Folgen vorstellen, welche unausbleiblich zu seyn pflegen, wofern ausgebreitete, eingewurzelte, begünstigte, und unterstützte Vorurtheile entweder mit einer allzukühnen Unerschrockenheit bestritten, oder

mit einer allzunachgebenden Gefälligkeit verschont werden.

Die Antwort ist leicht, wenn gefragt wird, ob man den Vorurtheilen Achtung schuldig sey? Was könnten sie für Achtung verlangen, da die Wahrheit allein über den Verstand und das Herz des Menschen zu herrschen verdient? Vorurtheile sind Irrthümer. Sind die Gegenstände, von denen sie unrichtige Vorstellungen hervorbringen oder unterhalten, klein und unbedeutend: So sind sie entweder keiner Aufmerksamkeit würdig oder sie sind lächerlich. Hält man es der Mühe werth, die Welt davon zu befreyen, so darf man sie nur der Satire übergeben; eine witzige Spötterey ist zur Cur hinreichend. Haben sie aber nachtheilige Einflüsse in das besondre oder allgemeine Beste: So muß man sich bestreben, nach dem Grade des Unheils, das sie stiften, Verachtung oder Abscheu gegen sie zu erwecken. Gleichwohl würde man sehr oft die Regeln der Klugheit beleidigen, wenn man sein Verhalten gegen ungereimte und schädliche Meinungen des Publici bloß nach dieser Ent-

Entscheidung einlassen wollte. Weil gemeiniglich die Irrthümer, und die Personen, die sie annehmen, nur in der Vorstellung von einander getrennt werden können; So verlangen diese und oft mit Grund, was jenen versagt werden muß. Wer darf unterdeß den Rechten der Wahrheit etwas vergeben, und wenn man das Publicum, das wider sie eingenommen ist, nicht beleidigen darf: Wie viel weniger darf die Wahrheit beleidiget werden?

Es ist hier von solchen öffentlichen Vorurtheilen die Rede, welche sich gemeinnützigen Anstalten, Unternehmungen und Handlungen widersetzen, und doch durch keine andre Gewalt, als durch die Macht der Ueberredung und des Beyspiels überwunden werden können. Das Publicum muß also von dem Nutzen der Anstalten und Unternehmungen überzeugt werden, deren glücklicher Fortgang gewünscht wird. Dieser Nutzen muß vor seinen Augen in einem hellen Lichte erscheinen. Folglich muß in dem Vortrage und Beweise Deutlichkeit, Gründlich-

keit und Stärke vereiniget seyn, und weil die Wahrheit oder Unrichtigkeit dessen, dem man Beyfall und Aufnahme zu verschaffen sucht, gemeiniglich aus den Gesinnungen und Absichten derer beurtheilt zu werden pflegt, die das Publicum dafür zu gewinnen suchen: So müssen diese alles vermeiden, was den Verdacht erwecken kann, daß sie sich gewissen angenommenen Meinungen widersetzten, bloß um neu und sonderbar zu scheinen. Bescheidenheit, Unpartheylichkeit, Sanftmuth und ein uneigennütziger Eifer, bloß das allgemeine und besondre Beste seiner Mitbürger zu befördern, müssen überall aus der Art des Vortrages hervorleuchten; und da man, ohne durch offenbare und unzweifelhafte Ursachen zum Gegentheile berechtigt zu seyn, einem jeden das Vertrauen schuldig ist, daß er ungegründete und schädliche Meinungen fahren lassen werde, so bald er durch eine genaue und sorgfältige Untersuchung von der Unrichtigkeit und Gefahr derselben in ihrer Anwendung und Ausübung überführet worden ist: So darf sich in die Vertheidigung der Wahrheit nichts einmi-

sehen, was eine Verachtung gegen die noch Ununterrichteten anzeigt. Der Irrthum kann nicht verlieren, so lange er eine Leidenschaft des Herzens auf seiner Seite hat, und welch eine mächtige Leidenschaft ist nicht ein gekränkter und erbitterter Stolz? Beleidiget die Eigenliebe desjenigen, den ihr auf eure Seite zu bringen sucht, so ist der Ueberzeugung aller Zugang zum Verstande verschlossen; die Gründe, die sie wirken sollen, mögen noch so stark und unwidersprechlich seyn: Was können sie ausrichten: Wenn sie nun nicht einmal der Aufmerksamkeit gewürdiget werden?

Unterdeß muß die Sorgfalt, das Publicum zu keiner Empfindlichkeit zu reizen, diejenigen, die es sich zur Pflicht machen, nützliche Entdeckungen und Unternehmungen zu befördern, nicht abhalten, freymüthig zu seyn. Man muß ein edles Vertrauen zu einer guten Sache zeigen, und die Wahrheit würde leiden, wenn die Vorsicht, seiner irrenden Mitbürger zu schonen, mit der Furchtsamkeit verwechselt werden könnte, womit gemeiniglich nur ungewisse Meinungen angepries-

priesen und behauptet werden sollten. Da es auch Vorurtheilen niemals an Vertheidigern fehlt, die dem grossen Haufen zu schmeicheln, sich dadurch Aufmerksamkeit und Ruhm zu erwerben, und weil es ihnen nicht um die Wahrheit zu thun ist, bloß scheinbar zu seyn, und die schwachen Seiten des Irrthums zu schmücken, oder zu verbergen suchen, oft auch, weil sie nur auf den Beyfall der schon eingenommenen Menge sehen, bloß durch leere Declamationen zu betäuben hoffen: So kann diesen mit einem Ernste begegnet werden, der sich für die Würde der Wahrheit schickt. Man darf sie vielleicht nicht allezeit verachten; aber man darf ihnen allezeit beweisen, daß man sie nicht fürchte. Man darf sie beschämen, wenn sie allzuseichte Gründe gebrauchen, ohne die Pflichten des Wohlstandes und einer guten Lebensart zu beleidigen, und zuweilen kann es nöthig seyn, die Absichten ihrer Vertheidigung, wofern sie gar zu unmoralisch sind, in ihrer ganzen Blöße darstellen, damit das Publicum den Verehrer und Freund von dem Schmeichler unterscheiden lerne.

Vorurtheile werden oft allgemein und glaubwürdig, nicht weil sie viele wenigstens scheinbare Gründe für sich hätten, sondern bloß dadurch, daß sie oft wiederholt werden. Weil nicht jedermann Lust hat, alles, wenn es auch wichtig ist, selbst zu untersuchen, so überredet man sich ungern, daß eine Sache, die oft, und von vielen gesagt worden ist, falsch sey. Die Vertheidiger der Wahrheit müssen sich zu dieser Schwachheit herablassen. Man muß nicht müde werden, sie und die Gründe derselben zu wiederholen; wenn man kann, so muß man sie mit neuen Beweisen und Zeugnissen unterstützen, oder sie doch auf neuen Seiten zeigen; wenn aber auch dieß nicht möglich ist, so muß man sich doch nicht dadurch abhalten lassen, für sie zu sprechen, weil man nicht der Erste oder der Zweyte ist, der sich ihrer annimmt. Auch die nützlichsten Wahrheiten, an denen niemand mehr zweifelt, würden sich von dem Irrthume bald verdrängt sehen, wenn sie nicht immer wiederholt und erneuert würden.

Weil unterdeß nicht leicht ein Vorurtheil allgemein wird, oder sich lange in dem Besitze seiner unrechtmäßigen Herrschaft behaupten kann, wofern es gar nichts für sich anzuführen hat, das der Aufmerksamkeit eines sorgfältigen Untersuchers werth wäre: So ist es nicht genug, die Gründe, die für nützliche Unternehmungen und Anstalten streiten, in aller möglichen Deutlichkeit und Stärke bekannt zu machen. Die Gründe, die das Gegentheil anrathen, verdienen vielmehr die strengste und genaueste Untersuchung. Man muß sie von allen Seiten betrachten; man muß sie, um den Eindruck derselben zu vertilgen, von allem Scheine der Glaublichkeit entblößen. Denn es ist nichts so schwach, das nicht ein Vorurtheil zur Stütze brauchen sollte.

Niemals sind Vorurtheile schwerer zu überwinden, als wenn sie sich erkühnen, uns als Pflichten zu erscheinen, das Gewissen auf ihre Seite zu ziehen, und wohl gar ihre Sache zur Sache der Religion zu machen. Je ehrwürdiger sie deswegen aus-

zu-

gehalten pflegen, desto behutsamer muß in der Ausübung derselben verfahren werden. Theils ist es unbillig, damit man niemanden mit einem zweifelhaften Gewissen zu handeln verleite, zumal wenn ein nützlicher Ausgang zwar im äußersten Grade unwahrscheinlich, aber doch noch möglich ist. Denn wer will zum Vorwurfe des Gewissens, die sich andre machen, zu verantworten haben? Theils ist es auch unklug, weil die Menschen an ernsthafte Aber Scheinpflichten zu halten pflegen, um sich der wirklichen desto eher zu überheben. Folglich muß man nicht bloß bey dem Nutzen stehen bleiben, den gewisse Anstalten und Handlungen haben mögen; man muß beweisen, daß sie nicht mit dem Gewissen streiten, daß die Religion nichts wider sie einzuwenden hat; daß es überwiegende moralische Gründe giebt, die sie begünstigen. Und in der That kann es keine Handlung und Unternehmung geben, die einen unstreitigen, beständigen und allgemeinen Einfluß in die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes haben und nicht eben deswegen von ihr gebilligt werden sollte. Niemand wird dieses glück-

lichen

licher darthun, als der, welcher Gelegenheit hat, seine Vertheidigung der Wahrheit durch sein Beyspiel zu unterstützen.

Da das ganze Publicum aus Personen besteht, die den Ton geben, und aus solchen, die ihn annehmen, zu den ersten aber sich alle Vornehmen und Gelehrten rechnen: So sollten diese, besonders in dem gesellschaftlichen Umgange, keine Meinung billigen oder bestreiten, wenn zumal das Beste einer grossen Menge Menschen Antheil daran hat, ohne alle Gründe und Gegengründe mit der grösten Genauigkeit untersucht zu haben. Denn wenn sie durch übereilte Aussprüche den Ton geben, haben sie nicht alsdann alle schädlichen Wirkungen begünstigter Vorurtheile, allen Verlust des Nutzens zu verantworten, den die Bestreitung nützlicher Wahrheiten und Entdeckungen verursachen kann?

Ich habe geglaubt, daß diese Anmerkungen, ob die Wahrheit derselben gleich nicht unbekannt seyn sollte, doch nützlich seyn

seyn möchten, meine Leser auf eine mörderische Betrachtung der Inoculation vorzubereiten.

Hundert und 15tes Stück.

Man ist zwar itzt wieder in der Stadt; aber mir ist es so angenehm, zu der Ruhe meines Landlebens in Gedanken zurückzukehren, daß ich meine Leser bisweilen von denjenigen Unterhaltungen unterhalten werde, die ich auf dem Lande zu machen Anlaß gehabt habe. Einigemal ist mir auch etwas begegnet, das mir nicht unmerkwürdig vorgekommen ist. Darunter gehört ein Gespräch, dessen ich mich immer mit Vergnügen erinnern werde. Wie selten hört man so etwas! Ich hatte mich, weil mir der Schatten nirgends kühl genug war, über dem Aufsuchen dichterer Bäume ein wenig verirrt, und mich endlich bey einem Busche niedergesetzt. Ich wollte lesen; aber ich blätterte nur. Diese Art

schönen Natur lange lesen? Als ich mich auf diese Art zwischen meinen und meines Buches Betrachtungen theilte; so hörte ich einige Worte eines ernsthaften Gesprächs, und es währte gar nicht lange, daß sich diejenigen, die sich unterredeten, auf der andern Seite des Busches niedersetzten. Ich will sie Damokles und Crito nennen. Ich glaube nicht, daß ich sie um Verzeihung zu bitten habe, daß ich ihr Gespräch drucken lasse; aber wie viele meiner Leser habe ich vielleicht um Verzeihung zu bitten, daß ich ihnen etwas so unbekanntes und dunkles wiederhole?

Damokles. Aber wenn denn die Ehrbegierde eben deswegen so verführerisch ist, weil sie so viel Schein vom Edlen und Grossen hat; und man also wegen ihrer so starken Reizungen auf das lebhafteste gegen sie streiten muß: Was bleibt denn übrig, womit sich eine Seele sättigen kann, die diese Nahrung vor allen andern sucht?

Crito. Ich habe dir schon gesagt, und dir wahrscheinlich bloß schon bekannt, daß die

Bestrebung nach großen Endzwecken, und die Erreichung derselben, die Belohnungen der Ehre nicht nöthig haben, den Durst einer Seele zu stillen, die ihren Werth fühlt.

Damokles. Aber der Beyfall solcher Männer, wie du eben beschrieben hast?

Crito. Den suche. Allein wenn du ihn auch nicht erlangen solltest; so habe Muth genug zu glauben, daß du ihn verdienest.

Damokles. Dieses Suchen, dieser Muth — — nein, Stolz ist es gewiß nicht; aber es ist doch Ehrbegierde.

Crito. Ehrbegierde, wenn du wissest, nach dem man das Wort nennt. Ich will dir sagen was es ist. Es ist Hoheit der Seele.

Damokles. Hoheit der Seele! Dieser Ausdruck hat mir immer wie Musik geklungen. O laß uns ein wenig davon reden, Crito.

Crito. Wer kann ohne Enthusiasmus davon sprechen? Und wir wollen ein

doch gern mit philosophischer Kälte thun, wie ich glaube.

Damokles. Beydes. Mit dieser überhaupt, und wenn wir uns nicht mehr enthalten können, mit Enthusiasmus.

Crito. Diese Hoheit ist nichts sowohl das Gefühl einer grossen Seele, das sie von sich selbst hat, ob dieß gleich auch mit in Betrachtung kömmt: Sie zeigt sich vielmehr durch gewisse Handlungen, wobey eine ausserordentliche Ueberwindung unsrer selbst nöthig ist, am meisten durch die Ueberwindung der Ehrbegierde, nicht des Stolzes; (das wärs ein zu kleiner Sieg für sie!) und derjenigen Rache, die in den künftigen Forderungen der Ehrbegierde ihren Grund hat.

Damokles. Aber gleichwohl scheint sie (denn ich zittre, mich irgend einer Art von Ehrbegierde zu überlassen;) scheint sie mir eine Tochter der Ehrbegierde zu seyn.

Crito. Eine weise Tochter einer sehr heftigen und oft ausschweifenden Mutter.

Damokles. Glaubst du meinen Philemon so gut zu kennen als ich?

Crito.

Crito. Unsern Philemon, bitte ich mir aus. Aber freylich haben Jahre dazu gehört, ehe ich ihn habe ganz kennen lernen. Denn es lebet kein Mensch mehr, der so weit davon entfernt ist, die Entdeckung seines Charakters Andern aufzudringen.

Damokles. Und was sagst du sonst noch mehr von ihm?

Crito. Daß ich, ohne ihn, keinen rechtbestimmten Begriff von der Hoheit der Seele haben würde.

Damokles. Das ist sehr viel von ihm gesagt. —

Crito. Es ist genug gesagt; aber nicht zu viel. Ich glaube, heute könntest du mich böse machen, ob ich mich gleich rühme, daß es meine Freunde niemals können. Kennst denn du ihn?

Damokles. Rede nur. So mag ich dich wohl böse sehen.

Crito. Hat er nicht immer jede kleinere Ehre verachtet? und die grössern jemals anders als Mittel zu wichtigen Endzwecken an-

gesehen? Hat er sich jemals durch gleiche Begegnungen gerächt, wenn ihm diejenigen ihren Beyfall versagten, die er hochachtete, da es doch so sehr in seiner als in irgend eines andern Gewalt war, sie auf eine feine Art zu erniedrigen? Ist er nicht immer ein unpartheyischer Beurtheiler von den Verdiensten dieser Personen geblieben? Hat er sich jemals (so lerne ihn kennen!) den Vorstellungen von dem Triumphe dieser ausserordentlichen Unpartheylichkeit lebhaft überlassen? Kennst du ihn nun?

Damokles. Nun habe ich — —

Crito. Warte, ich habe noch mehr zu sagen. Er hat sich niemals an denen, die er eben nicht Ursache hatte, hochzuachten, und die schwach genung waren, ihn oft sehr zur Rache zu reizen, er hat sich sogar alsdann niemals an ihnen gerächt, wenn sie sein Stillschweigen, sein immer gleiches Betragen gegen sie, für Schwäche hielten. Und wo ist eine lebhaftere Reizung zur Rache, als hier?

Damokles. Mir wird ganz heiß dabey, wenn ich mir diese Neigung vorstelle.

Crito. Und dem Philemon noch heisser, um sie zu überwinden.

Damokles. Und er überwindet sie. Das ist viel, sehr viel, mein theurer Freund. Mir schwindelt, wenn ich ihm bis in seine Höhen nachsehe.

Crito. Ja, es ist viel. Zur Ueberwindung vieler andern Leidenschaften gehört Größe, aber dieß ist Hoheit der Seele.

Damokles. Hat er viel zu kämpfen gehabt?

Crito. Eine Seele, wie die seinige, ist beständig in Arbeit gegen sich selbst. Du kennst seine heftige Lebhaftigkeit. Gott! wie rasch, wie er glüht! Und denn sein sanfter Charakter! Dieß ist sein beständiger Sieg über sich selbst.

Damokles. Ich kann mich nicht mehr enthalten, dir zu sagen, daß ich dich nun dahin gebracht habe, wohin ich dich habe brin-

bringen wollen. Du hast den Philemon, und dich sehr richtig beschrieben.

Cajus. Mich? — — Ich habe nicht an mich gedacht. Doch glaube mir, wenn ich einst werde sagen können: Ich bin wie Philemon; so will ich dir es sagen, weil du mich kennst, und mich nicht eitel nennen wirst. Doch laß uns nun von etwas anderm sprechen.

Damokles. Du eitel? Du, der stolz zu seyn verachtet, und die Ehrbegierde nur in so fern an sich duldet, als sie ein Mittel zu großen Zwecken ist?

Er hätte das Gespräch gern fortgesetzt; aber Cajus wollte nicht. Sie blieben gleichwohl noch, und fuhren fort sich zu unterreden. Ich werde in einem der künftigen Blätter das anführen, was ich davon behalten habe, wiederholen, weil ich noch die Uebersetzung eines dänischen an mich gerichteten Schreibens mittheilen will, dessen Innhalt, in Absicht auf die Beförderung des guten Geschmacks der schönen Wissenschaften und der Tugend, von großer Wichtigkeit ist.

Mein

Allein Herr Aufseher!

Sowohl die Hochachtung und Zuneigung, welche Sie beständig gegen Ihr zweytes Vaterland gezeigt haben, als Ihr Eifer, nicht allein die Liebe zur Tugend unter unsrer Nation zu unterhalten und anzufeuern, sondern auch den Geschmack an allen gemeinnützigen, besonders aber an den schönen Wissenschaften und ihren Werken allgemeiner zu machen, hat eine patriotischgesinnte Gesellschaft bewogen, sich an Sie zu wenden, und Sie um die Bekanntmachung und Empfehlung eines Vorhabens zu ersuchen, welches zur Beförderung gleicher Absichten abzielt. Alle vortrefflichen Arbeiten des Genies und Witzes, in welchen Sprachen sie auch geschrieben sind, können unstreitig zur Bildung eines feinen und guten Geschmackes viel beytragen, wenn sie Leser finden; aber Sie werden mit uns darinnen übereinkommen, daß derselbe unter einem Volke am geschwindesten und glücklichsten durch sinnreiche Schriften in seiner eignen Sprache, und wenn es auch im Anfange mehr Ueber-

ſetzungen ſchöner Werke der Ausländer als Originale ſeyn ſollten, ausgebreitet werden könne. Die nordiſche Sprache iſt unläugbar ſo geſchickt dazu als andre, und Ihre Meinung hierinnen entdeckt uns der öffentliche Beyfall, den Sie einem Gedichte von dem Herrn Tullin, und andern ſchätzbaren Scribenten unſers Volkes gegeben haben. Wir haben gegründete Urſachen zu glauben, daß es viele ſchöne Geiſter unter uns gebe, die ſich durch vorzügliche Werke der Dichtkunſt und Beredſamkeit hervorthun würden, wenn es ihnen nicht an Aufmunterung, oder nicht an Gelegenheit fehlte, durch einen andern Canal, als durch die Stimme des Publici die Urtheile einer beſcheidnen und gründlichen Critik über ihre erſten Verſuche zu erfahren, oder wenn ſie ſich auch nicht der Nothwendigkeit ausgeſetzt ſähen, Verleger ihrer eignen Arbeiten zu werden. Wenn ein Genie auch großmüthig genug iſt, auf keine andre Belohnung zu ſehen, als auf das Vergnügen ſeiner Nation an ſeinen Arbeiten: So hat es darum doch keine Luſt, einen Buchhändler abzugeben, ſich in Unkoſten

kosten zu setzen, und mit Verdrießlichkeiten zu beschweren, die mit jedem Verkaufe verknüpft sind. Und wer vielleicht gern Ein Gedicht, oder einen andern Versuch in den schönen Wissenschaften bekannt gemacht sähe, hat auch nicht gleich eine ganze Sammlung drucken zu lassen. Die Mitglieder der Gesellschaft, die mir aufgetragen hat, an Sie zu schreiben, haben geglaubt, daß einige jährliche Preise auf die beste poetische und prosaische Ausarbeitung einer aufgegebenen Materie in der dänischen Sprache, nebst einer periodischen Schrift, welche die schönen Geister unsrer Nation von der Sorge für den Druck ihrer ausgesuchtern Arbeiten befreyte, einen Theil der Hindernisse heben könnten, die uns des Vergnügens berauben, mehr eigne schöne Originale zu erhalten. Wenn wir uns in dieser Hoffnung nicht irren, so sehen wir unsre Wünsche durch diejenige Gnade erfüllt, welche sich in den Herzen aller rechtschaffnen Dänen schon so viele unvergeßliche Denkmale der verdientesten und ehrerbietigsten Dankbarkeit und Bewunderung gestiftet hat. Wir sehen uns in

den Stand gesetzt, in einer periodischen Schrift, solche Aufsätze des Genies und Witzes, die keine weitläuftigen Werke ausmachen, wenn sie uns zur Bekanntmachung anvertraut werden, dem Drucke übergeben und ihren Verfassern den Gewinn, der aus dem jährlichen Verkaufe derselben entspringen kann, jedem nach dem Antheile, welchen er daran nimmt, überlassen zu können. Wir erbieten uns, in dieselbe nach und nach, wie sie uns zugesendet werden, alle Arten von Poesien, alle sinnreiche prosaische Abhandlungen, Satiren, Gespräche, Erdichtungen und Briefe über alle Materien, die, wenn sie auch ernsthaft seyn sollten, eines angenehmen und geistreichen Vortrages fähig sind, und durch die Schönheiten der Dichtkunst und Beredsamkeit einen neuen Glanz erhalten können, wie auch nützliche und mit Geschmack geschriebne Anmerkungen und Versuche über die Regeln der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, vorzüglich aber diejenigen einzurücken, die zur Verbesserung der Schaubühne dienen. Wir verbitten aber alle Gelegenheitsgedichte; (sie müßten denn der

Mädchen, Bräutigam und Braut zischen;) wie auch alle niedrigen Satiren und Scherze über Wein und Liebe. Weil wir theils auf Achtung gegen das Publicum, theils um unsrer Absicht nicht zu verfehlen, verbunden sind, unter den Aufsätzen, die uns eingeschickt werden möchten, die sorgfältigste Wahl zu treffen: So müssen wir uns von denen, die an dieser periodischen Schrift Antheil zu nehmen gedenken, zweyerley ausbitten, einmal uns solche kleine Aenderungen zu erlauben, die in dem Wesentlichen ihrer Arbeiten nichts ändern, die aber nach unsrer Einsicht zur grössern Richtigkeit und Verschönerung der Schreibart gereichen; zweytens ihre wahren Namen zu verschweigen, und uns, damit sie den Gewinn, den etwa der Verkauf gewähren möchte, am Ende des Jahrs in Empfang nehmen können, die Hälfte einer zerrissenen Devise beyzulegen. Dieses wird uns in den Stand setzen, ihnen zuweilen, bescheidne Critiken über Arbeiten, worinnen wir beträchtliche Aenderungen wünschen, mitzutheilen, wenn sie sich die Mühe geben wollen, wegen ihrer eine

ge-

geschickten Aufsätze bey dem Buchhändler nachzufragen, der den Verkauf der Sammlung über sich nehmen wird. Wir selbst werden durch eigne Schriften wenig Antheil daran nehmen, und uns vornehmlich mit getreuen und sorgfältig ausgearbeiteten Uebersetzungen fremder Meisterstücke beschäfftigen, theils, weil uns unsre Umstände und andere wichtigen Beschäfftigungen nicht mehr erlauben, theils um Raum und Zeit genug zur Prüfung und Bekanntmachung der Schriften zu haben, die uns zugesendet werden. Unterdeß müssen wir bitten, weil unser Vorhaben auf eine periodische Schrift abzielt, uns keine allzulangen Aufsätze mitzutheilen, oder sie doch so einzurichten, daß sie, ohne zu verlieren, in verschiednen Fortsetzungen gedruckt werden können. Wir hoffen zwar alle Jahre einen Band zu liefern und in den ersten Monaten des künftigen anfangen zu können; aber wir machen uns nicht verbindlich, für die einzelnen Stücke, aus der die Sammlung bestehen soll, eine gewisse Zeit zu bestimmen. Man wird die äußerliche Schönheit der Lettern und des Papiers nicht

ver-

vernachläßigen, auch für die Richtigkeit des Abdruckes alle mögliche Sorge tragen lassen. Jährlich werden wir zween Preise für die besten poetischen und prosaischen Abhandlungen austheilen, einen von Funfzig Thaler für ein Gedicht, und einen von Vierzig für eine geistliche Rede oder eine andre sinnreiche prosaische Abhandlung über Materien, von denen die ersten Aufgaben nächstens bekannt gemacht werden sollen. Wir werden diese Preise, um welche wir selbst nicht arbeiten werden, keiner Schrift ertheilen, ohne über die eingesendeten Aufsätze die Stimmen der zuverläßigsten und feinsten Kenner und selbst solcher Gelehrten gehört zu haben, die, wenn sie auch nicht genug über die eignen Schönheiten unsrer Sprache urtheilen können, doch fähig sind, über das zu urtheilen, was in allen Sprachen schön und vortrefflich ist. Da wir uns bewußt sind, zu diesem Vorhaben, wovon wir bald noch eine besondre Nachricht drucken lassen wollen, von keiner Absicht getrieben zu werden, als von der Absicht, Genie, Witz, Geschmack und durch ihre Hülfe, selbst die Tugend zu

der uns aufzumuntern und zu befördern, so zweifeln wir nicht, es werde von dem Beyfalle und der Unterstützung des Publici begünstigt werden. Sie aber, mein Herr Aufseher, ersuchen wir, unsre Bitte um die Bekanntmachung dieses Schreibens in Ihren Blättern als einen Beweis unserer Achtung und Zuneigung gegen Sie anzusehen.

* * * * * *

Meine Herren,

Ich habe lange keinen Brief erhalten, den ich mit so vielem Vergnügen gelesen und bekannt gemacht hätte, als den Ihrigen. Was für gute Wirkungen wird Ihr Entwurf vielleicht haben! Ich setze das Vielleicht hinzu, weil ich bey Sachen, über deren Ausführung ich mich recht sehr freuen würde, immer ein wenig furchtsam gewesen bin. Ich glaube Ihre Absichten völlig einzusehn. Sie hoffen, und ich hoffe es mit Ihnen, daß in Dänemark oder Norwegen Originalgemälde (Eins ist Ihnen Belohnung genug!)

verborgen seyn, die Sie, auf diese Art, aus ihrem Schlummer aufwecken wollen, der Stolz ihres Vaterlandes zu werden. Wenn Sie nur diesen Zweck erreichen; so sind Sie entschlossen, diejenigen Stunden nicht für verlohren zu halten, welche Sie damit werden zubringen müssen, auch mittelmäßige Werke durchzulesen. Streng werden Sie gewiß seyn, und solche Werke verwerfen. Denn Sie würden hart, und nicht großmüthig handeln, wenn Sie, durch den Druck, diesen Werken ein Leben geben wollten, von dem Sie vorausſähen, daß es sich sehr bald endigen würde. Denn je frühzeitiger der Tod der Vergessung ist, den sie zu sterben pflegen, desto jämmerlicher ist er. — — Ich bin so voll von Ihrer rühmlichen Unternehmung, daß ich Ihnen einen sehr langen Brief schreiben würde, wenn ich dem Urtheile des Publici zuvorkommen möchte. Denn ich schmeichle mir, daß ich von einigen würdigen Mitgliedern desjenigen Publici, das allein diesen verehrungswürdigen Namen verdient, Briefe über diese Sache erhalten werde. Bis dahin will ich es aus-

setzen, umständlicher davon zu reden. Unterdeß kann ich folgendes nicht ganz unberührt lassen. Wenn Sie von Uebersetzungen sprechen, so meinen Sie gewiß nicht, daß der Uebersetzer jede herumfliegende neue Schrift wähle, die irgend einigen Beyfall hat. Sie wollen, daß Meisterstücke ausgesucht, und von Männern übersetzt werden, die wissen, daß halber Geschmack, und halber Fleiß sehr vieles an der Uebersetzung eines Meisterstücks fehlen lassen.

Sie haben ferner sehr Recht, daß Sie gute geistliche Reden unter die vornehmsten Werke der Beredsamkeit rechnen; und Sie haben, wie ich glaube, bloß vergessen, von geistlichen Liedern zu reden, oder sie unter dem allgemeinen Namen der Gedichte begriffen. Mich deucht, Einer, der nur einige wenige gute machte, verdiente den ausgesetzten Preis. Was meinen Sie dazu, wenn Sie die Veranlasser gewesen wären, daß diejenige Kirche, die einmal die schönste in Norden seyn wird, durch Lieder eingeweiht würde,

die dann noch wären, wenn sie selbst vielleicht —— denn es giebt, wie Sie wissen,

Monumenta aere perennniora.

Und die hätten Sie veranlaßt! Wie wünsche ich, daß Ihnen Ihr Vorhaben gelingen möge!

Der Aufseher.

Hundert und 16tes Stück.

Da die Blattern, diese grausame Seuche, welche, ein Jahr in das andre gerechnet, mehr, als den vierzehnten Theil der Menschen, ohne Ansehen des Geschlechts, des Alters, des Standes und des Clima tödtet, oder verstümmelt, oder verunstaltet, auch unter uns in diesem Jahre dem gemeinen Wesen so viele Kinder, und von den Erwachsenen verschiedne sehr schätzbare und nützliche Bürger entrissen haben: So kann

ist nicht genug beklagt werden, daß die Einführung der Inoculation, eines so oft gesegneten Mittels wider diese wütende Krankheit noch immer so viel Widerspruch findet, ungeachtet Personen von dem erhabensten Range andern mit einem so ruhmwürdigen, als glücklichen Beyspiele vorleuchten. Unsre Welt rühmt sich besser zu denken und sich über gemeine Vorurtheile hinauszusetzen. Gleichwohl hört man die Inoculation noch immer mit den seichtesten Gründen und Einwürfen bestreiten, und das Traurigste ist dieses, daß die Menschen, die bey den meisten andern Handlungen so selten zu erwägen gewohnt sind, was Gewissen und Pflicht gegen sich, gegen andre, und gegen Gott verlangen, sich hier ein so sehr moralisches Ansehen geben, und den Gebrauch eines vortrefflichen Mittels zur Sünde machen wollen, auch wirklich dadurch die Erhaltung und Verlängerung des Lebens so vieler Kinder und Erwachsnen verhindern. Was kann man, durch die stärksten Gründe von dem Gegentheile überzeugt, anders thun, als daß man das, was Vernunft, Untersuchung

und

und Erfahrung so lange schon und mit solcher Stärke für die Inoculation gesagt haben, eben so oft wiederhole, als das, wogegen man sie bestreiten muß, unaufhörlich und oft sehr schlecht nachgesprochen wird? Besonders scheint es nöthig zu seyn, die Kenntniß der Gründe auszubreiten, welche dartuhn, daß keine Religion dadurch beleidigt werde; daß vielmehr die Verbindlichkeiten gegen unsre eigne Wohlfahrt, gegen den Staat, und selbst gegen die Vorsehung den Gebrauch derselben erlauben, begünstigen, und empfehlen. Dieses einzusehn muß man das Wichtigste wissen, was sowohl für die Inoculation als wider sie geschrieben worden ist. Ich werde dieses wiederholen, und wie ich hoffe, mit Unpartheilichkeit, weil es einer guten Sache weniger zum Nachtheile gereicht, wenn man ihren Gegnern auch das einräumt, was sie nicht mit Billigkeit fodern können, als wenn man ihre Vortheile vergrössert, so wenig auch die Vergrösserung übertrieben seyn mag.

Alles verbinigt sich, die Inoculation anzupreisen, der Ausspruch und die Erfah-

rung der berühmtesten Aerzte und Wundärzte in den erleuchtetesten Ländern, der Beyfall und das glückliche Beyspiel der erhabensten und angesehensten Personen sowohl der Kirche, als im Staate, sowohl auswärts, als unter uns; weiter die bekannte Gefahr und gewöhnliche Tödtlichkeit der natürlichen Blattern; die unendlich größere Unschädlichkeit der künstlichen, und die mannichfaltigen, gewissen und unschätzbaren Vortheile, die mit der Einpfropfung derselben verbunden sind.

Ich will zur Empfehlung derselben niemanden von unsrer Nation nennen, um auch den geringsten Schatten einer Menschengefälligkeit von dem, was ich sagen werde, zu entfernen. Allein wenn irgend ein menschliches Ansehen fähig ist, den Vorwurf der Sündlichkeit und Immoralität von einer medicinischen Operation abzulehnen: So müssen solches die Namen eines Sloane, Mead, Jurin, Boerhave, Hofmann, Haller, Swieten, Ramby, Tissot, Gluet, Kirkpatrik, Many, Swenke, Middleton, Con-

Condamine, Heisten und Menhof thun können. Madder, der Bischof von Winchester, empfiehlt sie in einer öffentlichen Predigt. Some, ein andrer englischer Geistlicher, und vornehmlich ein Dorfprediger, der in ganz Europa wegen seiner frommen und zur Beförderung der Gottseligkeit so nützlichen Schriften, berühmt ist; ein Chais und so viele andre Gottesgelehrte folgen seinem Beyspiele, und beweisen in den gründlichsten Schriften, daß sie nicht wider das Gewissen streite, und solche Männer sollten nicht einmal gehört werden?

Es ist wahr, da, wo es auf die Gesundheit und das Leben der Menschen ankömmt, muß das bloße Ansehen nichts entscheiden. Allein die Vertheidiger der Inoculation haben mehr, als ihr Ansehen für sich. Sie lassen ihre Erfahrungen sprechen; sie verhalten sich, wie alle ihre Gegner bezeugen, mit der gewissenhaftesten Vorsichtigkeit; sie untersuchen aufs genaueste; sie sind auf alles aufmerksam, was zum Nachtheile der künstlichen Blattern angeführt

werden kann; sie verlangen nicht, daß man ihnen auf ihr Wort glauben soll; sie berufen sich auf das Zeugniß aller derer, denen sie durch die Inoculation das Leben erhalten und verlängert haben; sie verschweigen die Fälle nicht, woraus man Schlüsse wider sie folgern könnte; sie bemühen sich, die Wahrheit oder Falschheit dessen, womit man sie angreift, zu entdecken, und in ein helles Licht zu setzen. Können solche Männer, wenn man mit einiger Billigkeit urtheilen will, von andern Ursachen dazu angetrieben werden, als von einer großmüthigen Liebe zur Wahrheit und Wohlfarth des menschlichen Geschlechts?

Es ist merkwürdig, daß unter allen noch kein einziger einer vorsetzlichen Unwahrheit, eines Betrugs oder andrer unredlichen Künste, der Inoculation Beyfall und Ansehn zu verschaffen, überführt worden ist. So verhält sichs aber mit den Feinden und Bestreitern der Inoculation nicht. Unter diesen giebt es überwiesene Betrüger, welche, um die künstlichen Blattern verhaßt zu machen,

chen, Todesfälle erdichteten, die sich niemals zugetragen haben. Andre glauben diesen Betrügern auf ihr Wort; sie führen Facta an, die sie selbst nicht untersuchen, sondern auf bloßes Hören und Sagen annehmen; sie widerlegen nicht die Berechnungen ihrer Widersacher; sie überführen die Verzeichnisse derer, die durch die Inoculation beym Leben erhalten worden, oder auch daran gestorben seyn sollen, keiner Unrichtigkeit; sie beweisen nicht, daß die Vertheidiger derselben zu viel Exempel des glücklichen, zu wenig Exempel des unglücklichen Ausganges angeben. Es sind bloße Muthmaßungen, wodurch sie die Sache der Inoculirenden verdächtig zu machen suchen; und zugleich sind sie so unbillig, daß sie alles, was auch noch so ungewiß und zweifelhaft ist, zum Vortheile ihrer eignen Meinung gebrauchen. Einige scheuen sich nicht einmal, Dinge, die schon in vielen Schriften der Falschheit und Erdichtung unwidersprechlich überführt worden sind, als unläugbar und nie bestritten zu wiederholen, und mit neuen Erdichtungen zu vermehren;

richtige und genaue Berechnungen aus den Todtenregistern, theils durch die eignen Erfahrungen der meisten, berühmtesten und grössten Aerzte, und selbst nach dem Eingeständnisse derer, welche wider die natürlichen Blattern streiten, entweder ganz unläugbar und unwidersprechlich, oder doch nur sehr wenigen und äußerst seltnen Ausnahmen unterworfen.

Von hundert Menschen pflegen gemeiniglich nur fünf, oder höchstens sieben alt zu werden, ohne an den Blattern krank zu werden. Welch eine geringe Wahrscheinlichkeit für einen jeden, daß er unter Hunderten zu den fünf Glücklichen gehöre, welche dieser schrecklichen Krankheit entgehen!

Die natürlichen Blattern sind, gemeiniglich für den, der sie nicht in den Jahren der Kindheit ausstehet, tödlich.

Die natürlichen Blattern tödten, wie Jurins Todtenverzeichnisse beweisen, ungefähr den vierzehnten Theil des menschlichen Geschlechts, gemeiniglich von sieben und dreyßigen sechse, es geschehe nun solches wegen

gen ihrer eignen Tödtlichkeit, oder aus Mangel der gehörigen Pflege, Diät und Cur, oder durch den Irrthum der Aerzte, oder weil ſie einen unbereiteten und ſchon von andern Krankheiten angegriffenen Körper überfallen.

Die natürlichen Blattern laſſen, wenn ſie auch nicht tödten, doch nicht ſelten die gefährlichſten Krankheiten zurück; viele werden blind, engbrüſtig, ſchwindſüchtig und wenigſtens in einem hohen Grade verunſtaltet.

Die beſcheidenſten Aerzte bekennen, und das ſind unſtreitig die zuverläßigſten und größten, daß ſich die natürlichen Blattern nicht durch ſo gewiſſe und unterſcheidende Merkmale ankündigen, daß ſie nicht mit den Merkmalen andrer Krankheiten verwechſelt werden könnten. Geſchieht eine ſolche Verwechſelung, ſo können die Blattern tödtlich werden, wenn ſie es auch ſonſt nicht geweſen wären.

Die meiſten und berühmteſten Aerzte aller Zeiten behaupten, daß der Menſch die Blattern nur einmal habe; daß alſo die Exempel

des Gegentheils, entweder unerweislich, oder doch so ausserordentlich selten sind, daß sie kaum den Namen der Ausnahmen verdienen.

Was die künstlichen Blattern betrifft: So sind folgende Wahrheiten durch Erfahrung und Berechnung, und selbst durch das Geständniß derer, die die Inoculation bestreiten, unwidersprechlich.

Als die Inoculation zuerst unter den Europäern in Engelland und America versucht wurde, ohne daß man noch die Regeln der Vorbereitung und Vorsicht beobachtete, welche seitdem die Erfahrung gelehrt, und der Erfolg beglückt hat, so starben von hundert Inoculirten Zween. In der Folge starb von dreyhunderten, in den neuern Zeiten aber von siebenhunderten bis zweytausenden nur Einer, und in Genf, zu Lausanne, und an meisten Orten in Deutschland, wo diese Methode versucht worden ist, giebt es kein gewisses Exempel von einem, der wirklich an den künstlichen Blattern gestorben wäre. Hierbey muß bemerkt werden, daß die

Schuld

Schuld des Todes bey denen, die während der Inoculation oder gleich nach derselben gestorben sind, nicht einmal ihr allezeit beyzumessen sey. Zuweilen ist von den Aerzten in der Wahl der Inoculirten ein Versehen begangen worden, das vermieden werden konnte; zuweilen haben sich einige Personen wider den ausdrücklichen Rath derselben dieses Mittels bedient, das, zur Unzeit gebraucht, nicht glücken konnte; zuweilen haben sich mit den künstlichen Blattern andre Krankheiten und Zufälle vereinigt, die menschlicher Weise nicht vermuthet oder befürchtet werden durften. Ueberdieß erfodert die Billigkeit, daß man der Inoculation nicht aufbürde, was eine Folge von der Möglichkeit und Besorglichkeit des Todes zu allen Zeiten seyn kann. Aus den Todtenlisten erhellt, daß in großen Städten von dreyhundert und zwanzig Menschen einer auf vierzig Tage gerechnet werden könne. Ist dieses gewiß: Wer kann denn bey der stärksten Gesundheit die Versicherung haben, daß er sechs Wochen ausser aller Gefahr des Todes sey?

Die künstlichen Blattern haben den Vorzug vor den natürlichen, daß sie, wenig Fälle ausgenommen, gelinder und fast durchgängig mit keinen gefährlichen Zufällen verknüpft sind; besonders ist das zweyte Fieber, das so oft tödtlich ist, ausserordentlich schwach; auch hat mit keinem erwiesnen Exempel dargethan werden können, daß sie mit andern Krankheiten anstecken.

Die Inoculation giebt niemanden die Blattern, wenn er sie schon gehabt hat, oder wenn er sie nicht gehabt haben würde.

Die künstlichen Blattern lassen keine so gefährlichen Zufälle zurück, als die natürlichen. Sie verunstalten nicht so sehr als diese, und die Erhaltung der Augen und der Schönheit sind sehr gewöhnliche Vortheile derselben.

Wer die Blattern durch die Einpfropfung ausgestanden hat, der ist der Gefahr, aufs neue damit angesteckt zu werden, so wenig unterworfen, als man die natürlichen zum zweytenmale zu fürchten hat.

Man hat bey der Inoculation Vortheile wider die Gefahren, die bey allen Blattern besorgt werden müssen; Vortheile, die man bey den natürlichen nicht in seiner Gewalt hat, noch haben kann. Man kann sich die künstlichen Blattern geben lassen, wenn es keine bösartigen giebt; wenn der Körper keinen andern Krankheiten unterworfen ist; wenn die Cur von der Jahrszeit begünstigt wird. Man wird darauf vorbereitet; man wird von den Unreinigkeiten befreyt, welche die natürlichen gefährlicher und tödtlicher machen, als sie an sich selbst sind; der Arzt weis auch mit Gewisheit, was er für eine Krankheit zu bestreiten hat. Das Gift wird durch die geringen Einschnitte in die Haut zuerst in die vom Gehirne am weitesten entfernten Theile gebracht, und wahrscheinlicher Weise eben dadurch getheilt und geschwächt. Ein großer Theil desselben wird auch durch die Wunden der Einschnitte ausgeführt, welches sonst die Anzahl der Blattern vermehrt, zusammenfließende verursacht, oder das Gift genöthigt haben könnte, sich auch auf die

edlern innerlichen Theile zu werfen. Wie viel Sicherheit bey allen diesen Vortheilen!

Wenn man nun dieses, was von den künstlichen Blattern durch viele tausend Exempel erwiesen ist, und noch immer mehr bestätigt wird, mit dem vergleicht, was jedermann von den natürlichen zugestehen muß: So ist offenbar, daß von jenem für das menschliche Leben unendlich weniger zu fürchten sey, als von diesen, auch wenn man folgende Einwendungen als völlig erwiesen einräumen wollte, einmal, daß die Inoculation nicht so viele vom Tode erretten könne, als man aus Hochachtung gegen sie glauben möchte, entweder weil viele Kinder an den natürlichen Blattern sterben, ehe sie die Jahre erreichen, da sie sicher und mit einer im hohen Grade wahrscheinlichen Hoffnung des glücklichen Ausganges inoculirt werden können, oder weil auch bey einigen ihrer schwächlichen Leibesbeschaffenheit, oder andrer Krankheiten wegen der Gebrauch dieses Mittels unmöglich wird; zweytens, daß an den natürlichen Blattern weniger

Kin-

Kinder der Reichern und Vornehmern sterben, als der Armen, weil jene mehr Pflege und zugleich die Vorsorge verständiger Aerzte mehr genießen können, als diese. Denn daraus folget weiter nichts, als daß die Reichen zur Inoculation einen Grund weniger haben, als die Armen; weiter nichts, als daß sie für diese eine größre Wohlthat als für jene sey.

Die Einwendungen, die der Herr von Haen, als Arzt, in der neuesten Schrift wider die Inoculation gemacht hat, sind, nach meiner Einsicht, so beschaffen, daß man zur Beantwortung derselben nicht einmal ein Medicus zu seyn braucht. Erstlich führt er, theils aus den vorigen Jahrhunderten, theils aus den neuern Zeiten acht und zwanzig Aerzte an, welche bezeugen, daß es Menschen giebt, welche die Blattern in ihrem Leben niemals haben. Was nützet dieser Beweis, wenn der Inoculist den Satz zugesteht, und die Erfahrung anführt, daß weil die Inoculation nicht allen die Blattern giebt, diejenigen, welche dadurch nicht angesteckt wer-

den, höchst wahrscheinlicher Weise unter der Zahl derer seyn müssen, welche von denselben befreyt bleiben? Und ist nicht dieß ein Satz, der schon dadurch den höchsten Grad der Glaubwürdigkeit erhält, daß man Exempel hat, wo mehr als einmal wiederholte Inoculationen keine Blattern hervorgebracht haben? Allein er erhält eine neue Stärke durch folgende Erfahrung. Man hat beobachtet, daß immer von Hunderten fünfe von den natürlichen Blattern frey bleiben. Eben dieses ist bey den Inoculirten in Engelland auch beobachtet worden. Kann man nicht mit dem größten Rechte daraus schließen, daß man die mögliche Sicherheit, von dieser Krankheit befreyt zu bleiben, durch die Inoculation nicht verliere?

Weiter will der Herr von Haen durch die angeführten Schriftsteller beweisen, daß es Exempel von Menschen gebe, welche die natürlichen Blattern mehr als einmal gehabt haben. Doch wie viel kann man diesen Zeugnissen nicht entgegen setzen! Die Anzahl der Aerzte, welche versichern, daß die

wirk-

wirklichen Blattern nicht wiederkommen, ist unendlich gröſſer, selbst nach dem Geständnisse des Herrn von Haen. Unter diesen, die er anführt, verdienen einige keinen, oder wenig Glauben, wie Amatus Lusitanus. Die meisten andern führen entweder keine eignen Erfahrungen an, oder haben bey den seltnen Exempeln, worauf sie sich berufen, die ersten natürlichen Blattern nicht selbst gesehn noch untersucht. Sie gründen sich nur auf die Aussage der Kranken, oder auf die Narben, welche von den unächten Blattern so gut, als von den wahren verursacht werden können. Bey andern haben sie die in kurzer Zeit auf einander folgenden Ausbrüche Einer Krankheit für neue und ganz verschiedne Anfälle derselben gehalten, und bleibt noch ein Exempel übrig, wie möglich ist da nicht der Irrthum des Arztes? Der Herr von Haen kann aus seiner eignen vieljährigen Erfahrung nur Einen anführen, der die natürlichen Blattern zweymal gehabt haben soll. Allein er hat, welches merkwürdig ist, die ersten nicht gesehen; sondern schließt ihr Daseyn nur aus den zurückgebliebnen Nar-

ben derselben. Da diese nun Folgen unächter Blattern seyn können: So beweist auch seine Erfahrung nichts. Bekämen nach seinem Vorgeben viele die Blattern zweymal: Wie wäre es denn möglich, daß den größten und meisten Aerzten keine Exempel davon bekannt geworden wären? Wenn man unterdeß alles einräumen wollte: Was würde aus solchem Beweise folgen? Es wären allezeit ungemein seltne Fälle. Folglich könnte zum Nachtheile der Inoculation weiter nichts daraus geschlossen werden, als daß sie dem Menschen wider diese Krankheit keine größre Sicherheit gewähre, als diejenige, worinnen der ist, welcher die viel furchtbarere Gefahr der natürlichen Blattern überstanden hat?

Ferner beruft sich der Herr von Haen auf etliche Exempel von Inoculirten, welche in der Folge der Zeit noch von den natürlichen Blattern befallen und an denselben gestorben seyn sollen; er muß aber selbst gestehen, daß eben diese Exempel großen Zweifeln und Einwendungen unterworfen sind.

Sie

Sie sind aus dem Herrn Cantwell genommen, und dieser ist so oft der Erdichtung derselben überführt worden, daß er niemals Glauben verdienen muß. Zum wenigsten darf ein solcher Autor nicht zum Beweise gebraucht werden. Wenn aber auch sein Vorgeben als erwiesen zugestanden würde: So folgte doch weiter nichts daraus, als daß bey den allgemeinsten Regeln und Erfahrungen irgend eine seltne Ausnahme statt finde. Darf man aber aus solchen seltnen Ausnahmen wider den Gebrauch eines heilsamen Mittels schließen? Wird dieses einmal erlaubt: Wie viele unstreitig heilsame Mittel werden nicht durch solche Schlüsse unterdrückt werden!

Ueberdieß braucht der Herr von Haen einige Regeln der Klugheit und Vorsicht, deren Beobachtung zum sichern Erfolge der Inoculation angerathen worden ist, zu Einwendungen wider sie. Es ist rathsam, sagen die Inoculisten, die künstlichen Blattern zu erwecken, wenn keine andre ansteckenden Krankheiten, oder keine bösartigen Blattern

das Leben der Menschen in Gefahr setzen. Daraus schließt ihr Widersacher, daß man diese Methode gar nicht brauchen dürfe, weil er beweisen zu können glaubt, daß die Zeiten, wo es keine epidemischen Krankheiten giebt, sehr selten sind, und er hätte doch weiter nichts daraus schließen sollen, als daß man der bestrittnen Regel nur selten folgen könne; daß man also mit einem mindren Grade Sicherheit zufrieden seyn müsse, weil der höhere selten vorkömmt.

Endlich führt der Herr von Haen an, daß er sowohl, als andre Aerzte viele glückliche Curen der natürlichen Blattern gethan habe; daß auch viele, die an denselben sterben, dem Tode entgehen würden, wenn sie sich erfahrnen Aerzten anvertrauen, und einer bessern Pflege und Aufsicht genießen könnten, als besonders der große Haufe thun kann. Allein was folgt daraus? Wenn nur der vierzehnte Theil der Menschen an den Blattern stirbt, und alle, bis auf eine geringe Anzahl diese Krankheit überstehen müssen: So kann freylich ein Arzt viele glück-

glückliche Blattercuren thun. Daß viele von den Armen an den natürlichen Blattern aus Mangel der Pflege und medicinischen Hülfe sterben, dieses gereicht der Inoculation zum besondern Vortheile, weil die Freunde der menschlichen Wohlfarth sie vorzüglich unter der Menge der Gemeinen und Armen gern eingeführt sähen. Ich bin hier nicht ausführlicher, weil der Moralist eine genauere umständlichere und gründlichere Beantwortung billig der Erfahrung und Einsicht der Aerzte überläßt. Ich konnte aber auch nicht unterlassen, das Wichtigste anzuführen, was die physikalischen Vortheile der Inoculation und die Einwendungen wider sie betrifft, weil die Moralität derselben vornemlich aus ihrer erweislichen Nützlichkeit oder Gefährlichkeit entschieden werden muß.

Ich will nicht läugnen, daß man in dieser wichtigen Sache noch immer mehr Licht wünschen könne. Vielleicht sehen die Meisten im Mittage besser, als an einem noch so hellen Morgen. So viel ist unterdeß aus

dem, was man schon von den gewöhnlichen Wirkungen der natürlichen Blattern und von den Schicksalen der Inoculation weis, vollkommen gewiß, daß die Gefahr für das menschliche Leben bey den natürlichen in einem hohen Grade mannichfaltiger, gewisser und gröſſer, als bey den künſtlichen Blattern sey. Es iſt möglich, die Blatkern niemals zu haben. Wie geringe iſt aber nicht diese Möglichkeit gegen die Möglichkeit, von denselben angegriffen zu werden? Man kann hoffen, nicht an den natürlichen zu ſterben; allein es iſt unendlich mehr Hofnung da, ſich durch die künſtlichen von der groſſen Gefahr und gewöhnlichen Tödtlichkeit der natürlichen zu befreyen. Nun kömmt es darauf an, was Moral und Religion auf die Fragen antworten: Darf der Menſch unter den Gefahren, die für ſein Leben möglich ſind, die geringere der gröſſern, die ungewiſſere der gewiſſern vorziehen? Darf er ſich in jene begeben, weil er viel dabey hoffen darf; weil er viele ſichre Mittel wider ſie in ſeiner Gewalt hat, um ſich vor einer Gefahr in Sicherheit

heit zu ſetzen, bey welcher er ſich nur mit einer ſchwachen Hoffnung der Errettung ſchmeicheln kann, auch nicht ſo vieler Mittel wider ſie mächtig iſt? Sündigt er, wenn ers thut, oder iſt es ihm erlaubt? Kann man alſo die Inoculation ohne Verſündigung billigen, und muß man ſie anrathen, und befördern, oder nicht?

Hundert und 17tes Stück.

Wenn an der Inoculation von den vielen Tauſenden, die ſie ausgeſtanden haben, niemand geſtorben; wenn es zugleich unwiderſprechlich bewieſen wäre, daß alle Menſchen ohne Ausnahme durch ſie in die vollkommenſte Sicherheit vor einem neuen Anfalle der Blattern geſetzt würden: So wäre ſie nicht allein erlaubt; ſie wäre unwiderſprechlich eine Pflicht; ſie zu unterlaſſen, wäre eine Verſündigung wider ſich ſelbſt, wider das allgemeine Beſte, wider

Gott.

Gott. Nun kann man fragen, was man thun dürfe, da bey den künstlichen Blattern einige, obgleich eine höchst geringe Möglichkeit des Todes ist?

Ob Handlungen sündlich oder unsündlich, erlaubt, oder verboten sind, dieses muß aus unsern durch göttliche und obrigkeitliche Gesetze bestimmten Pflichten gegen uns selbst, gegen andre, gegen das allgemeine Beste, und gegen Gott entweder unmittelbar, oder durch richtige Folgerungen aus denselben entschieden werden. Göttliche und obrigkeitliche Gesetze giebt es nicht, welche die Inoculation als eine sündliche und unerlaubte Handlung verdammen; also muß die Entscheidung für sie oder wider sie aus den allgemeinen unstreitig darinnen gegründeten Wahrheiten genommen werden. Dieses muß jeder Feind der künstlichen Blattern eingestehen.

Der Mensch hat Pflichten gegen sich selbst; er darf sein Leben und seine Gesundheit in keine Gefahr setzen; er muß es zu erhal-

halten suchen: Dieß ist seine Schuldigkeit. Niemand zweifelt an dieser Wahrheit. Aber ist sie in einem uneingeschränkten Verstande, oder ist sie nur unter gewissen Bestimmungen wahr? Das letzte ist unläugbar; eben so gewiß, als dieß, daß der Mensch durch den Gebrauch aller von Gott unverbotnen Mittel seine Gesundheit und sein Leben vor grosen, gewissen, und höchstwahrscheinlicher Weise unausbleiblichen Gefahren in Sicherheit setzen dürfe. Dürfen wir unser Leben in keinem einzigen Falle, unter keiner Bedingung und Absicht, einiger Gefahr aussetzen; müßten wir dasselbe nach dieser Regel, als unser höchstes irrdisches Gut betrachten; So würde es Sünde seyn, Lebensarten und Geschäffte zu erwählen, so nützlich sie auch und so unentbehrlich sie dem allgemeinen Besten und unsrer eignen Wohlfarth seyn möchten, sobald sie mit einiger Möglichkeit des Todes durch sie verbunden sind. Die Aeltern, und selbst die Obrigkeiten würden keine Gewalt haben, uns zu denselben zu verbinden. Kein Frauenzimmer dürfte heyrathen; niemand dürfte sich auf die See wa-

gen;

gen; niemand dürfte in Kriegsdienste treten; niemand dürfte sich in einige Gefahr begeben, um andre daraus zu erretten. Um nun aus unsern Pflichten gegen unsre Gesundheit und unser Leben zu bestimmen, ob die Inoculation erlaubt oder sündlich sey; So muß man nicht fragen: Ist die Inoculation sündlich, weil sie nicht von aller möglichen Gefahr des Lebens befreyt ist, sondern die Frage muß also eingerichtet werden: Darf man bey der unläugbaren großen Gefahr, worein das menschliche Leben durch die natürlichen Blattern gesetzt ist, sich in die äußerst geringe Gefahr der Inoculation begeben, in der Absicht, solches vor jener zu bewahren? Und darf man dieses, weil man eben dadurch für sein Leben und die Erhaltung und Verlängerung seiner Gesundheit sorgen will? An der sittlichen Güte und Rechtmäßigkeit dieser Absicht kann niemand zweifeln, weil eben darinnen unsre Verbindlichkeit gegen unser Leben besteht. Folglich ist es eben so viel, als ob man fragte: Darf man sich einer

gröf-

gröſſern und gewiſſern Gefahr des Todes dadurch entziehen, daß man ſich ohne Beleidigung höherer und andrer Pflichten einer viel geringern und ungewiſſern bloß ſtellt? Niemand darf zweifeln, daß dieſes erlaubt ſey, und damit dieſes unſtreitiger erhelle: So darf man nur den Fall einer Krankheit ſetzen, worinnen es möglich, obgleich ſehr ungewiß iſt, von ihr befreyt zu werden, wenn man derſelben ihren gewöhnlichen Lauf läßt; worinnen man aber durch den Gebrauch eines Mittels leichter gerettet werden kann, deſſen glücklicher Ausgang zwar einigermaßen, aber doch nicht in einem ſo hohen Grade ungewiß iſt, als der glückliche Ausgang der Gefahr, wofern es nicht gebraucht wird. Nun ſind alle Menſchen in einer unläugbar groſſen Gefahr, die natürlichen Blattern zu bekommen und daran zu ſterben, wie geſund ſie auch itzt ſeyn mögen. Auch kann niemand ſagen, wie ſehr entfernt dieſe Gefahr ſey, weil ſich die Merkmale derſelben itzt nicht zeigen. Dieſer Gefahr kann der Menſch durch die Wahl einer viel geringern Gefahr bey der Inocula-

tion

zion ausweichen, wenn er nur ein dazu tüchtiges Subject ist, wovon die Entscheidung seinem Arzte überlassen wird! Warum sollte er dem durch die Wahl der geringern Gefahr nicht für sein Leben sorgen dürfen, da er sie als ein Mittel zum glücklichen Ausgange dieser Sorge wählt? Alles, was man mit einigen Schein einwenden kann, ist dieses: In die Gefahr, von den natürlichen Blattern befallen zu werden, und an denselben zu sterben, bin ich durch den Lauf der Natur von Gott gesetzt; in die Gefahr, an den künstlichen zu sterben, setze ich mich selbst, wenn sie gleich unendlich geringer ist, als jene. Hier werde ich an dem Verluste meines Lebens schuld, wenn derselbe erfolgt; bey den natürlichen Blattern nicht. Man ist unschuldig, wenn man an einer Krankheit stirbt, die man sich nicht giebt: Ist man eben so unschuldig, wenn man an einer stirbt, die man sich selbst gegeben hat? Der Einwurf kann verblenden; allein das Verblendende verschwindet bey einer genauen Untersuchung. In die Gefahr, an den natürlichen Blattern zu sterben, ist der Mensch von

Gott

Gott gesetzt: Das ist in gewisser Absicht wahr, in so fern nämlich sie nun durch den Lauf der Natur über das menschliche Geschlecht verhängt ist, in gewisser Absicht aber falsch, wofern der Mensch in dieser Gefahr bleiben will, ungeachtet er sich aus derselben retten, oder sie vermindern kann. Kann er beydes durch die Inoculation: So muß wenigstens dieß eingestanden werden, daß ihr Gebrauch nicht sündlich bey denen sey, welche sich aus der Erfahrung überzeugen, daß sie die Schuld sich zuschreiben müssen, wenn sie von den so sehr tödtlichen natürlichen Blattern überfallen und davon hingerissen werden, weil sie ihnen durch die im höchsten Grade sichere und heilsame Inoculation zuvorkommen können. Wüßte man von einer andern Krankheit vorher, daß sie uns bevorstünde, und aller Wahrscheinlichkeit nach tödtlich seyn würde; wüßte man zugleich nur mit gleicher Wahrscheinlichkeit, daß wir derselben entgehen könnten, wenn wir ein nicht von aller möglichen Gefahr befreytes Mittel gebrauchen wollten: Könnten wir wohl sagen, daß wir uns, bey dem unter-

laßnen Gebrauche deſſelben, die höchſtwahrſcheinlich tödtliche Krankheit nicht gegeben hätten? Durch wen iſt eine Gefahr gröſſer, oder geringer, als durch Gott, der den Lauf der Natur ſo anordnet und einrichtet, daß eben eine gröſſer, die andre geringer, und immer eine ein Mittel wider die andre iſt? Wie kann alſo derjenige ſündigen, der eine geringere, wenn ſie ein Mittel iſt, einer gröſſern auszuweichen und zuvorzukommen, als einen Wink der göttlichen Vorſehung, oder wenigſtens als eine Erlaubniß derſelben betrachtet, dieſer zu entgehen? Die Regel: Niemand darf Böſes thun, daß Gutes heraus komme, kann hier zur Entſcheidung nicht gebraucht werden; denn das Böſe, wovon ſie redet, ſind erwieſene und wirkliche Uebertretungen göttlicher Geſetze. Hier aber wird erſt gefragt: Ob die Inoculation der Sündlichkeit überführet werden könne? Da nun das Gegentheil aus dem, was ich geſagt habe, unläugbar iſt: ſo wäre die Anwendung dieſer Regel zur Entſcheidung, ohne eine vorhergehende

gründliche Widerlegung des Behaupteten ein unverantwortlicher Misbrauch seyn.

Erhellet aus allen diesen Betrachtungen, daß derjenige, welcher sich durch die Hülfe der künstlichen Blattern den mannichfaltigen und großen Gefahren der natürlichen zu entziehen sucht, nicht wider die Pflichten sündige, die er sich selbst schuldig ist: So sündiget er gewiß noch weniger wider die Pflichten gegen andre, und gegen das allgemeine Beste, weil besonders dieses, durch die unstreitige Erhaltung vieler Menschen durch sie in einem hohen Grade befördert wird. Die Glückseeligkeit andrer Menschen ist unläugbar eben sowohl ein wesentlicher Endzweck unsrer Bemühungen und Handlungen, als unsre eigne. Die höchste mögliche Sicherheit unsers Lebens gehört unter die nothwendigen Mittel zu diesem Endzwecke. Wird nun diese in dem Grade vermehrt, in welchem eine sehr große Gewißheit des Todes vermindert wird, und dieses geschieht, nach den häufigsten unstreitigsten Erfahrungen, durch die Inoculation so sehr, daß die

Gefahr, an den natürlichen Blattern zu sterben, durch sie beynahe völlig gehoben wird, indem diejenige, die bey derselben übrig bleibt, fast für keine gerechnet werden kann: So haben wir ein herrliches Mittel mehr, die allgemeine Wohlfahrt zu befördern: Sie ist überdieß ein Mittel, dessen Nutzen in der göttlichen wohlthätigen Vorsehung und Regierung des Laufes der Natur gegründet ist, weil wir Gott eine falsche Einrichtung unsers Körpers zu danken haben, vermittelst welcher die künstlichen Blattern mit beynahe gar keiner Gefahr verbunden sind. Wie könnte also der Gebrauch eines solchen Mittels sündlich gegen andre und eine Beleidigung unsrer Pflichten gegen das allgemeine Beste seyn? Die Art, wie es gebraucht wird, kann sündlich werden; allein der regelmäßige Gebrauch kann es nicht seyn. Er ist nicht allein erlaubt; er wird so gar eine tugendhafte und gottgefällige Handlung, wenn er theils mit Dankbarkeit gegen Gott für die Entdeckung eines so vortrefflichen Mittels, theils mit einem demüthigen Vertrauen zu seinem Beystande

und

und Gregen, theils mit einer freudigen Ueberlaſſung und Ergebung in ſeinen Willen wegen des Ausganges, theils mit der Abſicht verknüpft iſt, ſein Leben für andre zu erhalten, ſolches mit gröſſrer Sicherheit der Beförderung ihrer Glückſeligkeit widmen zu können, oder auch ſeine allzufurchtſamen Mitbürger durch ſein Beyſpiel zu einer nützlichen Nachfolge aufzumuntern. Heftige, unbillige, und vielleicht mehr unverſtändige, als unbillige Feinde der künſtlichen Blattern haben zwar ſowohl in Engelland, als hier, vorgegeben, daß ſie die Epidemie der natürlichen verurſachten, und deswegen ſoll ſie ſündlich ſeyn. Allein ungerechter kann kein Vorwurf ſeyn, als dieſer. Denn hat es wohl vor der Inoculation irgend ein Jahr gegeben, wo in groſſen Städten wenigſtens nicht einige die natürlichen Blattern bekommen hätten; zu geſchweigen, daß man das Anſtecken bey den künſtlichen verhindern kann, und bey dieſen nicht, weil ſie nicht vorher geſehen werden können?

Eben so leicht ists zu beweisen, daß die Inoculation in Ansehung unsrer Verhältnisse gegen Gott unsündlich sey. Wäre sie sündlich in Absicht auf ihn: So müßte sie die Pflichten beleidigen, die wir dem höchsten Wesen schuldig sind. Man müßte beweisen können, daß der Gebrauch derselben die Liebe, die Ehrfurcht, die Dankbarkeit, und das Vertrauen gegen ihn, die Ergebung und Unterwerfung unter seinen Willen beleidige. Die Beobachtung dieser wesentlichen Verpflichtungen gegen ihn kann freylich hier, wie bey dem Gebrauche aller andern göttlichen Wohlthaten, vernachläßiget werden. Man ist freylich verbunden, bey der Inoculation als einem nützlichen und bewährten Mittel zur Erhaltung und Verlängerung unsers Lebens seine Weisheit und Güte zu bewundern, welche von Zeit zu Zeit den Menschen sichre und heilsame Mittel wider gegenwärtige, oder immer bevorstehende und unausbleibliche Gefahren des Lebens entdecken läßt. Man ist auch verbunden, wenn man einmal von der Nützlichkeit der Inoculation überführt ist, solche als eine

Wohl-

Wohlthat zu betrachten, ihm für dieselbe zu danken, sie nicht ohne Vertrauen zu ihm und ohne eine willige Ergebenheit in seine Regierung aller Dinge und folglich auch des glücklichen oder auch vielleicht unglücklichen Erfolges zu brauchen. Wer diese Schuldigkeiten vernachläßigt, sündigt; aber nicht durch den Gebrauch der Inoculation, sondern durch die Unterlassung der Pflichten, die er hier eben sowohl als bey andern Handlungen beobachten sollte. Gott hat uns geboten, unser Leben und das Leben andrer Menschen in keine muthwillige und gewisse Gefahr zu setzen. Dieses Gesetz, nicht zu tödten, wird durch die Mittheilung künstlicher Blattern so wenig beleidigt, daß man sie vielmehr als ein Mittel zur Erfüllung desselben betrachten kann; denn sie tödten nicht mehr, als andre Arzeneymittel oder Präservative, deren Gebrauch in den meisten Fällen und Umständen heilsam, zuweilen aber tödtlich, oft auch mit augenscheinlicher, obgleich nicht ganz unfehlbarer Gefahr verknüpft und dennoch erlaubt ist. Man thut dadurch auch keinen Eingriff in seine Herrschaft über

unser Leben und in die Bestimmung seines Zieles und Endes, weil er ungeachtet dieser Herrschaft und Bestimmung nicht allein zugelassen, sondern selbst befohlen hat, alle ihr sich unschuldige und mit keinen andern Pflichten gewiß und offenbar streitende Mittel zur Erhaltung und Verlängerung unsers Lebens zu gebrauchen, und solches vor gröſsern und gewissern Gefahren selbst durch die Wahl geringerer und ungewisserer Gefahren in Sicherheit zu setzen. Man versucht auch weder seine Güte noch seine Weisheit durch den Gebrauch der Inoculation. Denn was heißt der Ausdruck, Gott versuchen? Man versucht ihn, wenn man Handlungen unternimmt, in der Absicht, ihn zu neuen und ausserordentlichen Beweisen seiner Vorsehung und seiner Wahrheiten zu bewegen; wenn man sich in Gefahren begiebt, aus welchen man nicht ohne Wunder, nicht ohne eine unmittelbare Anwendung seiner Macht, durch die Unterbrechung des gewöhnlichen Laufes der Natur, errettet werden kann; oder wenn man freventlich seine Gesetze beleidigt, um zu erfahren, ob man nicht ungestraft

ge-

geahndet sündigen könne. Es ist unmöglich, Gott in einem andern Verstande zu versuchen. Ist dieses unstreitig, so kann man denen, welche sich durch die künstlichen Blattern vor der Gefahr der natürlichen in Sicherheit setzen wollen, den Vorwurf nicht machen, daß sie Gott versuchen. Denn sie verlangen keine neue Beweise seiner Vorsehung; sie richten vielmehr ihr Verhalten nach denen ein, die er schon gegeben hat. Sie wagen sich in keine Gefahr, woraus sie durch Wunder befreyt werden müßten; denn die Inoculation ist selbst ein glückliches und von Gott gesegnetes Mittel wider die große Gefahr, die mit den natürlichen Blattern verknüpft ist. Wie können sie also beschuldiget werden, Gott zu versuchen?

Vielleicht sagt man, es erhelle wohl aus dem, was ich gesagt habe, daß ein Mensch, der in den Jahren ist, wo er selbst von seinen Handlungen Rechenschaft geben kann, sich inoculiren lassen dürfe; aber alles dieses beweise noch nicht, daß ein Vater berechtiget sey, das bey seinen Kindern zu

thun, was ihm in Absicht auf seine eigne Person erlaubt ist. Ich antworte darauf, daß ein Vater berechtiget sey, alles das zum Nutzen seiner Kinder zu thun, was sie selbst, nach aller Wahrscheinlichkeit thun würden, wofern sie des völligen und besten Gebrauchs ihrer Vernunft so mächtig wären, als er. Ich beweise dieses nicht; denn wer hat nöthig, Wahrheiten zu beweisen, an denen in keinem andern Falle gezweifelt wird? — — Aber wenn nun einem Vater, der seine Kinder inoculiren läßt, eins sterben sollte; Womit könnte der sich trösten? — — Und ich frage, wenn ein Vater seine Kinder an den natürlichen Blattern verliert, da er sie durch das bewährte Mittel der Inoculation retten könnte: Womit will sich der trösten? Nun es einmal erfunden ist, kann niemand zu seinem Troste sagen: Gott hat den Tod der Kinder, die an den natürlichen Blattern sterben, verhängt; denn eben seine Vorsehung und Regierung des natürlichen Laufs der Dinge ist es, welcher wir die Entdeckung eines heilsamen Mittels wider diese Gefahr

des

des Lebens zu danken haben. Ein Vater, der ein Kind an den künstlichen Blattern verliert, hat weit mehr Gründe sich zu trösten, als der, dem es an den natürlichen stirbt, weil er mehr Gründe hat, die Inoculation zu gebrauchen, als zu unterlassen.

Ein Vater, der sich zum Gebrauche dieses Mittels entschließt, denkt: Ich habe nach dem, was mich die Erfahrung lehrt, beynahe keine Hoffnung, daß meine Kinder von den Blattern werden befreyt bleiben. Bekommen sie die natürlichen: So ist die Gefahr des Todes sehr groß. Wenn sie auch nicht an denselben sterben: So können sie doch sehr an ihrer Gesundheit leiden; sie können auch sehr dadurch verunstaltet werden. Erwachsen sie, ohne daß sie ausbrechen: So ist die Gefahr für ihr Leben, ihre Gesundheit, ihre Gestalt und Schönheit, die unstreitig auch eine göttliche Wohlthat ist, um so viel gröſſer und furchtbarer, je älter sie sind. Sie können ausbrechen, wenn der Körper schon durch andre gegenwärtige Krankheiten geschwächt, oder wenn

er durch andre Umstände unmächtig ist, sie zu überwinden; oder wenn ihnen kein Arzt zur Hülfe kommen kann; besonders bey meinen Töchtern, wenn gewisse an sich gefährliche Veränderungen der Natur zum erstenmale bey ihnen erfolgen sollen; wenn sie schwanger sind, oder wenn eine kurz vorher erfolgte Entbindung ihren Körper entkräftet hat; wenn es ihnen endlich auch in Absicht auf die Liebe ihres Mannes nicht ganz gleichgültig seyn kann, ob sie durch die Blattern verunstaltet werden, oder nicht. Wider so mannichfaltige, so bedenkliche und große Gefahren ist die Inoculation ein bewährtes Mittel. Ich bin gewiß, daß sie die künstlichen Blattern nicht bekommen, wofern sie von den natürlichen befreyt geblieben wären. Gott hat den Gebrauch der Inoculation fast bey allen gesegnet, die sich derselben bedient haben. Sie befreyt sie von allen den Gefahren, die bey den natürlichen Blattern möglich und gewöhnlich sind, weil es ihnen da an keiner Pflege und Vorsorge fehlen kann; weil sie auch dazu vorbereitet werden. Ich habe alle nur mögliche

Wahr-

Wahrscheinlichkeit, daß ich ihr Leben dadurch verlängere, und sowohl ihre Gesundheit, als ihre Gestalt vor höchstverdrüßlichen Zufällen bewahre. Da nun Gott dieses Mittel bey so vielen andern gesegnet hat, so betrachte ich eben diesen Segen als eine Aufmunterung zum Gebrauche desselben; und entschließe mich im Vertrauen auf ihn dazu. Ich überlasse, in Absicht auf den Ausgang, meine Kinder seiner Vorsehung. Ist er glücklich, wie er mich selbst hoffen heißt, weil so viele schon von der Gefahr an den natürlichen Blattern zu sterben dadurch befreyet worden sind, so werde ich ihm für die Erhaltung derselben, als für eine neue Wohlthat danken. Stimmt der Ausgang aber nicht mit meinen Wünschen überein: So beruhige mich meine väterliche Absicht, ich that, was nach tausend Erfahrungen ein sichres Mittel zur Verlängerung ihres Lebens war, für welches ich alle nur mögliche Sorge zu tragen verbunden bin. Was wohl derjenige, der die Inoculation unterläßt, eben so viel für die Unterlassung derselben zu sagen?

Sind

Sind diese Betrachtungen, wie ich glaube, gegründet: So muß der Gebrauch der Inoculation der Ueberlegung und Freyheit eines jeden überlassen werden, und nun versündigt sich, nach meiner Einsicht, wenn man sie, ohne es unwidersprechlich beweisen zu können, als unerlaubt widerräth, und das Gewissen seiner Nebenmenschen ohne Grund beunruhiget. Gesetzt, sie wäre für die Vornehmern und Reichern, welche sich selbst und ihren Kindern, alle nöthige Pflege, Aufsicht und Hülfe der Aerzte verschaffen können, keine so große Wohlthat, als sie doch für das ganze menschliche Geschlecht zu seyn scheint; so ist sie es doch gewiß für den großen Haufen der Niedrigen und Armen, denen die Vortheile der Vornehmen und Reichen fehlen. Man weiß, wie sehr die Menge in ihren Entschließungen von den Meinungen derer abhänget, denen sie ihres Standes wegen, mehr Einsichten zutraut, als sich. Wofern nun solche, die den Niedrigen den Ton geben können, wider die Inoculation sprechen, ohne einmal zu wissen, was dieselbe empfehlen

kann;

kann; wofern sie alles nacherzählen, was ihr zum Nachtheile gereicht, wenn es auch falsch und vielleicht schon oft widerlegt worden ist; wofern sie immer sagen, was sie selbst nicht thun möchten, ohne einmal gehörig untersucht zu haben, was sie thun sollten; wofern sie dadurch die Menge irre, und von dem Gebrauche eines oft gesegneten Mittels abwendig machen, und es sterben alsdann viele Kinder an den natürlichen Blattern, welche die Inoculation errettet haben würde, wofern sie nicht durch sie in ein übles Geschrey gebracht worden wäre? Wie sehr verschulden sie sich nicht! Da sie zugleich dadurch die wohlthätigen Absichten und Anstalten unsers liebenswürdigen Königes hintertreiben: Womit können sie dieses vor ihrem eignen Gewissen verantworten? Werden sie nicht von dem Verluste aller der Vortheile, die aus der ungehinderten Inoculation entsprungen seyn würden, Rechenschaft zu geben haben? Nun sind, seit ungefähr drey Monaten mehr als zehnhundert Menschen von den natürlichen Blattern hingerissen

worden

worden. Man nehme an, daß unter diesen dreyhundert nicht hätten inoculirt, und folglich durch die Hülfe der künstlichen Blattern nicht gerettet werden können; man nehme ferner an, daß wenn die übrigen fünfhundert inoculirt worden wären, zehn Personen ihr Leben nicht gerettet hätten, und das ist doch das Höchste, was man zugestehen kann; denn die neuern Erfahrungen bestätigen, daß von fünfhundert, von achthundert, von funfzehnhundert, von zweytausenden nur ein Inoculirter stirbt: So würden in diesem Jahre mehr als vierhundert und neunzig Menschen bey dem Leben erhalten worden seyn. Wer besitzt so wenig Liebe gegen seine Nebenmenschen, so wenig Liebe zu seinem Vaterlande, daß er die Erhaltung von mehr als vierhundert und neunzig Menschen nicht für eine sehr große Wohlthat der göttlichen Vorsehung halten sollte? Dürfen wir daran zweifeln, daß uns die Güte Gottes diese Wohlthat eben so wohl als andern Nationen erzeigt haben

würde

würde, da es in unſerm Vaterlande noch keine erweislichen Exempel giebt, daß einer an der Inoculation geſtorben ſey, ungeachtet diejenigen, die glücklich inoculirt worden ſind, beynahe eine Anzahl von Zweybunderten ausmachen? Eine ſo große Wohlthat wird dem menſchlichen Geſchlechte durch die Inoculation angeboten: Wollen wir durch unüberlegte Geſpräche wider ein ſo oft geſegnetes Mittel, uns den Vorwurf zuziehen, derſelben unſer Vaterland beraubt zu haben? Wer die Inoculation anräth, weil er ſich durch ſorgfältige Unterſuchungen von der Gemeinnützigkeit derſelben überzeugt hat, der ſündigt nicht, weil er keine unerlaubte Handlung anpreiſet, zumal wenn er zugleich jedem den Rath giebt, ſelbſt zu unterſuchen, und alsdann ſich nach ſeiner beſten Einſicht und Ueberzeugung zu entſchließen. Ein ſolcher kann ſich bey jedem Erfolge beruhigen; kann wohl aber der, der das Gegentheil anräth, eben ſo ruhig ſeyn?

Geistliche Lehrer haben zwar keine nähere Verbindlichkeit, als andre, sich die Beförderung der irrdischen Wohlfahrt ihrer Nebenmenschen besonders angelegen seyn zu lassen. Unterdeß haben sie mehr Gelegenheit als andre, die Zulässigkeit und Nützlichkeit der Inoculation unter den Geringen und Armen bekannt zu machen und anzupreisen. Ein besondrer Grund, welcher sie dazu reizen und antreiben kann, ist der, daß diejenigen, die wider sie sprechen, so viel von der Sündlichkeit derselben reden, ohne einmal gehörig unterrichtet zu seyn, was eine Handlung sündlich macht. Kein Gewissen darf beunruhigt werden, und wer ist geschickter, solches vor falschen Beunruhigungen zu bewahren, als Lehrer, die ihres Amtes wegen wissen müssen, was Gewissen und Religion erlauben oder verbieten?

Hundert und 18tes Stück.

Bey einem athenienſiſchen Gaſtmale, welches Xenophon ſeiner Beſchreibung werth geachtet hat, weil, nach ſeinem Urtheile, nicht allein die ernſthaften Handlungen, ſondern auch die Scherze großer und vortrefflicher Männer für die Nachwelt aufgezeichnet zu werden verdienten, wurde, nach verſchiednen witzigen und muntern Unterredungen, die Frage aufgeworfen, worauf ſich wohl jeder von den Gäſten am meiſten einbildete. Die Abſicht, dem Geſpräche Mannigfaltigkeit und Lebhaftigkeit zu geben; (denn die alten Griechen kamen zuſammen, mehr um mit einander zu ſprechen, als die Kunſt ihrer Köche zu bewundern;) vielleicht auch der verſchiedne Charakter der Anweſenden machte, daß die Antworten ſehr verſchieden ausfielen. Einer verſicherte, ſich am meiſten darauf einzubilden, daß er die Kunſt verſtünde, die Menſchen in viel

kürzerer Zeit gerecht zu machen, als andre brauchten, ſie bloß von der Beſchaffenheit der Gerechtigkeit zu unterrichten; ein andrer darauf, daß er den Homer auswendig wüßte; ein andrer, daß er arm wäre; ein andrer, daß er mächtige Freunde hätte; und ein Luſtigmacher darauf, daß er jede Geſellſchaft zum Lachen bringen könnte. Endlich kam die Reihe an einen *Lycon*, der mit ſeinem Sohne Autolycus, einem ſehr rechtſchaffenen und eben deswegen ſehr geachteten und geliebten Jünglinge zugegen war. Worauf ich ſtolz bin, ſagte er? Als wenn ihr nicht wüßtet, daß ich mir auf dieſen meinen Sohn am meiſten einbilde. Der edle Jüngling erröthete über dieſes zärtliche Lob, und man kann ſich leicht die Antwort vorſtellen, die er auf dieſelbe Frage gab, als ſie an ihn gethan wurde. Worauf hätte er ſich mehr einbilden können, als auf einen Vater, der ihm eine ſolche Erziehung gegeben hatte, daß er von den rechtſchaffenſten und weiſeſten Athenienſern, und ſelbſt von einem Sokrates geliebt wurde?

Man

Man wird nicht zweifeln, daß Lycon richtige und feine Begriffe von der Ehre gehabt habe. Auſſer derjenigen, die einem Vater perſönliche Verdienſte und Vollkommenheiten verſchaffen, giebt es keine, die ſchöner, glänzender, und dauerhafter wäre, als die frühe Tugend ſeiner Kinder. Er kann keinen unverdächtigern und glaubwürdigern Lobredner ſeiner eignen Klugheit und Rechtſchaffenheit haben, als die vernünftige und unverwerfliche Aufführung eines Sohnes in Jahren, wo es wegen des feurigen Blutes, das in ſeinen Adern wallt, wegen der Stärke der Sinnlichkeit, und wegen der Neuheit aller Gegenſtände, die der Einbildung und den Leidenſchaften ſchmeicheln, ſo leicht iſt, auf Abwege zu gerathen, und ſich in Ausſchweifungen einzulaſſen, welche eine allzuweitgetriebne Nachſicht gemeiniglich als Uebereilungen eines lebhaften und hitzigen Temperamentes vergiebt. Jeder Lobredner fremder Verdienſte beleidigt, oder ſchläfert ein: Aber wer kann den Adel und Glanz der Tugend in dem blühenden Geſichte, auf der heitern ſittſamen Stirn und in

den unschuldigen Sitten eines Jünglings seyn, ohne davon eingenommen zu werden? Die Liebe kömmt der Hochachtung zuvor, und darum findet sie einen freyern Eingang; man glaubt nur den edeln und liebenswürdigen Jüngling zu loben, und hat den Vater gelobt. Man rechnet ihm den Besitz eines solches Sohnes als ein Glück an; die Sorgen aber, die er auf die Erziehung desselben gewendet hat, versichern ihn, daß es ein verdientes Glück ist.

Zärtliche Aeltern kennen kein empfindlicheres Unglück, als den Verlust von Kindern, die ihrer Liebe würdig waren. Wie glücklich sind sie gleichwohl, wenn sie sich rühmen können, daß sie nie von ihnen, als durch ihren Tod betrübt worden sind! Durch die Hülfe dieser Vorstellung können sie selbst den Schmerz, sie verloren zu haben, mit Gelassenheit ertragen und besänftigen. Ich kenne keinen rührendern Beweis davon, als eben den Xenophon, den ich schon genannt habe. Er ist mit einem öffentlichen Opfer beschäftigt, als er die

Nach-

Nachricht erhält, daß sein Sohn, Gryllus, in dem Treffen bey Mantinea geblieben ist. Eine tiefverwundende Nachricht, da er einen Sohn verlor, der ihm ähnlich war! Der unglückliche Vater besaß unterdeß Größe des Geistes genug, das Opfer nicht zu unterbrechen; er nahm nur den Kranz ab, den er bey dieser feyerlichen Handlung tragen mußte. Auf die Frage, wie er gefallen wäre, vernahm er, daß sein Sohn nicht geblieben seyn würde, wenn er weniger heldenmüthig für das Vaterland gestritten hätte. So gleich setzte Xenophon den Kranz wieder auf, und betheuerte bey den Göttern, daß ihm die Tapferkeit seines Sohnes mehr Vergnügen, als sein Tod Bekümmerniß verursachte. Er hatte ihn für das Vaterland erzogen; zum Besten des Vaterlandes war er gefallen. Welch eine Ehre für den Sohn; welch ein Ruhm für den Vater, und zugleich welch ein Trost für ihn!

Es kann einen Vater das Unglück treffen, daß er sich seiner Kinder schämen muß,

ohne ihre Unordnungen und schändlichen Ausschweifungen durch eine verderbte Erziehung verschuldet zu haben. Ein solcher wird einigen Trost in dem allgemeinen Mitleiden mit seinem bedauernswürdigen Schicksale finden. Aber womit wollen sich Väter beruhigen, die sich den Vorwurf machen müssen, daß die Laster ihrer Kinder Folgen ihrer Sorglosigkeit in der Bildung ihrer Herzen zur Rechtschaffenheit und Tugend sind? Eine bessere Unterweisung, weniger Gelindigkeit und Nachsicht, eine heilsamere Strenge wider die ersten Fehler der Kindheit, eine frühzeitige Unterdrückung erwachender Leidenschaften, eine klügere Wahl ihrer Lehrer und Aufseher, mehr Sorgfalt, sie vor verderbten Gesellschaften und vor dem gefährlichen Eindrucke lasterhafter Beyspiele zu bewahren, hätten sie zum Stolze ihres Alters, ihrer Familie, und ihres Vaterlandes machen können: Welche kränkende Vorstellungen für einen Vater, wenn er zumal die Besserung derselben nicht mehr in seiner Gewalt hat? Ich kann mich deswegen nicht enthalten, alle Aeltern an die Lehre eines

nes alten Moraliſten zu erinnern, deſſen Sittenſprüche, ihrer Weisheit wegen, einen Platz in dem vortrefflichſten Buche erhalten haben, an eine Lehre, deren Beobachtung den Ruhm ihrer Tugend in dem Ruhme ihrer Kinder erneuern und fortpflanzen wird. Wer ſein Kind zeucht, das verdrießt ſeinen Feind, und erfreuet ſeine Freunde. Denn wenn ſein Vater ſtirbt, ſo iſts, als wäre er nicht geſtorben; denn er hat ſeines gleichen hinter ſich gelaſſen.

Hundert und 19tes Stück.

Je gröſſer und ausgebreiteter die Einſichten eines ehrdenkenden Mannes ſind, der über die allgemeine Wohlfarth ſeines Vaterlandes ſich ſo ſehr, als über ſeine eigne freuen kann, deſto lebhafter muß auch ſeine Bekümmerniß ſeyn, wenn er ſieht, daß der Fortgang der Fabriken, der Manufacturen, und aller Arten mechaniſcher Künſte durch Hinderniſſe aufgehalten wird, de-

ren Urſachen weniger phyſicaliſch und politiſch, als moraliſch ſind. Denn dieſe könnten leicht gehoben werden, wenn nur diejenigen, die Eine bürgerliche Geſellſchaft mit einander ausmachen, in ihren Geſinnungen und Handlungen weiſer und patriotiſcher ſeyn wollten, da hingegen die Schwierigkeiten der erſten Art oft gar nicht, oft in einer langen Zeit nicht überwunden werden können. Woran bey uns der Fehler liege, daß wir in den Manufacturen und Künſten, mit andern fleißigen und geſchäfftigen Nationen verglichen, noch immer zurück bleiben, das kann nicht ſchwer zu entſcheiden ſeyn. Phyſicaliſch können die Urſachen nicht ſeyn; denn wie geſegnet auch andre Länder vor dem unſrigen ſeyn mögen: ſo hat doch die Vorſehung dieſe Reiche zu den nützlichern Manufacturen faſt mit allen nöthigen rohen Materien verſehen; ſie erfordern bloß Fleiß und eine geſchickte und meiſterhafte Bearbeitung. Was uns allein fehlt, können wir uns eben ſowohl, als andre Völker, durch die Handlung und Schiffahrt verſchaffen. Politiſch ſind die

Hin-

Hinderniſſe der Fabriken auch nicht; denn wo iſt itzt in Europa eine monarchiſche Regierung, die ſichs mehr angelegen ſeyn läße, ſie in einen blühenden Zuſtand zu ſetzen, als die unſrige? Jeder Anfang iſt freylich ſchwer: Aber wie ſehr wird nicht dieſe Art der Schwierigkeit erleichtert! Es müſſen folglich die Urſachen ihres gehinderten Fortganges mehr von einer moraliſchen Beſchaffenheit ſeyn, und bey dieſen hat auch der Sittenlehrer ein Wort zu ſagen. Ich würde zu weitläuftig ſeyn müſſen, wenn ich mich bey denen aufhalten wollte, die ſich die Manufacturiſten, Kaufleute und Künſtler zu verweiſen haben. Ich will mich itzt nur auf ſolche einlaſſen, die den übrigen Mitgliedern des gemeinen Weſens zur Laſt gelegt werden müſſen. Zu dieſen rechne ich die Unzufriedenheit mit den einheimiſchen Waaren, die ausſchweifende Liebe zum Ausländiſchen, die gewiſſenloſe Unterſtützung und Verhehlung der Contrebande, die Beförderung derſelben dadurch, daß ſie Käufer finden, die unbilligen Beſchwerden über den höhern Preis deſſen, was im Reiche verfer-

tigt

tigt wird, und die ungerechte Verachtung gegen den Stand der Manufacturisten. Wofern man nicht ganz vergessen hat, was jeder Bürger dem Besten seines Vaterlandes schuldig ist: so wird man auch nicht läugnen können, daß alles dieses in einem hohen Grade unmoralisch sey, ungeachtet es wenigen einfällt, daß man die Pflichten eines guten Bürgers dadurch so sehr, als durch andre Abweichungen von den Gesetzen beleidige.

Ich würde unter den Hindernissen der Manufacturen das Misvergnügen über die öffentliche Unterstützung derselben oben angesetzt haben, wenn eine gütige und menschenfreundliche Regierung durch dasselbe von ihrem Eifer, sie zur Festigkeit und zu einem blühenden Zustande zu bringen, abgewendig gemacht würde. Wahre Väter des Volkes hören in einem solchen Falle nicht auf, als Väter zu handeln, und gleichen grosmüthigen und rechtschaffnen Aeltern, die sich an das Misvergnügen ihrer Kinder über Anstalten, die auf ihren wahren Vortheil

theil abzielen, nicht kehren, und, ohne Rücksicht auf die schuldige Dankbarkeit derselben, in ihren wohlthätigen Bemühungen zum Glücke derselben unermüdet fortfahren. Unterdeß ist ein solches Misvergnügen so schändlich, als unerlaubt. Nicht alle vortrefflichen Absichten gelingen: Sind sie darum weniger löblich oder sind sie einem Sully oder Colbert alle gelungen? Kann uns der unglückliche Ausgang irgend eines wohlgemeinten und durch wahrscheinliche Hoffnungen begünstigten Unternehmens von unsrer Verpflichtung zur Dankbarkeit dafür befreyen? Von welcher Erkenntlichkeit und Zuneigung sollte man nicht durchdrungen werden, wenn man sieht, daß ein Theil von den gewöhnlichen öffentlichen Einkünften angewendet wird, den Fleiß aufzumuntern, jede nützliche Geschäfftigkeit zu unterstützen und uns dadurch reicher zu machen, da der Majestät das Recht zukömmt, zu Beförderung derselben so gar neue und ausserordentliche Abgiften aufzulegen? Wofern wir uns solche Klagen erlauben wollten, wenn an unserm Glücke gearbeitet wird: Wo-

könn-

könnten wir denn mehr thun, wenn die Schätze des Staates zum Verderben deſſelben gemisbraucht und verſchwendet würden? Unſer König iſt nur ſparſam, wo ſein Vergnügen mit dem Nutzen ſeines Volkes ſtreiten würde: er iſt aber großmüthig und freygebig, wenn die Glückſeeligkeit ſeiner Unterthanen durch ſeine Wohlthätigkeit einen neuen Zuwachs erhalten kann. Alle ſeine Abſichten und Handlungen beweiſen es. Wie unwürdig müßten wir denn nicht eines ſolchen Titus ſeyn, wenn wir in dem Könige den Vater verkennen, und dasjenige auch nur mit einiger Unzufriedenheit anſehen könnten, was eine feurige Dankbarkeit und Bewunderung verdient?

Da man weis, mit welchen Augen eine verirrte unerleuchtete Liebe zum Vaterlande die Ausländer im Staate zu betrachten pflegt, die, ſo bald ſie nicht allein an den Vortheilen, ſondern auch an den Laſten deſſelben, und zugleich an der Beförderung des allgemeinen Beſten durch Arbeit und Fleiß Theil nehmen und ſeine wahre Stärke ver-

vermehren, nicht mehr für Fremde, ſondern für nützliche und werthe Mitglieder des gemeinen Weſens gehalten werden ſollten: So kann man ſich nicht genug darüber verwundern, daß einheimiſche Arbeiten ſo ſehr verachtet ſind, ausländiſchen aber ein ſo unpatriotiſcher Vorzug gegeben wird. Unſre eignen Tücher, unſre ſeidnen und halbſeidnen Stoffe und andre Arten von Waaren, werden von manchen unſrer Herren und Damen kaum des Anſehens gewürdigt, ungeachtet vielleicht ihr Geſchmack in andern Dingen eben nicht ſo gar fein und zärtlich iſt. Wären ſie in Holland oder Frankreich geſtempelt, würden ſie begierig aufgekauft werden; Gewebe, Zeichnung, Zurichtung, alles würde vortrefflich, alles auſſerordentlich und allerliebſt ſeyn. Wie manches Stück Waare von däniſchen Meiſtern verfertigt läge noch, und erwartete vergeblich einen Käufer, wenn es nicht mit einer verſtellten kaufmänniſchen Furcht ganz in geheim, als wenn es ein Verbrechen wäre, ſolches öffentlich vorzuzeigen, für fremd ausgegeben, und ſo zu ſagen, incognito verkauft

kauft würde? Ich weis, daß es Nationen giebt, die nicht edler denken! Rühmen wir uns aber nicht, vaterländiſcher, als andre, geſinnt zu ſeyn? Können es unſre Arbeiter den Fremden noch nicht gleich thun: Wer kann ſich darüber wundern? Immer andern nachgeſetzt, immer verachtet zu werden: Wer kann ſich dadurch anfeuern laſſen, ſeine Arbeit beſſer zu machen? Und wenn ſie gleichwohl edler dächten, als der, der ihren Fleiß verachtet: Wie können ſie bey ihrem Schickſale zu Kräften kommen, um die Ausländer erreichen und mit ihnen um den Vorzug eifern zu können? Ein Patriot, an dem alles, was er trägt, fremd und ausländiſch iſt, ungeachtet ihn der Fleiß ſeines Mitbürgers vielleicht eben ſo gut kleiden könnte, hat gewiß auf dieſen würdigen Namen eben ſo viel Anſpruch, als der Geizige des Moliere auf den Namen eines großmüthigen Mannes.

Verbotne Waaren einzuführen, und die eingeführten zu verbergen, iſt ein Verbrechen, das die Geſetze beſtrafen. Die Beſtrafung deſſel-

deſſelben iſt gerecht, und wohlthätig die Strenge, die ſich nicht fürchtet, das Wohl eines Uebertreters und ſeiner Familie dem allgemeinen Beſten aufzuopfern, da er ſolches ſelbſt, um der Hoffnung Eines unrechtmäßigen Gewinſtes willen wagt! Gelindigkeit und Nachſicht gegen einzelne ſchuldige Mitglieder des Staates würden eine Härte gegen alle ſeyn. Allein ſo wenig ein Kaufmann, der ſich durch Contrebande zu bereichern ſucht, das Mitleiden der Obrigkeit und des Publici verdient: So wenig handelt auch der ſeinen Pflichten gemäß, der verbotne Waaren kauft, und ſie den einheimiſchen vorzieht, wenn er weis, daß es verbotne ſind. Kein Kaufmann würde ſich der Gefahr ausſetzen, die mit der heimlichen Einführung fremder Arbeiten verbunden iſt, wenn er keine Käufer fände. Sie ſind es, die ihn anreizen, ſeiner Pflichten und beſonders ſeines Bürgereides zu vergeſſen. Aber auch nur einen einzigen Menſchen zum Meineide verleiten: Wie kann dieſes mit der Rechtſchaffenheit und dem Gewiſſen eines Bürgers und eines Chriſten beſtehen?

Allein bey den inländischen Arbeiten und Waaren verliert, wegen des höhern Preises derselben, der Kaufmann und der Käufer: beyde würden bey einer freyen und uneingeschränkten Handlung gewinnen. —— —— Ich will dieses eingestehen; allein man muß, wenn man patriotisch denken will, den Gewinst des Staates von dem Gewinste des Kaufmannes, und des Käufers unterscheiden. Wie viel verliert nicht der Staat, wenn diese auf fremde Waaren im Lande gewinnen? Er verliert unstreitig den Werth dessen, was die fremden Waaren bey den Ausländern kosten, das Arbeitslohn, das die Verfertiger inländischer Manufacturen gewonnen hätten, den Vortheil der vermehrten innerlichen Circulation des Geldes, und den grössern Beytrag, den er in den öffentlichen Abgaben von ihnen erwarten könnte. Die Berechnung ist leicht gemacht. Funfzig Ellen Tuch, hier gearbeitet, kosten hundert und fünf und zwanzig Reichsthaler. An Holland und Spanien bezahlen wir für sechzig Pfund rohe Wolle vierzig. Fünf und achtzig bleiben also im Staate.

Ge-

Gesetzt man kaufte eben dieses Stück bey den Ausländern um hundert Thaler, und für diesen Preis kann es gewiß nicht erkauft werden: So gewönnen zwar der Kaufmann und der Käufer fünf und zwanzig; allein fünf und achtzig wären für die Wollkratzer, die Spinner, die Weber, die Tuchscheerer, die Färber, die Presser, die Walker, und die Herren der Fabriken verloren, die Interesse von dem Gelde, das im Lande geblieben wäre, ungerechnet. Fremde hätten wir bereichert, und so viele inländische Familien müßten Mangel leiden, oder gar den Staat verlassen. Mit den seidnen Waaren verhält sichs nicht anders. Sechs und dreyßig Ellen geblumter Stoff kosten bey uns Neunzig Thaler. Fünf Pfund Seide aus Italien nehmen ungefähr Ein und dreyßig Reichsthaler weg; die Bearbeitung beträgt neun und funfzig. Diese bleiben im Lande zurück, und werden von den Seidenfärbern, den Kettenscheerern, den Gesellen und Lehrknaben, von den Patronzeichnern, den Patronlesern, den Cordonirern, den Morirern, von dem Herrn der Manufacturen, und von

dem gewonnen, der sein überflüßiges Geld auf Zinsen ausleiht. Vermehrt sich nun der Reichthum eines Landes durch den täglichen Umlauf von Stunde zu Stunde: So kann es niemanden schwer fallen, den erstaunlichen Verlust einzusehen, den ein Land leiden würde, wenn es sich seiner eignen Fabriken und Manufacturen berauben wollte, weil der Kaufmann und der Käufer eine Elle seidnen Zeug um einen etwas geringern Preis von den Fremden erhalten könnten. Der Staat würde nicht allein immer ärmer werden; er würde auch so viele Familien verlieren, die doch der wahre Reichthum und die eigentliche Stärke und Sicherheit desselben sind. Wie unbillig sind also nicht die Klagen über den höhern Preis unserer eignen Waaren! Wollte man nur die Familien, die dadurch gespeist, gekleidet und in den Genuß andrer Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens gesetzt werden, als Nothleidende und Arme betrachten: So sollte sich ein menschliches Herz mehr darüber freuen, als beschweren. Allein der Eigennutz kann sich niemals über die Wohlfarth

farth ſeiner Nebenmenſchen freuen, ob er gleich in der Verbindung mit dem Ganzen durch das, was er für ſeinen Vortheil hält, mehr verliert, als er zu gewinnen hofft. Die ungehinderte Einführung fremder Waaren kann ein Glück ſeyn, aber nur alsdann, wenn ſie wieder ausgeführt werden; im Staate ſelbſt verbraucht, ſind ſie ein ſchleichendes Gift, das freylich nicht zu tödten ſcheint, weil es unſichtbar und nach und nach entkräftet, das aber doch den Untergang deſſelben um ſo viel ſchneller befördert, je dienſtfertiger unſre Nachbarn ſind, uns der Arbeit und des Fleißes zu überheben.

Wenn wir, jeder wie er kann, den Fleiß der Manufacturiſten unter uns aufzumuntern ſuchen; wenn ſie ſich vermehren; wenn die Nacheiferung unter ihnen erwacht, und damit jeder den meiſten Gewinſt davon tragen möge, jeder den andern zu übertreffen trachtet: So muß endlich der Preis der inländiſchen Waaren ſinken und dem Preiſe der ausländiſchen gleich werden. Dieſes beweiſet die Geſchichte aller Länder. Ueberall ha-

ben Manufacturen und Fabriken nicht ohne groſſe Schwierigkeiten errichtet werden und wachſen können. Die erſten Anlagen und Einrichtungen erfodern einen groſſen Aufwand, der freylich auf die neuen Waaren geſchlagen werden muß. Niemand wird auf einmal ein Meiſter, und folglich ſind ſie es auch die erſten Fabrikanten nicht. Sie arbeiten weder ſo fertig noch ſo geſchwind, als die fremden, die ſchon geübt ſind. Sie brauchen mehr Zeit, und dieſe muß der Käufer mit bezahlen. Hierzu kömmt, daß angehende Fabriken zu ſchwach ſind, als daß ſie für eine ganze Nation Waaren genug liefern könnten; ausländiſche Waaren müſſen alſo geduldet werden; und obgleich weiſe Obrigkeiten ihren wohlfeilern Preis durch die Vermehrung der Abgaben und Zölle zu erhöhen ſuchen, ſo wird es doch den inländiſchen Manufacturen immer ſchwer fallen, ſich neben ihnen ſo lange zu erhalten, bis ſie durch einen fortdaurenden Fleiß und eine gute Oeconomie mehr Kräfte gewinnen. Kaufleute pflegen überall die Aufrichtung neuer Fabriken ungern zu ſehen. Sie können,

ten, wenn ſie glücken, nicht ſo viel, oder nicht mit ſo großer Bequemlichkeit und Leichtigkeit gewinnen; oft müſſen ſie ſich auch andre Canäle des Gewerbes und des Reichthums aufſuchen, und der Menſch ſchöpft immer lieber aus den Quellen, die er ſchon hat, als daß er ſich die Mühe geben ſollte, neue zu öffnen. Viele ſind überdieß nicht ſehr gewiſſenhaft; ſie ſehen die Contrebande als eine Art von Glücksſpiel an, wobey ſie viel wagen, in der Hoffnung deſto mehr zu gewinnen. Doch geſetzt auch, daß ſie die Geſetze und die Wachſamkeit derer, die über die Beobachtung derſelben halten ſollen, nicht betrögen, noch betrügen wollten: So haben doch vielleicht manche einen ſolchen Vorrath von Waaren noch liegen, die ſie eben dadurch, daß ſie durch die Erhöhung des Zolles im Preiſe ſteigen, in den Stand ſetzen, die ſtärkern Abgaben zu bezahlen, und entweder wohlfeiler zu verkaufen, als im Lande gearbeitet werden kann, oder doch, um andrer Arten des Gewinſtes willen, den ſchnellern Fortgang der einheimiſchen Manufacturen dadurch zurückzuhalten, daß

ſie zum Abſatze derſelben nicht beförderlich ſind. Dieſes aber macht die Waaren, die inländiſche Fabriken liefern, theurer. Werden hingegen die Arbeiter geſchickter; werden ihrer mehr; arbeiten ſie geſchwinder; erweitert ſich der Abgang: ſo muß, wie ich ſchon geſagt habe, der Preis fallen, und wenn die Lebensmittel im Lande wohlfeiler ſind, als anderwärts: ſo muß er ſo gar geringer werden, als der Preis ausländiſcher Waaren iſt. Ob man unterdeß in einem Lande nicht auf einmal zu viel unternehmen könne, dieß iſt eine Frage für ſich. Ein Privatmann darf ſich in die Unterſuchung und Entſcheidung derſelben nicht einlaſſen, weil er nicht im Stande iſt, gehörig zu beurtheilen, wie viel auf einmal geſchehen muß; wie viel auf einmal geſchehen kann. Er kennt weder die dringende Bedürfniſſe, noch die Kräfte, noch die Hülfsmittel des Staates, und da allezeit das zukünftige fortdauernde Beſte dem itzigen geringern Vortheile deſſelben vorgezogen und ſelbſt mit der Uebernahme eines gegenwärtigen Uebels befördert werden muß: So vergeſſen wir, was wir dem Vaterlande

und

und der Nachwelt schuldig sind, wenn wir klagen. Wir würden unzählbare sehr wichtige Vortheile entbehren; wenn unsre Vorfahren eben so ungroßmüthig gedacht, und Anstalten unterlassen hätten, bey denen sie nur die Mühe hatten, von denen wir aber die Früchte einerndten. So viel ist gewiß, daß der Grundsatz von keinen Einwürfen erschüttert werden kann: Jede Nation verliert von ihrem natürlichen Reichthume, wenn sie nicht jede Art von Gewerbe, Manufactur, Kunst und Handlung treibt, die sie treiben könnte. Je mehr sie Fremde für sich arbeiten läßt, desto gröſſer ist ihr Verlust. Die europäischen Nationen sind nun einmal Eine große Republik. Sie stehen in einer allzugenauen Verknüpfung mit einander, als daß nicht ein jedes Volk die wahren oder eingebildeten Bedürfnisse des andern kennen lernen sollte. Kennt es dieselben, so wird es sie bald empfinden; und werden sie empfunden, so wird es sie befriedigen wollen. Wie theuer wird es diese Befriedigung erkaufen, wenn es sich nicht selbst darum bemühen will!

Es müssen also alle Arbeiter in allen künstlichen Profeßionen und Manufacturen nach Vermögen aufgemuntert und geehrt werden. Die Verachtung gegen ihren Stand ist ein Laster und ein mächtiges Hinderniß des glücklichen Fortganges der Fabriken. Wie wenig er aber noch unter uns geehrt werde, kann man daraus abnehmen, daß Leute, die doch nicht zur allerniedrigsten Classe gehören, ihre Kinder lieber auf die Kutsche treten, als eine nützliche Kunst erlernen lassen.

Je grösser die Abhängigkeit eines Volkes in seinen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten von andern fleißigen und oeconomischen Nationen ist, desto grösser ist seine politische Sklaverey; es ist ihnen unterwürfig, ohne es zu scheinen. Je weniger es andrer Völker bedarf, desto reicher, freyer und mächtiger ist es. Folglich ist es eine Nation ihrer Erhaltung, Fortdauer und Ehre, ihrer Macht, ihrer Bequemlichkeit und Glückseeligkeit schuldig, alles, was sie durch eigne Kräfte ausrichten kann, selbst zu thun,

und derjenige handelt nicht als ein Freund des Vaterlandes, der das Aufnehmen der Fabriken und Manufacturen, einiger Beschwerlichkeiten wegen, denen er für seine Person dabey unterworfen seyn kann, ungern sieht, oder, wenn er kann, nicht befördert. Ich kenne die Ursachen von dem Glücke und der Macht meines ersten Vaterlandes, und eben deswegen ist mein eifrigster Wunsch der, daß mein zweytes Vaterland sich durch eben die Mittel zu erheben und zu bereichern suchen möge, wodurch jenes so reich, so mächtig, und selbst so furchtbar geworden ist.

Hundert und 20tes Stück.

Das ewige Moralisiren? Was hilft es? Wer wird dadurch gebessert? Die Menschen gehen doch immer ihren alten Weg und thun, nicht was sie sollten, sondern was sie wollen. Die Guten bedürfen der Sittenlehre nicht, und die Bösen gebrauchen sie nicht. Es ist schon so viel

von

von der Tugend und ſo viel wider die Laſter geſchrieben worden, daß man nichts Neues mehr erwarten kann; es muß alles erſchöpft ſeyn. Man kann vielleicht auch des Guten zu viel thun; wenn man immer Moral hört, kann man der Moral gewohnt und überdrüſſig werden. — — Mit dieſen Einwürfen höre ich zuweilen die Nützlichkeit ſolcher Schriften beſtreiten, die auf die Verbeſſerung des Herzens und der Sitten abzielen. Allein ob ich gleich, weil ich ſelbſt meine liebſte Beſchäfftigung daraus mache, partheyiſch zu ſeyn ſcheinen mag: So muß ich doch geſtehen, daß ich dergleichen Beſchwerden nicht allein für ungegründet, ſondern auch für unmoraliſch halte. Was würde man von einem Menſchen denken, der darüber klagen wollte, daß die Sonne alle Tage ſcheint, weil es täglich einerley Sonne iſt? Man wird ihres Lichtes gewohnt und man kann es doch deswegen nicht entbehren. Sittliche Wahrheiten aber ſind für das moraliſche Leben eben das, was der Tag für das phyſikaliſche iſt. Sie müſſen niemals aufhören zu leuchten, oder der

Menſch

Mensch wird zur Erfüllung seiner edelsten Bestimmungen unfähig.

Was so viele moralische Schriften helfen, fragt man? Mehr als man glaubt, wenn sie nur Leser finden, und sollten es auch nur neugierige, vorwitzige, oder nachläßige Leser seyn. Ihr Nutzen ist oft so unsichtbar, als der Schade, den verführende Gespräche anrichten, die den kleinen giftigen Insecten gleichen, deren Biß weder gesehen noch empfunden wird, biß ihn eine gefährliche Geschwulst verräth, worauf man nicht einmal die Spur der Verwundung entdeckt. Es ist schon ein großer Vortheil, daß moralische Schriften das Andenken unsrer Pflichten erhalten und fortpflanzen. Wie viele sind lasterhaft, nicht weil sie ihre Verbindlichkeiten niemals gewußt, sondern weil sie dieselben wieder vergessen haben?

Die Welt ist bey allen Vorschriften, Ermahnungen und Aufmunterungen zum Guten in einem hohen Grade verderbt. Was würde sie denn seyn, wenn es ihr an diesen Vorschriften und Aufmunterungen fehlte?

Es

Es giebt unheilbare Krankheiten, die kein Arzt heben kann. Aber wie viel Dank verdient er nicht, wenn er die Gewalt derselben durch seine Arzeneyen nur schwächt, oder wenn er Mittel ausfündig macht, wodurch sie weniger ansteckend werden? Es wird freylich der Moral nicht gelingen, die Laster von der Erde zu vertilgen. Aber wenn sie dieselben nur einschränkt; wenn die Tugend sich nur durch ihre Hülfe unter einer kleinen Anzahl von Menschen erhalten kann; wenn die Lasterhaften nur in ihren Ausschweifungen weniger kühn sind; wenn sie nur zuweilen gezwungen werden, zu erröthen: So könnten schon, blos dieses Nutzens wegen, moralische Schriften nicht zu sehr vervielfältigt werden. Wenn sie auch nur einen vorübereilenden Wunsch, nur einen flüchtigen Vorsatz, besser zu seyn erwecken; auch dieser ist nicht ganz vergebens; das sittliche Verderben wird zum wenigsten in diesen glücklichen Augenblicken zurück gehalten, mit seiner ganzen Kraft zu wirken.

Kein

Kein Menſch iſt in der Tugend ſo vollkommen, daß er nicht mit Nutzen an ſeine Pflichten erinnert werden könnte. Was bekannt iſt kann bekannter; das deutliche kann deutlicher, und beydes geläufiger werden. Die Geſetze, die unſre Handlungen regieren ſollen, müſſen nicht im Gedächtniſſe bloß verwahrt liegen; man muß ſie, ſo zu ſagen, immer bey der Hand haben, und was werth iſt, gethan zu werden, kann unſerm zur Trägheit geneigten Geiſte nicht gegenwärtig genug ſeyn.

Geſetzt die Böſen ließen ſich durch keine moraliſchen Betrachtungen beſſern, welches doch falſch iſt; denn ſie ſind nicht zu allen Zeiten gleich verderbt; zuweilen ſchlummern ihre laſterhaften Leidenſchaften, und die Wahrheit kann in einem ſolchen Augenblicke einen Sieg über ſie davon tragen, der ſie in den beſtändigen Beſitz ihres Herzens ſetzt. Wenn aber auch dieſes nicht geſchähe; So giebt es doch Menſchen, die zwiſchen dem Wege der Tugend und dem Wege des Laſters hin und her wanken: Es dürfen vielleicht nur nach gewiſſe

wisse Zweifel gehoben; gewisse Vorurtheile zerstreut werden: So ist ihre Unentschlüssigkeit gehoben. Bey einigen ist der Saame zu löblichen Handlungen schon da; eine wiederholte Erinnerung an ihre Schuldigkeiten macht, daß er aufkeimt, und zu Früchten reift. Ein Funke kann ein Feuer werden, wenn er angefacht wird. Diesem fehlt es an Muth; nur noch eine Vorstellung mehr von der Schönheit oder von dem herrlichen Nutzen der Tugend: So wird er die Fesseln seiner Leidenschaften zerbrechen, und die Hindernisse überwältigen, die ihn noch von der Ausführung edler Entschließungen zurückhalten.

Die Sittenlehrer können nichts Neues mehr sagen. Wenn dieses auch ohne alle Einschränkung wahr wäre: So ist das genug, daß es nicht die Neuheit, sondern die Wichtigkeit der Wahrheit ist, worauf man bey der Ausbreitung und Fortpflanzung derselben zu sehen hat. Unwissenden sind die bekanntesten Wahrheiten neu: Und wie viele Unwissende giebt es nicht?

Hun-

Hundert und 21tes Stück.

Wer mit der neuen Literatur der Deutſchen nicht ganz unbekannt iſt, der wird ſich mit Vergnügen erinnern, daß Herr Leßing unter ihren ſchönen Schriftſtellern einen vorzüglichen Rang behauptet; ein Scribent, der Talente von verſchiedner Art, die ſchon einzeln und zerſtreut ſehr ſchätzbar ſind, mit einander vereinigt, und mit einem erfindſamen Geiſte einen ſehr naiven Witz, viel philoſophiſche Einſicht, viel Critik, und Gelehrſamkeit verbindet; der eine Beleſenheit hat, wie ſie ein Mann von Geſchmack und Urtheil zu haben pflegt, der überdieß in der Proſa eine beſondre Leichtigkeit und Anmuth beſitzt. Dieſen Ruhm haben ihm ſchon die Schriften erworben, von denen er ſelbſt geſteht, daß ſie unterſchiedne Verbeſſerungen leiden; aber unlängſt hat er denſelben auf die vortheilhafteſte Art durch eine Sammlung proſaiſcher äſopiſcher Fabeln beſtätigt, die, wegen ihrer Schönheit, denen

bekannt zu seyn verdienen, welche wissen, wie viel Genie zu diesen kleinen lehrreichen Erdichtungen gehöre, wenn sie glücklich seyn sollen. Er hat sie mit Abhandlungen über diese Art der Gedichte begleitet, die fast alles übertreffen, was noch darüber geschrieben worden ist. Er hat das Wesen derselben in einem fast völlig neuen Lichte gezeigt, und seine eignen Fabeln können kein größres Lob erhalten als dieses, daß sie fast alle die Probe der Grundsätze aushalten, die er darinnen festgesetzt hat. Ich werde mich also besonders bey diesen Abhandlungen verweilen, die das Wesen der Fabel, den Gebrauch der Thiere in der Fabel, die Eintheilung, den Vortrag und den besondren Nutzen derselben in den Schulen betreffen.

In der ersten Abhandlung werden die theils unrichtigen, theils unzulänglichen Erklärungen, welche de la Motte, Richer, Breitinger und Batteux von der Fabel gegeben haben, geprüft und widerlegt. Alle diese beschreiben die Fabel als eine in

die

die Allegorie einer Handlung verkleidete oder versteckte Lehre. Jeder von ihnen verändert die Worte dieser Erklärung; im Grunde aber unterscheidet sich keiner von dem andern. Herr Leßing zeigt, daß es ihr an der nöthigen Richtigkeit und Genauigkeit fehle. Theils findet zwischen der Fabel und dem moralischen Satze, der darinnen liegt, keine Allegorie statt, sondern nur zwischen der Fabel und dem wirklichen Falle, der dazu Gelegenheit giebt. Theils soll auch die Fabel nicht dienen, eine Moral in dieselbe zu verstecken, sondern vielmehr sie klärer und lebhafter zu machen, oder philosophisch zu reden, sie zum anschauenden Erkenntnisse zu bringen, und durch diese Klarheit derselben mehr Wirksamkeit auf den Willen mitzutheilen. Macht man die Fabel in Absicht auf den allgemeinen Lehrsatz allegorisch, so hat man gewiß eine verwerfliche Fabel gemacht. Batteux giebt von der Handlung, die er zu einer Fabel fodert, eine Beschreibung, nach welcher die besten Fabeln aufhören würden, zu seyn, was sie sind. Er

nennt die Handlung eine Unternehmung, die mit Wahl und Absicht geschieht, und schränkt dadurch den Begriff derselben allzusehr ein. Man sollte jede Folge von Veränderungen darunter verstehen, worinnen man einen moralischen Satz, er mag nun eine Erfahrung oder eine Regel seyn, anschauend erkennen kann, und da dieses mit dem Sprachgebrauche nicht genug übereinzukommen scheint: So sollte man sich lieber eines allgemeinen Wortes bedienen, und sagen, der allgemeine Satz werde durch die Fabel auf einen einzelnen Fall zurückgeführt. Man darf nur dasjenige, was alle gute Fabeln mit einander gemein haben, absondern, so wird man zu einem richtigen und präcisen Begriffe von dem Wesen derselben kommen. In jeder Fabel entdeckt man einen gewissen einzelnen oder individuellen Fall; dieser ist als wirklich angenommen; die erzählte Folge von Veränderungen, die ein Ganzes ausmachen, sind Veränderungen solcher Wesen, die als frey und vernünftig vorgestellt werden. In diesem einzel-

zelnen Falle findet man nicht bloß eine Aehnlichkeit mit dem moraliſchen Satze, der die Abſicht des Dichters iſt; er iſt vielmehr das Exempel dazu; er iſt unter demſelben als das Beſondre unter dem Allgemeinen begriffen. Der Unterſchied zwiſchen der Fabel und dem Beyſpiele beſteht darinnen, daß dieſes ein bloß möglicher Fall, jene hingegen ein wirklicher Fall iſt. Die Urſache aber, warum zur Fabel ein als wirklich vorgeſtellter einzelner Fall erfordert wird, iſt dieſe, daß man in einem wirklichen Falle mehr Bewegungsgründe unterſcheiden kann, als in einem möglichen; weil auch dieſe deutlicher und lebhafter darinnen gedacht werden. Die kürzeſte, richtigſte und fruchtbarſte Erklärung einer Fabel wird alſo dieſe werden: Sie iſt die erdichtete Erzählung eines einzelnen Falles, der als wirklich vorgeſtellt wird, um einen allgemeinen moraliſchen Satz anſchauend darinnen erkennen zu laſſen.

Wenig Kunſtrichter haben ſich auf die Unterſuchung eingelaſſen, warum beſonders

die Thiere mit ſolchem Glücke in der Fabel gebraucht werden. Breitinger findet die Urſache in dem Wunderbaren, welches dadurch verurſacht wird. Allein da ſich das Wunderbare theils auf den Schein der Unmöglichkeit, theils auf die Neuheit gründet, die Alten aber den Schein der Unmöglichkeit, in den Fabeln ſo viel als möglich vermindert wiſſen wollten, und die Neuheit durch den öftern Gebrauch der Thiere wegfällt: So wird dieſe Urſache mit Recht mehr für ſcheinbar als für gründlich erklärt. Herr Leßing iſt in der Entdeckung der wahren Urſache glücklicher, und glücklicher darum, weil er das Weſen und die vornehmſte Abſicht der Fabel nicht verfehlt hat. Dieſe iſt das Vorhaben, eine moraliſche Wahrheit zum anſchauenden Erkenntniſſe zu bringen. Die Thiere haben einen beſtimmten, unveränderlichen, und überall bekannten Charakter, und ſchildern ſich folglich durch ihre bloßen Benennungen in unſrer Einbildungskraft. „Man hört Britannicus und Nero. Wie viele wiſſen, was ſie hören?

Wer

Wer war dieſer? Wer war jener? In welchem Verhältniſſe ſtehen ſie gegen einander? Aber man hört den Wolf und das Lamm; ſo gleich weis jeder, was er hört, und weis, wie ſich das eine zu dem andern verhält. Eine Fabel iſt gemeiniglich um ſo viel unvollkommner, je weniger der Name des darinnen eingeführten Individui die Idee eines beſtimmten Charakters erwecket, woraus der Grund der ihm zugeſchriebnen Handlung angegeben werden kann. Man erkennt folglich das Allgemeine darinnen um ſo viel weniger anſchauend. Eben daraus läßt ſichs erklären, warum Fabeln aus dem Pflanzenreiche, aus dem Steinreiche und von den Werken der Kunſt hergenommen ſo ſelten glücken. Je tiefer wir auf der Leiter der Weſen herabſteigen, deſto ſeltner kommen uns dergleichen beſtimmte und allgemein bekannte Charaktere vor, wie man unter den Thieren findet. Fabeln von ganz unbekannten Thieren würden eben ſo wenig glücken, wenn dieſe nicht vorher mit einen beſtimmten Charakter geſchildert würden.

Herr Leſſing giebt noch eine andre Urſache von dem vorzüglichen Gebrauche der Thiere in den Fabeln an. Die Fabel hat unſre klare und lebendige Erkenntniß eines moraliſchen Satzes zur Abſicht. Nichts verhindert dieſe mehr als die Erregung der Leidenſchaften. Für höhere Weſen könnten wir uns leicht zu ſehr intereſſiren, und dadurch könnte der Grad von anſchauender lebhafter Erkenntniß, den man durch die Fabel hervorzubringen wünſcht, gehindert werden. Unterdeß hat dieſe Urſache nur alsdann ſtatt, wenn man mit der Fabel keine andre und weitere Abſicht verbindet, als die bloße Erweckung einer ſehr klaren und anſchauenden Erkenntniß.

Die Abhandlung von der Eintheilung der Fabel iſt nicht weniger gründlich, als die beyden erſten ſind. Ich begnüge mich mit der Anführung des Weſentlichen.

Die Fabeln werden entweder bloß auf einen allgemeinen moraliſchen Satz angewen-

endet, und heißen einfache Fabeln; oder
e werden auf einen andern wirklichen Fall
gewendet, der mit der Fabel unter Einem
lgemeinen moraliſchen Satze enthalten iſt,
ad heißen zuſammengeſetzte Fabeln. Die-
können eben wegen ihrer Anwendung auf
uen andern ähnlichen Fall, allegoriſche
nannt werden.

Es giebt moraliſche Sätze, die ſich an-
hauender in einem einzelnen Falle ihres
egentheils, als in einem einzelnen Falle,
r unter ihnen begriffen iſt, erkennen laſ-
n. Daher kann man die Fabeln auch in
directe und directe Fabeln eintheilen.

Fabeln, deren einzelner Fall ſchlech-
dings, ohne einige Vorausſetzung mög-
b iſt, mögen, einer alten Abtheilung we-
n, vernünftige, diejenigen, wo er es nur
ch einer gewiſſen Vorausſetzung iſt, ſitt-
he genannt werden. Die Vorausſetzun-
n betreffen entweder die Subjecte der Fa-
, oder die Prädicate derſelben; der Fall

der Fabel ist entweder möglich, vorausgesetzt, daß diese oder jene Wesen existiren; oder er ist es, vorausgesetzt, daß diese und jene wirklich existirende Wesen die ihnen wirklich zukommende Eigenschaften in einem höhern Grade, in einem weitern Umfange besitzen. Jene Fabeln, worinnen die Subjecte vorausgesetzt werden, kann man mythische nennen, worunter alle Fabeln von bloß erdichteten Wesen gehören; diejenigen Fabeln, worinnen man nur erhöhte Eigenschaften wirklicher Subjecte annimmt, können hyperphysische Fabeln heißen. Aus beyden Arten kann noch eine vermischte Gattung entstehen. Herr Lessing verdient zu sehr, ganz gelesen zu werden, als daß ich mich auf eine nähere Erklärung dieser Eintheilungen einlassen könnte; zumal da er über verschiedne Regeln und Fragen bey denselben sehr gründliche und wichtige Anmerkungen mittheilt, und besonders auch die Möglichkeit kleiner äsopischer Epopeen zeigt.

Ich

Ich komme auf die Abhandlung von dem Vortrage in der Fabel. So viel Vorzügliches ſie auch hat, ſo kann ich doch mit den vornehmſten Meinungen, die der Verfaſſer darinnen geäußert hat, nicht übereinſtimmen. Er verwirft die Art zu erzählen, die la Fontaine einführte, und folglich alle diejenigen, die ihm darinnen gefolgt ſind. Er billigt bloß die Kürze und Simplicität, die man in den griechiſchen proſaiſchen dem Aeſopus zugeſchriebenen Fabeln findet. Dieſes ſoll aus dem Weſen der Fabel, und der vornehmſten Abſicht derſelben folgen. Die Erreichung derſelben wird nach ſeiner Meinung durch die möglichſte Kürze und Einfalt befördert, durch die Erweiterungen und Zierrathen aber, die la Fontaine gebraucht hat, verhindert. Folglich ſollen alle Gemälde, alle Beſchreibungen, alle Zeichnungen der Oerter, Perſonen und Stellungen, wie auch alle Nebenlehren und zufällige Gedanken in dem Vortrage der Fabel verwerflich ſeyn. La Fontaine ſollte zum Exempel bloß Fuchs geſagt, er ſollte ihn nicht beſchrieben haben:

Un vieux renard, mais de plus fins
Grand croqueur des poulets, grand
preneur de lapins
Sentant ſon renard d'une lieüe u. ſ. w.

Und warum? Weil ſchon der Name Fuchs die Idee eines witzigen Schalkes in den Leſern erweckt.

Ich will nicht ſagen, daß verſchiedne Fabeln des Herrn Verfaſſers nach dieſen Grundſätzen noch kürzer ſeyn, noch mehr Simplicität, noch weniger Schmuck haben könnten, ich will lieber gleich auf die richtigen Gründe der entgegengeſetzten Meinung kommen.

Das Weſen der Fabel beſteht zwar darinnen, daß man einen allgemeinen moraliſchen Satz durch ſie zu einer lebhaften anſchauenden Erkenntniß bringe. Allein man muß nicht vergeſſen, daß das Weſen eines Dinges vieler Modificationen, oder vieler Veränderungen in ſeinen zufälligen Ei-

gen-

genschaften fähig sey, wodurch die anschauende Erkenntniß befördert wird. Man kann diese sichtbar werden lassen, ohne daß dadurch das Wesen selbst aufgehoben und zernichtet wird. Man kann diese zeichnen, um die Aufmerksamkeit oder die Erwartung, und eben dadurch die Lebhaftigkeit der Intuition zu erhöhen. Der bloße Name eines Fuchses erweckt zwar, um mich der Worte des Herrn Leßings zu bedienen, die Idee eines witzigen und listigen Schalkes; aber kann es nicht, die anschauende Erkenntniß der ihm zugeeigneten Handlung zu erhöhen, dienlich seyn, ihn mit einem gewissen Vorzuge vor andern Füchsen, oder einen, der sich vor andern auszeichnet, zu schildern? Oft kann die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß schon dadurch geschwächt werden, wenn man zu geschwind zu derselben gebracht wird. Auch können scheinbare Schwierigkeiten und Umschweife, weil man etwa seine Erwartung übertreffen sieht, die Klarheit und den Eindruck derselben verstärken. Würden alsdann nicht

Weit-

Weitläuftigkeit und Schmuck, der Kürze und Simplicität vorzuziehen ſeyn, ungeachtet der allgemeine moraliſche Satz auch in einer kürzern, und ungeſchmückten Erzählung noch anſchauend erkannt werden könnte? Man nehme folgende Fabel des Herrn Leſſings: „Mein Vater, glorreichen Andenkens, ſagte ein junger Wolf zu einem „Fuchſe, das war ein rechter Held! Wie „fürchterlich hat er ſich nicht der ganzen Gegend gemacht! Er hat über mehr als „zweyhundert Feinde nach und nach triumphirt und ihre ſchwarzen Seelen ins Reich „des Verderbens geſandt. Was Wunder „alſo, daß er endlich doch einem unterliegen „mußte! So würde ſich ein Leichenredner „ausdrücken, ſagte der Fuchs; der trockne „Geſchichtſchreiber aber würde hinzuſetzen: „Die zweyhundert Feinde, über die er nach „und nach triumphirte, waren Schaafe und „Eſel, und der eine Feind, dem er unterlag, war der erſte Stier, den er ſich anzufallen erkühnte.„ Wie viele Ausſchmückungen in dieſer Fabel! Der Zuſatz: Glorrei-

reichen Andenkens; Die Ausrufung: Wie fürchterlich hat er sich nicht der ganzen Gegend gemacht; die Vergrösserung: Und ihre schwarzen Seelen in das Reich des Verderbens gesandt; die ironische Anspielung auf die Leichenredner, die der Dichter dem Fuchse in den Mund legte, konnten, unbeschadet der anschauenden Erkenntniß des allgemeinen moralischen Satzes weggelassen werden. Gesetzt man erzählte diese Fabel kürzer also: Mein Vater, sagte ein junger Wolf zu einem Fuchse, das war ein Held! Er hat nach und nach mehr als zweyhundert Feinde erlegt; Was Wunder, daß er doch endlich einem unterliegen mußte. Der Fuchs antwortete: Wenn die zweyhundert Feinde nur nicht Esel und Schaafe gewesen wären! Du vergißt, daß der Feind, dem er unterlag, ein Stier war. Wird nicht auch durch diese Erzählung der allgemeine moralische Satz: Der Ruhm eines Helden kömmt nicht auf die Menge, sondern auf die Tapferkeit der überwundnen Feinde an, zur anschauen-

schauenden Erkenntniß gebracht? Warum ist aber die erste Erzählung der andern weit vorzuziehen? Ohne Zweifel deswegen, weil die gebrauchten Ausschmückungen der anschauenden Erkenntniß des allgemeinen Satzes mehr Lebhaftigkeit und mehr Anmuth geben.

Ich unterstütze diese Anwerkung mit einer andern. Man kann eine gewisse Hauptabsicht haben, und indem man diese zu erreichen sucht, solche Mittel gebrauchen, wodurch andre Nebenzwecke zugleich erreicht werden. Wenn diese nur Nebenendzwecke bleiben: So schadet die beyläufige Beförderung derselben der Fabel so wenig, daß vielmehr die Vollkommenheit derselben um so viel grösser wird, je mehr Nebenabsichten zugleich erhalten werden. Die anschauende Erkenntniß eines allgemeinen moralischen Satzes ist das Ziel, wohin mich der Dichter bringen will. Wenn nicht ausserordentlich viel darauf ankömmt, wie geschwind ich zu diesem Ziele komme: So

ist

ist es mir nicht gleichgültig, ob ich auf dem nächsten, oder auf dem angenehmsten Wege dahin komme; ich glaube, jeder wird den letzten vorziehen. Eben so wenig ist es einerley, wie der Führer und Gesellschafter auf dem Wege beschaffen ist, ob gleich das gewiß bleibt, einmal, daß man zu seinem Ziele kommen, zweytens, daß man nicht durch verdrießliche Umwege dahin gebracht werden muß. Gesetzt also, die äsopische Fabel hätte sonst zu dem Gebiete der Rhetorik gehört, wie Herr Lessing behauptet, so hat sie doch nicht dabey verloren, daß sie von einem la Fontaine in das Gebiete der Poesie verpflanzt worden ist. Ob diese Versetzung allezeit glücklich und regelmäßig geschehen ist, dieß ist eine andre Frage, deren Entscheidung nicht hieher gehört.

Ich setze hinzu, daß die Wirkung einer anschauenden Erkenntniß zwar die vornehmste Absicht der Fabel ist, weil sie die unmittelbare, die nächste seyn muß. Sollte aber nicht der Dichter noch eine weitere Absicht

damit verbinden; sollte er einen gewissen moralischen Satz nicht anschauend machen dürfen, um durch diese anschauende Erkenntniß noch zu einem andern Endzwecke zu gelangen? Daß er dieses: So werden Züge in der Fabel vorkommen können, die sich auf die weitere Absicht beziehen. Ich breite mich nicht weiter darüber aus; aber es schien mir nicht unnützlich zu seyn, wenn ich das Vergnügen, das so viele aus den Fabeln eines la Fontaine, Gellerts, Schlegels und andrer geschöpft haben, gegen einen sinnreichen Geist rechtfertigte, der sie durch die gute Art seines Vortrages verleiten könnte, wegen der Vorzüge dieser Dichter irre zu werden.

Die letzte Abhandlung von dem Nutzen der Fabel enthält vortreffliche Anmerkungen. Ich bin schon zu weitläuftig gewesen, als daß ich mich bey derselben verweilen könnte. Er zeigt besonders, wie man sie auf den Schulen brauchen könne, das Genie zu bilden. Hier ist eine Fabel von dem Verfasser.

Eine

Eine gesellige Nachtigall fand unter den Sängern des Waldes Neider die Menge, aber keinen Freund. Vielleicht finde ich ihn unter einer andern Gattung, dachte sie und floh vertraulich zu dem Pfaue herab.

Schöner Pfau, ich bewundre dich — — Ich dich auch, liebliche Nachtigall! — — So laß uns Freunde seyn, sprach die Nachtigall weiter; wir werden uns nicht beneiden dürfen; du bist dem Auge so angenehm, als ich dem Ohre.

Die Nachtigall und der Pfau wurden Freunde.

Kneller und Pope waren bessere Freunde, als Pope und Addison.

Hundert und 22tes Stück.

Heilig iſt Gott! Zu verderben
Ein Eifrer! Denn wir ſollten ſterben,
Wir, ſein entheiligtes Geſchlecht.
Und es rief des Richters Stimme,
Wer rettet ſie von meinem Grimme,
Verſöhnt und machet ſie gerecht?
Ich ſchwöre: Ich will verzeihn;
Will wieder Vater ſeyn,
Ich, Jehova!
Da ſtieg der Sohn
Herab vom Thron
Und wollts! Und ward ein Menſchenſohn!

Er erſcheint, uns gleich zu werden,
Gleich andern Menſchen an Geberden;

Der

Der Welten Schöpfer wird ein Kind!
An Gestalt ein Knecht, die Sünder
Gott zu gewinnen, neue Kinder!
Jauchzt, Kinder, die er Gott gewinnt!
Der Vater Gott ist Gott!
Des Menschensohn ist Gott!
Auch Jehova!
Er, unser Ruhm
Und Eigenthum
Kömmt, Mensch und Gott, und schafft
uns um!

Wunderbar, und Rath, Bezwinger,
Und Ewigvater, Friedebringer,
So heißet Er! Der macht uns frey!
Herrschaft ist auf seiner Schulter.
Der Herrscher bricht auf unsrer Schulter
Das harte Joch der Last entzwey.
Des Treibers Stecken bricht
Der Herr entzwey und spricht:
Ich, Jehova!

Mach alles neu;
Ich mach euch frey;
Dem Vater ſeyd und mir getreu!

Betet an! Er iſt gekommen!
Wir ſind nun wieder angenommen!
Gefallne Menſchen, betet an!
Der Erbarmer ſchleußt uns wieder
Den Himmel auf und nennt uns Brüder!
Gefallne Menſchen betet an!
O dient ihm, dient ihm gern!
Uns iſt der Glanz des Herrn
Aufgegangen!
Er iſt das Licht;
Wer ſchauet nicht
In ihm des Vaters Angeſicht?

Niedrig gebeugt, verſöhnt, erwürget
Das wird er werden, uns verbürget
Ein Lamm, das aller Sünden trägt!
Ach wir ſehn ihn ſchon im Garten

Sehn

ehn Gottes Zornkelch ihn erwarten,
ehn, wie der Herr den Hirten ſchlägt!
Die er gemartert iſt!
Die jede Wunde fließt!
lut des Bundes!
leuß! Mach uns rein!
Wir wollen ſein,
ein ewig, Gottverſöhnet, ſeyn!

Immer wären noch die Sünden
ausgeſöhnt des Zornes Ruthen;
ehbahr ihn uns Niemand riehte,
uchzet; denn er iſt gebohren!
er an ihn gläubt, wird nicht verloren;
eht nicht den Tod, nicht das Gericht!
ein iſt nun Fluch und Lohn;
r Richter iſt der Sohn!
ſer Mittler!
e ihm vertraun,
e werden ſchaun,
ie gut es iſt, dem Sohn vertraun!

Himmel rühms! und rühms, o Erde,
Daß jeder Mund voll Dankens werde,
Und jede Seel ein Lobgeſang!
Ehre ſey Gott in der Höhe!
Und Fried auf Erden und Gott ſehe
Mit Wohlgefallen unſern Dank!
Heil ſey ihm, Macht und Ruhm!
Der Sohn, Gott, ſchafft uns um,
Halleluja!
Der Heiligkeit,
Ihm ſeyd gewehet,
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Hundert und 2ztes Stück.

Es hat mir nicht wenig Mühe gekostet, von den Aufseherinnen endlich die Erlaubniß zu bekommen, den Anfang zu einem kurzen Auszuge aus dem Protocolle zu machen, das ich in ihrer Gesellschaft gehalten habe. Die Briefe, die ihnen geschrieben worden sind, mußten doch endlich einmal beantwortet werden. Wäre dieser Umstand nicht gewesen; so hätte ich sie, glaube ich, noch nicht dahin gebracht, mir die Erlaubniß zum Auszuge zu geben. Ich bin in keiner kleinen Verlegenheit. Ich möchte mich gern bey dem Publico entschuldigen; und doch auch nicht gern meine Freundinnen bey demselben verklagen. Wenn Frauenzimmer

etwas nicht wollen; so haben ſie immer ſehr viele Urſachen anzuführen. Ich berühre nur etwas von den Urſachen, warum mir die Aufſeherinnen ſo lange meine Bitten abgeſchlagen haben. Eine gewiſſe Furchtſamkeit, eine Art von Meinung (Vorurtheil befehlen ſie mir, ſoll ich ſagen) daß ein gewiſſer Theil des Publici noch nicht fähig genug ſey, verſchiedne Dinge des Protocolls in ihrem wahren Geſichtspunkte anzuſehen; und dennoch gerade drauf los urtheile, und zwar in Sachen, zu deren halben Entſcheidung doch mindſtens, (ich ſoll nur aufhören, ſagen Sie; allein wie würden meine Leſer lachen, wenn ich, aus groſſem Gehorſam, den Perioden nicht zu Ende brächte) mindſtens einige Feinheit erfodert würde; wobey ich, (nicht die Aufſeherinnen,) dem geliebten Leſer zu erwägen anheim ſtelle, daß es ſich mit der völligen Entſcheidung noch ein wenig anders verhalte.

Den

Den 18ten Junius.

Soll ich einen Mann heirathen, der mich, wie ich glaube, liebt; den ich liebe? Wie sehr lieb ich ihn! Einen Mann, der ein Freygeist ist, und den ich zu einem Christen zu machen hoffe? Nur eine Sache schwächt diese Hoffnung ein wenig. Er ist sehr beredt. Aber wenn ich seinen Beweisen ihr schönes Kleid ausziehe; so sind sie eben so stark nicht. Diese Sache macht mich so ernsthaft, daß ich schon etliche Nächte nicht geschlafen habe.

Lucinde.

Man kann das Unglück haben, einige Zeit ein Zweifler zu seyn; aber man ist mehr als unglücklich, wenn man ein Freygeist ist. Wie können Sie, Lucinde, einen Freygeist lieben? Wir glauben, daß Sie die eigentliche Bedeutung dieses Wortes wissen. Sie sind nicht in

ihn

ihn verliebte und Sie lieben ihn, einen Mann, den Sie vermuthlich nicht in jener Welt antreffen werden? Welch ein fürchterlicher Gedanke für die wahre Liebe! Doch Sie hoffen ihn zu einem Christen zu machen. Hiervon hernach. Aber sagen Sie, wie ist es Ihnen möglich, einen Freygeist zu lieben? Die eigentliche Liebe setzt, wo nicht vortreffliche, doch gute Eigenschaften voraus. Wer diese nicht hat, kann nicht lieben, und geliebt werden. Sie werden uns doch zugestehn, daß ein Freygeist aufs höchste nur einige scheinbar gute Eigenschaften haben kann. Zweifeln Sie ja recht sehr daran, daß er Sie liebt. Er hat gewiß zu wenig gute Eigenschaften, um Sie lieben zu können. Verzeihen Sie uns, oder danken Sie uns vielmehr dafür, daß wir ganz aufrichtig reden. Er ist Ihrer nicht würdig. Und wie wollen Sie es anfangen, ihn zum Christen zu machen? Er ist beredt, sagen

Sie.

Sie. Dieß schöne Kleid wird er gewiß einen Sophismen nicht so leicht ausziehn lassen, als Sie denken. Aber nun kömmt das schlimmste: Sie lieben ihn. Wie leicht wird man von der Meinung desjenigen eingenommen, den man liebet! Man wird oft, ohne daß der Geliebte die Absicht hat, uns dahin zu bringen. Wenn er aber nun vollends diese Absicht hätte; wenn er die Gewalt Ihrer Liebe zu ihm gegen Sie brauchte: An welchem Abgrunde stünden Sie denn! Die Liebe, durch deren Hülfe Sie ihn zurückbringen wollen, wird zum Dolche, der gegen Sie gekehrt werden wird. Und gleichwohl müssen Sie ihn lieben und er muß es wissen, daß Sie ihn lieben, wenn die Ausführung ihres Vorsatzes nur etwas Wahrscheinlichkeit behalten soll. Wenn Sie nun aber, nachdem Sie ihn hätten ganz kennen gelernt, aufhören müßten, ihn zu lieben: wie unmöglich würde es Ihnen besonders

als-

alsdann werden, ihn zur Religion zurück zu bringen! In was für einer Ehe würden Sie alsdann leben! Und Ihre Kinder! — — — Stellen Sie sich einmal diese fürchterliche Aussicht vor. Wir rathen Ihnen nicht allein, wir beschwören Sie bey Ihrer ganzen Glückseligkeit: Heirathen Sie diesen Mann nicht! Aber Sie lieben ihn! Lernen Sie ihn ganz kennen: So werden Sie aufhören, ihn zu lieben.

Den 4. August.

Ich bin verheirathet gewesen. Wie glücklich war ich durch meine Liebe, wie sehr glücklich! Und wie fühle ich jetzt die ganze Last dessen, was ich war; ob mir gleich mein äußerstes Bestreben, meinen Gram zu unterdrücken, nicht mislingt.

Wie

Wie viel hätte ich Ihnen nicht zu sagen, wenn ich Ihnen meine Situation nur einigermassen umständlich beschreiben wollte. Doch Frauenzimmern kann man von dieser Art der Glückseeligkeit, die vielleicht die unschuldigste und beste ist, mit wenigen Worten viel sagen. Wie klein sind alle Glückseeligkeiten der Ehre gegen dieselbe! Das Bewustseyn der ausgeübten Pflicht ist allein eine grössere. Man könnte die unschuldige Liebe so gar unter die Pflichten zählen. Denn das Bestreben nach Glückseeligkeit gehört auch zu den Pflichten. Sie sehen, wie ich über diese Glückseeligkeit denke, die so wenige kennen. Sagen Sie mir nun: Soll ich meinen Verlust zu ersetzen suchen, wenn ich ihn ersetzen könnte? Ersetzen nenne ich, ein Frauenzimmer finden, die ich, und die mich eben so sehr lieben könnte, als ich

ge-

geliebt habe, und geliebt worden bin; ob sie gleich gewisse andre Nebeneigenschaften haben könnte, als die Verstorbne. Aber ehe Sie entscheiden, noch eine Frage; und dann eine Hauptbedingung. Kann man zwo Personen fast völlig gleich lieben? Denn ich kann gewiß nicht, und würde, wenn ich auch könnte, die Lebende nicht mehr als die Verstorbne lieben wollen. Ich wollte aber auch die Lebende nicht weniger lieben. Wie könnte ich dadurch glücklich seyn? Und nun die Hauptbedingung: Die Lebende muß die Verstorbne so sehr, als mich, lieben können. Sie muß gern mit mir von ihrer Freundinn, und ohne alle Eifersucht, auch ohne die feinste, reden können. Was vermuthen Sie: Sollte es ein Frauenzimmer geben, die hierzu fähig wäre? Doch ich muß hier abbrechen. Mein Brief würde sonst viel zu lang wer-

den

ben. Aber seyn Sie desto umständlicher. Entscheiden Sie ja nicht zu kurz. Es sind zwar nur sehr wenige, die meine Fragen und Ihre Entscheidungen interessiren können. Aber diese wenigen verdienen, daß man nicht darüber hingehe.

Alcindor.

Sie erwarten zu viel von uns, Alcindor, wenn Sie glauben, daß wir uns getrauen sollten, in einer so ernsthaften und delicaten Sache zu entscheiden. Wir wollen Ihnen einige von denen Gedanken mittheilen, zu welchen Sie uns veranlaßt haben.

Unsre erste Anmerkung (sie ist traurig; aber sie scheint uns fast ohne Aus-

nahme zu seyn) unsre Anmerkung ist diese: Es kann kein Mensch lange sehr glückseelig seyn. Sehr viele Menschen werden es so gar niemals. Wer es einmal gewesen ist, muß entschlossen seyn, die Hoffnung aufzugeben, daß er es wieder werden könne.

Haben Sie Muth genung, in Betrachtung Ihrer, eine Ausnahme zu hoffen?

Vielleicht macht Sie dieser Muth, wenn Sie ihn haben, einigermassen glücklich. Aber Sie verlangen von uns, daß wir Ihnen unsre Meinung aufrichtig sagen sollen.

Noch eine zu finden, die Sie fast auf gleiche Art lieben würden, was gehört

hört nicht alles dazu? Das wissen Sie besser, als wir, daß die Anzahl solcher Frauenzimmer, von denen Sie eine lieben würden, sehr klein ist; und daß diese wenigen sehr zerstreut sind. Werden Sie eine finden? Und wenn Sie sie gefunden hätten, werden Sie von ihr geliebt werden? Nichts von äußerlichen Umständen zu sagen; so wissen Sie, daß selbst diejenige Liebe, die sich vornehmlich auf ein schönes Herz, und auf die übrigen Eigenschaften der Seele gründet, wir wollen nicht sagen, ihre kleinen Caprieen hat; aber doch gewisse feine, den meisten unmerkliche Bestimmungen der Charaktere verlangt, wenn ihr nichts zu der Glückseeligkeit fehlen soll, welche sie zu geben fähig ist. Sie geben zu, daß die neue Schwierigkeit nicht gering sey. Und geht das fast völlig gleich lieben an? Gesetzt

es ginge an; wird denn die Abwesende immer so starke Einflüsse auf Sie haben, als die Gegenwärtige? Gleichwohl macht es Sie nicht glücklich, wenn Sie diese mehr lieben. — — — Es giebt noch eine andre Eifersucht als die so mit Recht beschrieen, und lächerlich gemachte. Und diese ist von der Liebe, von welcher wir reden, unzertrennlich. Sie kann die heiterste Seele bisweilen mit einem Wölkchen überziehn. Und was folgt alles daraus? Sie werden dieß mit einem Blicke übersehen. Wenn Sie uns einwenden: daß man zu viel Glückseeligkeit fodere, wenn man nicht etwas Trübes darunter mit annehmen wolle; so können wir Sie zwar in einer gewissen Betrachtung nicht widerlegen: Aber Sie müssen uns doch auch zugeben, daß Sie durch Ihren Einwurf von Ihrem Systeme der Glückseelig-

igkeit abgehn. Noch Eins. Wagt man nicht zu viel Ruhe daran, wenn man ich in die Umstände setzt, noch Eine Geliebte vielleicht beweinen zu müssen? Man muß, werden Sie sagen, alle Ansprüche auf Glückseeligkeit fahren lassen, wenn man sich mit solchen schwarzen Möglichkeiten quälen will. Sie sollen ich nicht vorher damit quälen; aber wenn nun der Fall kömmt? Wägen Sie recht genau. Ruhe der Seele von gewisser Dauer; und Glückseeligkeit von ihr ungewisser. Uns kömmt es vor, als es die zweyte Wagschale ist, welche die Höhe steigt.

Hundert und 24tes Stück.

Laß den Schlaf nicht, sagte Pythagoras, in deine Augen kommen, ehe du jede Handlung des Tages sorgfältig überdacht hast! Worinnen war ich nachläßig? Was habe ich verrichtet? Welche von meinen Pflichten habe ich unerfüllt gelassen? Auf diese Weise fange von der ersten That an und gehe bis zur letzten fort. Und dann betrübe dich über das Böse, das du gethan hast, und freue dich über das Gute! Zur Beförderung des Wachsthumes in der Tugend kann unstreitig keine beßre Regel gegeben werden, und sie ist zu nützlich, als daß man sie nicht oft wiederholen und einzuschärfen

sen suchen sollte. Sie fand lange nach dem Tode ihres Urhebers Bewunderer, und, was mehr ist, Männer, welche sich nach derselben richteten. Von dem ältern Cato, dem die Strenge seiner Sitten so unvergeßlich gemacht hat, wird gerühmt, daß er sich an jedem Abende, dessen, was er gesagt, gehört und gethan hatte, erinnert habe. Sextius, ein Pythagoräer zu den Zeiten des Seneca, schlief keinen Abend ein, ohne sich zu fragen: Von welcher Unvollkommenheit hast du dich befreyt? Welchem Laster hast du widerstanden? Worinnen bist du besser geworden? Seneca selbst erzählt von sich, daß er jeden Tag sich vor seinen eignen Richterstuhl fodere. — — — Wenn das Licht weggenommen ist, wenn meine Frau, die meine Gewohnheit kennt, schweigt, alsdann überdenke ich meinen

ganzen Tag; ich prüfe alle meine Handlungen und Reden; ich verberge nichts vor mir; ich übersehe nichts. Welche Beyspiele für uns, die wir zu einer so gewissen Kenntniß und Unterscheidung unser selbst weit mehr und weit vollkommnere Gründe und Anreizungen haben, als sie, welche bey aller ihrer Weisheit doch nur einen dämmernden Schein von der Schönheit, der Würde und den Vortheilen der Tugend hatten!

Wir beschließen wieder ein Jahr. War einem Pythagoräer ein Tag schon ein so wichtiger Theil seines Lebens, daß er eine genaue Rechenschaft von der Anwendung desselben von sich foderte: Was muß einem Christen nicht ein Jahr seyn! Wer kann reinere und gewissere Begriffe von dem Werthe der Zeit haben, als er!

Ich

Ich habe zu viel Hochachtung für meine Leser, als daß ich fürchten sollte, dieser Gedanke sey für diejenigen zu ernsthaft, die einige Vollkommenheit ihres Wesens gründen.

Mit einem jeden Tage sollten wir weiser und besser werden, eine Unvollkommenheit mehr ablegen, eine Leidenschaft mehr überwinden, und selbst eine jede Stunde wo nicht mit edeln und nützlichen Handlungen, doch mit solchen Entschließungen bezeichnen, deren wir uns niemals schämen dürfen. An Gelegenheiten und Aufmunterungen kann es uns nie fehlen, wenn wir sie nur wirken lassen. Wie sehr würden wir uns nicht auf dem Wege der Wahrheit und Rechtschaffenheit dem Ziele unsrer Bestimmung genähert haben! Mit welchem Vergnügen

müßten, wir nicht in unsre Vergangne zurückſehen könnten!

Allein wenn auch der Tugendhafteſte, der ſich in der Erfüllung ſeiner Pflichten am geſchäfftigſten und eifrigſten erwieſen hat, ſich am Ende ſeines Lebens aller Augenblicke deſſelben erinnern, und zugleich ſeine Thaten darinnen in ein richtiges Verzeichniß bringen könnte, und hier ſie theils gegen die Zeit, die er in guten Handlungen hatte, theils gegen die Kräfte, die ihm zur Ausübung der Tugend gegeben waren, abwägen wollte: So würde er nur allzuviele leere und unbezeichnete Stellen darinnen finden, diejenigen Stunden und Tage ungerechnet, die er nicht gelebt zu haben wünſchen möchte, weil er ſie der Thorheit oder dem Laſter preisgegeben hat! Alle zufrieden würde er nicht wer-

den,

ben, selbst bey seinem Bewußtseyn, daß er wenigstens seit der Zeit, da er sich der Tugend mit Beständhaftigkeit gewidmet hatte, keine seiner Pflichten muthwillig vergaß? Es ist sehr weise, mit unsern vergangenen Stunden zu reden, und zu fragen, was sie dem Himmel für Nachrichten von uns gebracht haben; aber es ist eben so kränkend, wenn man sich den Vorwurf machen muß, daß es in unsrer Gewalt stund, ihnen bessre mitzugeben!

Wie elend muß denn nicht am Eingange in die Ewigkeit der seyn, dessen Leben eine immerwährende Zerstreuung aus einer Thorheit in die andre; eine beständige Abwechslung der lächerlichsten Eitelkeiten mit den schändlichsten Lastern war!

Gleich-

Gleichheit lassen beyde der Thor und der Lasterhafte sich nicht etwa nur einen Tag oder einen Monat, sondern ein Jahr nach dem andern, und mit jedem unzählbare Seeligkeiten entreissen. Denn es sollen nicht allein die Thaten, sondern auch die Gedanken belohnt werden, wenn sie der Belohnung würdig sind. Wenn sie nur die Thorheit der vorigen Zeit damit gut machten, daß sie keinen Augenblick länger mit ihrer Besserung verweilten! Aber noch erwarten sie das nächste Jahr. Werden sie niemals lernen, daß es vergebens ist, einen alten Baum zu pfropfen, wenn er nicht einmal für seine eignen schon verdorrenden Aeste Safft genug hat?

„Unter den erstaunenswürdigen Thorheiten, die der Mensch begeht, sagt „Young, und ich bitte meine Leser, die-

„se

„sey noch vor dem Anfange des folgen„den Tages endlich zu erwägen, nimmt „diese den höchsten Rang ein, daß alle „Menschen im Begriffe sind zu leben, und „ewig an der Schwelle der Geburt stehen. „Alle preisen ihr künftiges Selbst, wie „vortrefflich ist das Leben, das sie nim„mer führen werden! Die Zeit, welche „sie in ihren eignen Händen haben, wen„den sie der Thorheit zu; jene, welche „noch in den Händen des Schicksals ist, „wird der Weisheit angewiesen. Der „elende verschiebende Mensch ist lauter „Versprechen, und das durch alle Stufen „seines Alters. Als Jünglinge wünschen „wir nur als rechtschaffene Söhne, daß „unsre Väter weiser seyn möchten. Im „dreyßigsten Jahre argwöhnt der Mann, „daß er selbst ein Thor sey; weis es im „vierzigsten, und verbessert seinen Plan;

„im

„im funfzigſten ſchilt er über ſeinen Verzug, und treibt ſeinen klugen Vorſatz zur „Entſchließung, entſchließt ſich mit der „ganzen Tapferkeit des Geiſtes, entſchließt „ſich, und entſchließt ſich wieder, und „ſtirbt eben derſelbe.„

Wen kann nicht dieſes ſchreckliche Schickſal in dem künftigen Jahre treffen, und wer wollte wohl, daß es ihn in dem zurückgelegten getroffen hätte?